This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

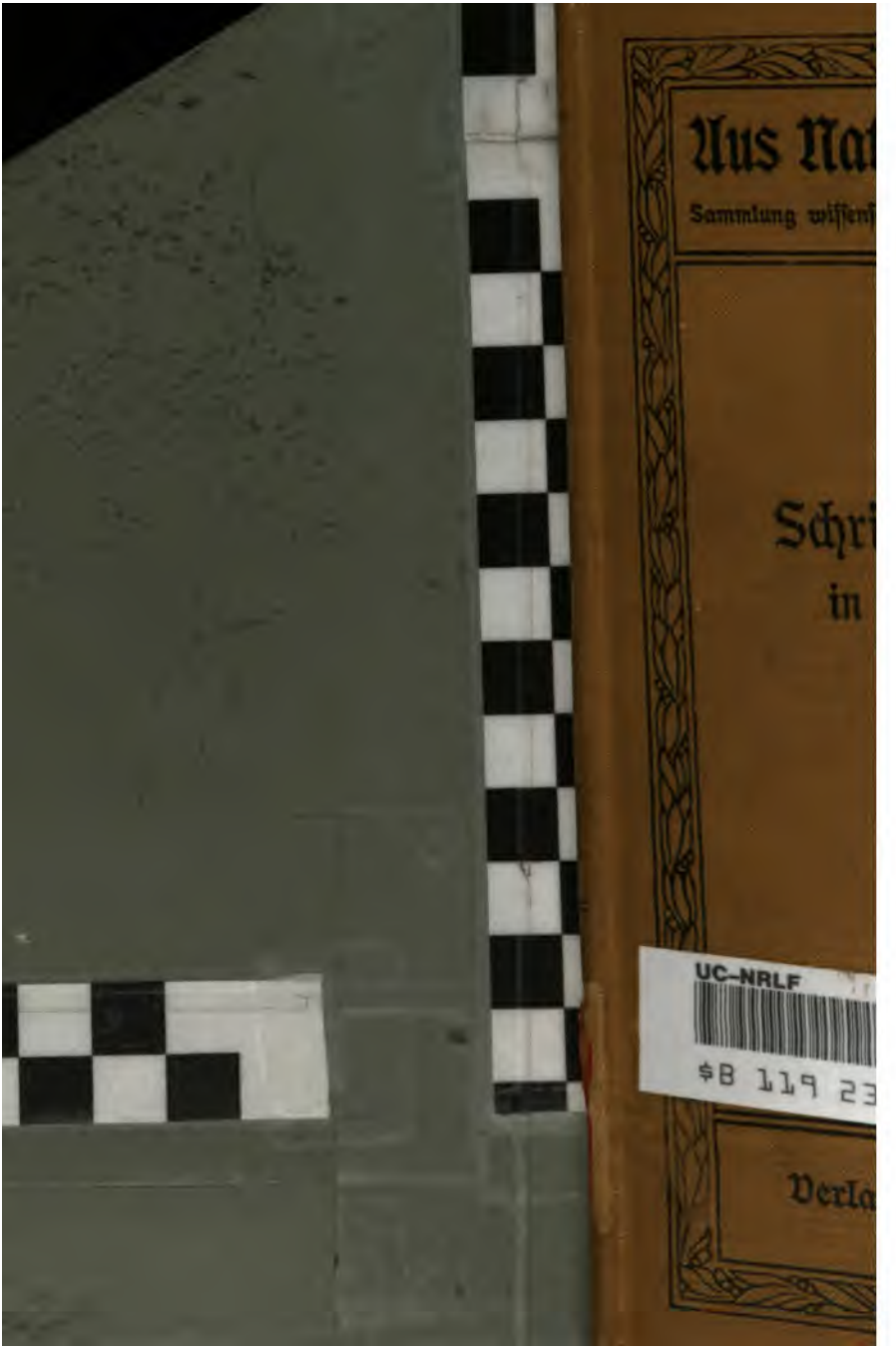
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


Aus Nat
Sammlung wissens
Schri
in
UC-NRLF
$B 119 23
Verla

Natur und Geisteswelt

wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen

O. Weise

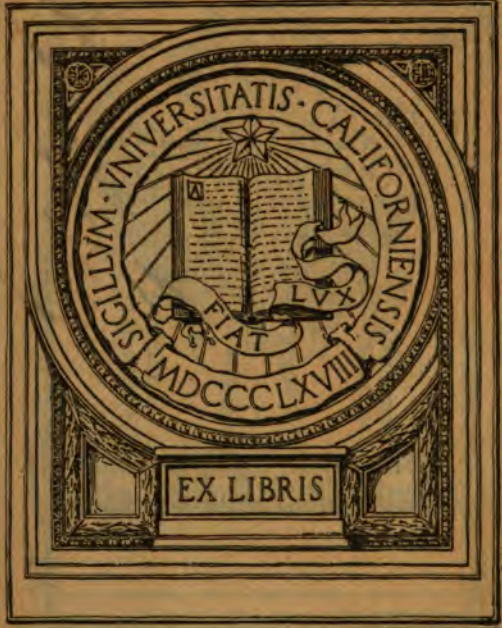
chrift- und Buchwesen in alter und neuer Zeit

Dritte Auflage

30

g von B. G. Teubner in Leipzig

GIFT OF
JANE K. SATHER



LIBRARY
SCHOOL

Ein vollständiges Verzeichnis der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" befindet sich am Schluß dieses Bandes.

AMuG allg. 400 : 610

Die Sammlung

„Aus Natur und Geisteswelt"

die nunmehr auf ein mehr denn zehnjähriges Bestehen zurückblicken darf und jetzt über 350 Bände umfaßt, von denen 70 bereits in zweiter bis vierter Auflage vorliegen, verdankt ihr Entstehen dem Wunsche, an der Erfüllung einer bedeutsamen sozialen Aufgabe mitzuwirken. Sie soll an ihrem Teil der unserer Kultur aus der Scheidung in Kasten drohenden Gefahr begegnen helfen, soll dem Gelehrten es ermöglichen, sich an weitere Kreise zu wenden, dem materiell arbeitenden Menschen Gelegenheit bieten, mit den geistigen Errungenschaften in Fühlung zu bleiben. Der Gefahr, der Halbbildung zu dienen, begegnet sie, indem sie nicht in der Vorführung einer Fülle von Lehrstoff und Lehrsätzen oder etwa gar unerwiesenen Hypothesen ihre Aufgabe sucht, sondern darin, dem Leser Verständnis dafür zu vermitteln, wie die moderne Wissenschaft es erreicht hat, über wichtige Fragen von allgemeinstem Interesse Licht zu verbreiten. So lehrt sie nicht nur die zurzeit auf jene Fragen erzielten Antworten kennen, sondern zugleich durch Begreifen der zur Lösung verwandten Methoden ein selbständiges Urteil gewinnen über den Grad der Zuverlässigkeit jener Antworten.

Es ist gewiß durchaus unmöglich und unnötig, daß alle Welt sich mit geschichtlichen, naturwissenschaftlichen und philosophischen Studien befasse. Es kommt nur darauf an, daß jeder Mensch an einem Punkte sich über den engen Kreis, in den ihn heute meist der Beruf einschließt, erhebt, an einem Punkte die Freiheit und Selbständigkeit des geistigen Lebens gewinnt. In diesem Sinne bieten die einzelnen, in sich abgeschlossenen Schriften gerade dem „Laien" auf dem betreffenden Gebiete in voller Anschaulichkeit und lebendiger Frische eine gedrängte, aber anregende Übersicht.

Freilich kann diese gute und allein berechtigte Art der Popularisierung der Wissenschaft nur von den ersten Kräften geleistet werden; in den Dienst der mit der Sammlung verfolgten Aufgaben haben sich denn aber auch in dankenswertester Weise von Anfang an die besten Namen gestellt, und die Sammlung hat sich dieser Teilnahme dauernd zu erfreuen gehabt.

So wollen die schmucken, gehaltvollen Bände die Freude am Buche wecken, sie wollen daran gewöhnen, einen kleinen Betrag, den man für Erfüllung körperlicher Bedürfnisse nicht anzusehen pflegt, auch für die Befriedigung geistiger Art zuzuwenden. Durch den billigen Preis ermöglichen sie es tatsächlich jedem, auch dem wenig Begüterten, sich eine kleine Bibliothek zu schaffen, die das für ihn Wertvollste „Aus Natur und Geisteswelt" vereinigt.

Leipzig, 1910. **B. G. Teubner.**

Aus Natur und Geisteswelt
Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen
4. Bändchen

Schrift- und Buchwesen

in alter und neuer Zeit

Von
Prof. Dr. O. Weise

Dritte, verbesserte Auflage
Mit 37 Abbildungen im Text

Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig 1910

Z 115
W4
LIBRARY
SCHOOL

Copyright 1910
by B. G. Teubner in Leipzig.

Alle Rechte, einschließlich des Übersetzungsrechts, vorbehalten.

Aus dem Vorwort zur ersten Auflage.

Wer es unternimmt, in dem engen Rahmen eines Büchleins, wie das vorliegende ist, das umfangreiche Gebiet des Schrift- und Buchwesens zu behandeln, muß sich auf die Hauptsachen beschränken. Daher habe ich alles dasjenige ausgeschieden, was für die geschichtliche Entwickelung nicht von Belang war, und mein Augenmerk besonders darauf gerichtet, die allmähliche Vervollkommnung der einschlägigen Erscheinungen möglichst klar herauszuheben. Sodann habe ich mich bemüht, den Stoff in fließender, leicht lesbarer Form zu bieten.

Aus dem Vorwort zur zweiten Auflage.

Die vorliegende zweite Auflage unterscheidet sich von der ersten hauptsächlich durch die Hinzufügung eines neuen Kapitels (8) über „Bücherliebhaberei" und eines Literaturverzeichnisses.

Vorwort zur dritten Auflage.

Außer verschiedenen sachlichen Verbesserungen bringt die dritte Auflage zahlreiche Ergänzungen, die teils im Texte, teils in den Anmerkungen enthalten sind.

Eisenberg, S.-A., im Dezember 1909.

O. Weise.

283804

Inhaltsverzeichnis.

Seite

1. Schrift und Schreibwerkzeuge.
   a) Schrift:
      Ihre Entstehung . . . 1
      Deutsche Schriftarten 6
   b) Schreibgerät:
      Beschreibstoffe . . . 11
      Schreibwerkzeuge . . 19
      Farbstoffe zum Schreiben 21
      Schreibstifte 25
   c) Anhang:
      Stenographie 27
      Telegraphie 29

2. Buchdruckereiwesen.
   Drucken im Altertum . 33
   Holztafeldruck 35
   Typendruck 36
   Verbreitung des Buchdrucks 39
   Kupferdruck 44
   Steindruck 46
   Buchillustration 47

3. Briefwesen.
   Die ältesten Briefe . . 54
   Briefgeheimnis 56
   Umfang der Korrespondenz 57
   Inhalt der Briefe . . . 60
   Briefsprache 64
   Das Äußere der Briefe . 68

4. Zeitung u. Zeitschrift.
   Das römische Tageblatt . 69
   Vorläufer unserer Zeitung 73
   Erste wirkliche Zeitung . 75
   Inhalt der ältesten Blätter 76
   Einfluß der Revolutionen 79
   Korrespondenzen 80
   Drahtberichte 81
   Telephonnachrichten . . 82

Seite

   Schattenseiten der Presse 83
   Leserzahl der Zeitungen 85
   In- und ausländische Blätter 86
   Zeitschriften 87

5. Inschriften.
   Morgenländische Inschr.. 90
   Abendländische Inschr. .
   a) öffentliche 92
   b) private 93
      1. auf Gräbern . . . 97
      2. an Haus und Gerät 103

6. Buchhandel.
   In Griechenland u. Rom 105
   In Deutschland 107
   Büchermessen 110
   Bücherumsatz 111
   Bücherverzeichnisse . . . 112
   Schriftverbote 113
   Rechtsschutz der Verleger 115

7. Bibliothekswesen.
   In Assyrien und Ägypten 117
   In Griechenland und Rom 120
   Deutsche Büchereien . . 122
   Inhalt der Bibliotheken . 127
   Alter der Bücher . . . 128
   Ihre Schicksale 131
   Kataloge 134
   Leihbibliotheken 136
   Das Äußere der Bücher 137

8. Bücherliebhaberei.
   Allerhand Sammlungen. 142
   Schöne Einbände . . . 143
   Verschiedene Drucke . . 144
   Autographen, Exlibris . 146
   Geschichte der Bibliophilie 149

Einige Literatur 150
Verzeichnis der Abbildungen mit Quellennachweis 153

UNIV. OF CALIFORNIA

Seite
se 83
n 85
e
. 86
. 87
90
92
93
97
103
105
107
110
111
112
113
115
117
120
122
127
28
31
34
36
37
42
43
44
46
49
50
53

1. Schrift und Schreibwerkzeuge.

Körper und Stimme leiht die Schrift dem stummen Gedanken,
Durch der Jahrhunderte Strom trägt ihn das redende Blatt.
Schiller.

Naturvölker bedürfen der Schrift nicht; denn in ihren einfachen Lebensverhältnissen richten sie den Blick mehr auf die Gegenwart als auf die Zukunft, und diese gibt fast nur zu mündlicher Aussprache Anlaß. Wenn sie aber einmal Ereignisse für bedeutend genug halten, der Nachwelt überliefert zu werden, dann verleihen sie ihnen gern ein dichterisches Gewand, um sie dem Gedächtnis der Kinder und Kindeskinder leichter einzuprägen und damit von Geschlecht zu Geschlecht fortzupflanzen. So sind die Lieder von dem Heldenkampfe der Griechen vor Troja und den Irrfahrten des heimkehrenden Odysseus, so auch die altdeutschen Gesänge von Siegfrieds Tod und Kriemhilds Rache entstanden. Bedenken wir aber, daß diese Dichtungen noch jahrhundertelang von berufsmäßigen Sängern mündlich weiter verbreitet wurden, als schon längst die Schreibkunst in griechischen und deutschen Landen bekannt geworden war, so werden wir begreiflich finden, welche Gewalt die mündliche Überlieferung in einer Zeit hatte, wo die geistige Fassungskraft des Volkes noch frisch und ungeschwächt war. Konnte nun die Schrift auch das gesprochene Wort nicht ersetzen, weil sie den Ton und die Klangfarbe der Stimme nicht wiedergab, so war sie doch mit fortschreitender Gesittung unentbehrlich und wurde hier früher, dort später als Bedürfnis empfunden. Und zwar stellte man die Gegenstände, soweit dies anging, zunächst bildlich dar. Daher bestehen die ältesten Schriftarten, von denen wir Kunde haben, ursprünglich nur aus Bildern. Wenn wir die ägyptischen Hieroglyphen durchmustern, so finden wir darin Adler, Sperlinge, Löwen, Schlangen und andere Tiergestalten vertreten, ebenso läßt sich noch aus den ältesten Urkunden Chinas und Japans und den keilartigen Zeichen Assyriens, Babyloniens und Persiens erkennen, daß Tier- und Pflanzenformen den Schriftzeichen zum Muster gedient haben. Der erste Schritt, den man vorwärts tat, bestand darin,

die Form und Geltung der Bilder nach Übereinkunft genau zu bestimmen und durch ein rebusartiges Verfahren den einzelnen verschiedene Bedeutung zu geben; weit wichtiger aber war es für die Fortbildung der Schrift, daß man im Laufe der Jahrhunderte die Worte schließlich in Silben zerlegen und für jede Silbe ein eigenes Zeichen gebrauchen lernte. Denn dadurch wurde, weil sich einzelne Lautgruppen immer wiederholten, die Menge der nötigen Schriftbilder wesentlich verringert. Aber während die Chinesen und Japaner auf dieser Stufe stehen geblieben sind, haben die übrigen Völker im Laufe ihrer Entwickelung die letzte entscheidende Tat vollführt, besondere Bilder für die einzelnen Laute auszuprägen, wodurch die Zahl der Zeichen auf einige Dutzend herabgesetzt wurde. Was später noch geschehen ist, beschränkt sich auf Abschleifung, Abrundung und engere Verbindung der Buchstaben, da man bei stark zunehmendem Schreibverkehr darauf bedacht sein mußte, seine Gedanken möglichst rasch festzulegen.

Indes nicht alle Völker haben sich aus eigener Kraft in den Besitz der Schrift gesetzt, sondern viele einfach die schon bewährten Zeichen anderer Nationen übernommen. Das gilt z. B. von den Kulturvölkern Europas, deren Alphabete den fremden Ursprung nicht verleugnen können. Wenn diese hinsichtlich der Reihenfolge, Form und Geltung der Buchstaben in der Hauptsache übereinstimmen, so erklärt sich das nicht aus gemeinschaftlicher Ausbildung, sondern aus gegenseitiger Entlehnung. Daß dabei Abweichungen im einzelnen vorkommen, kann den nicht befremden, der erwägt, welche Verschiedenheiten in der Aussprache der Laute sich in räumlich getrennten Gegenden entwickeln. So haben die Römer ihre Schrift von den Griechen erhalten; vergleicht man aber beide Alphabete miteinander, so beobachtet man mehrere wichtige Änderungen. Zunächst wurden die Zeichen für die dem Latein unbekannten Hauchlaute Θ (th), Φ (ph), X (ch) über Bord geworfen oder vielmehr als Zahlzeichen verwendet[1]); ferner erhielten sich Koppa und Di-

1) L (50) ist aus dem X (chi) des alten von den Römern entlehnten Alphabets der griechischen Städte Unteritaliens Kumä, Neapel und anderer hervorgegangen; C (100) ist die Umgestaltung von Θ unter Anlehnung an centum, hundert; M (1000) diejenige von Φ unter Einfluß des Anlauts von mille, tausend; D (500) aber ist die hintere Hälfte des Zeichens für tausend (Φ). Das Zeichen X hatte schon im unteritalischen Griechisch den Lautwert einer X. Davon ist vermutlich durch Halbierung V (5) gebildet.

gamma als Q und F, während sie im Griechischen später schwanden; sodann spaltete sich das Gamma in C (welches zugleich die Rolle des K mit übernahm) und G, sowie Ypsilon in U und V (beide V geschrieben), während Y als solches und Z erst später (um 100 v. Chr.) in Fremdwörtern übernommen wurden. Rechnet man dazu, daß der Laut H (= ê), der noch seinen Hauch bewahrt hatte, den Wert von H annahm, P und R ihre Form etwas änderten, Psi und Omega in Griechenland zur Zeit der Übernahme noch nicht bestanden, endlich G an der Stelle des anfangs ausgemerzten Z eingeschoben wurde, so hat man die Abweichungen, die zwischen dem lateinischen und dem griechischen Alphabet bestehen.

Natürlich breitete sich die Kenntnis der Schrift nur allmählich aus, ja oft waren jahrhundertelang einzelne Stände im Alleinbesitz der Schreibkunst, weil sie deren Bedeutung am frühesten zu würdigen verstanden. Bei den Handelsvölkern der Phönizier und Griechen erkannten die Kaufleute sehr bald die Vorteile dieser Fertigkeit und nutzten sie aus, bei weniger beweglichen Naturen, wie den Römern und den Deutschen, verwerteten sie besonders die Priester, dort, um ihre Namen und die wichtigsten Vorkommnisse ihrer Amtszeit der Vergessenheit zu entreißen, hier, um damit Wahrsagerei zu treiben. Denn aus der verschiedenen Lage zur Erde geworfener Buchenstäbchen, in die die Buchstaben (= Buchenstäbchen) eingeritzt waren, suchten sie vornehmlich den Willen der Götter zu erkunden. Die „Runen" (= Geheimnisse), wie sie die Schriftzeichen nannten, gaben ihnen Aufschluß über das wunderbare Walten der höheren Mächte und „raunten" ihnen die Geheimnisse der Himmlischen zu.

In Böotien glaubte man, daß ein sagenhafter Einwanderer aus östlichen Gegenden, Kadmus mit Namen (phönizisch = Osten), die Schriftzeichen dorthin gebracht habe. Und dies entspricht der Wahrheit; denn unser Erdteil hat außer der christlichen Religion und anderen Errungenschaften höherer Gesittung auch die Segnungen der Schrift dem Morgenlande zu verdanken. Doch sind die Gelehrten noch nicht darüber einig, ob sie ihren Ursprung aus Ägypten, Babylonien oder Syrien herleiten sollen. Mag sie aber hier oder dort entstanden sein, auf alle Fälle gebührt dem rührigen Handelsvolke der Phönizier das große Verdienst, sie den Griechen übermittelt und dadurch ihre Bekanntschaft bei den Römern, Galliern, Germanen und den übrigen Völkern Europas angebahnt zu haben. Was könnte deutlicher für die Abhängigkeit von phönizischen Vor-

bildern sprechen als die Namen der griechischen Buchstaben und die Laufrichtung der ältesten griechischen Schrift? Wenn wir jetzt von einem „Alphabet" reden, denken wir meist nicht mehr daran, daß dieser Ausdruck für die Gesamtheit der Lautzeichen aus den Benennungen der beiden ersten phönizischen Buchstaben aleph, Stier (= griechisch Alpha) und bet, Haus (= griechisch Beta) hergeleitet ist; ebenso fern liegt uns, die wir an die kurzen lateinischen Lautbezeichnungen ce, de usw. gewöhnt sind, der Gedanke, daß auch diese alle auf die volleren phönizisch-griechischen Namen (gimel, Kamel = Gamma, dalet, Tür = Delta usw.) zurückgehen. Ferner ist die altgriechische Gewohnheit, von der rechten nach der linken Hand hin zu schreiben, gleichfalls aus dieser Quelle geflossen und der Übergang zum umgekehrten Brauche hauptsächlich aus Bequemlichkeitsrücksichten zu erklären. Während die ältesten bisher gefundenen Inschriften noch linksläufig geschrieben sind, zeichnete man die Gesetze Solons, die im 6. Jahrhundert gegeben wurden, entsprechend der Art auf, wie die Rinder beim Pflügen gehen, d. h. man schrieb die erste Zeile von rechts nach links, die zweite in umgekehrter Richtung, die dritte wieder von rechts nach links usw. (bustrophēdon), und erst hundert Jahre später war die nach rechts hin laufende Schrift in Attika völlig durchgedrungen. Der sicherste Beweis aber für die Übernahme des phönizischen Alphabets ist die Gestalt der Schriftzeichen selbst, die in den Alphabeten der Kulturvölker dem phönizischen Urbilde ziemlich ähnlich geblieben sind. Die stärkste Umwandlung finden wir bei den altdeutschen Runen, was sich besonders daraus erklärt, daß wegen der Sprödigkeit des zum Schreiben benutzten Buchenholzes alle Rundungen römischer Zeichen gemieden worden sind. Wenn man aber die Formen des b, c, h, r, s, i, t vergleicht, so wird man die Verwandtschaft mit den Lautzeichen römischer Inschriften nicht verkennen. Auch hat das Runenalphabet auf die Weiterentwickelung unserer Schriftzeichen keinen Einfluß ausgeübt; denn mit dem Auftreten des Christentums schwand es wieder dahin, ehe es in weitere Kreise dringen konnte.

Wie die frommen Sendboten, die in Deutschland das Evangelium predigten, die übrigen altheidnischen Gebräuche bekämpften, so beseitigten sie auch die der Wahrsagerei und Zauberei dienenden Runen. An ihre Stelle traten Buchstabenformen, die teils aus der lateinischen Kursive (= laufend, schräg liegend), teils aus anderen im Interesse der Bequemlichkeit erfolgten Umbildungen der alten

	a	i	u	k	p	t
Japanisch:	ア	イ	ウ	カ (ka)	パ (pa)	タ (ta)
Persisch:						
Ägyptisch:						

	a	e	b	p	m	d
Phönizisch:						
Altgriechisch:	ΑΑ	ΕΕ	ΒΒ	ΠΠ	ΜΜ	Δ
Altrömisch:	ΑΑ	Ε	ΒΒ	Ρ	Μ	D

	c	t	b	r	s	h
Lateinisch:	C	T	B	R	S	H
Runen:						

Griechisches und lateinisches Alphabet nach gewöhnlicher Druckschrift:

Α Β Γ Δ Ε F (Ζ) Η Θ Ι Κ Λ Μ Ν Ξ Ο Π Ϙ Ρ Σ Τ Υ Φ Χ (ch) Ψ Ω (ΥΖ)

A B C D E F G H — I (K) L M N — O P Q R S T V — X (x) Y Z

α β γ δ ε F (ζ) η θ ι κ λ μ ν ξ ο π — ρ σ τ υ φ χ ψ ω (υ ζ)

a b c d e f g h — i (k) l m n — o p q r s t uv — x — — y z

Antiqua- und Frakturschrift:

A B C D E F G H I K L M N O P Q R S T U V W X Y Z

a b c d e f g h i k l m n o p q r s t u v w x y z

𝔄 𝔅 ℭ 𝔇 𝔈 𝔉 𝔊 ℌ ℑ 𝔎 𝔏 𝔐 𝔑 𝔒 𝔓 𝔔 ℜ 𝔖 𝔗 𝔘 𝔙 𝔚 𝔛 𝔜 ℨ

a b c d e f g h i k l m n o p q r ſs t u v w x y z

Stenographische Zeichen nach Gabelsberger und telegraphische nach Morse:

a	e	o	k	p	t	l	m	n	f	w	h
.-	.	---	-.-	.--.	-	....	--	-.	....	---	....

Kapitalschrift (= Hauptschrift, große Schrift)[1]) hervorgegangen waren. Die weitere Entwickelung zeigt bei den verschiedenen germanischen Völkern manche Besonderheiten, von denen für uns diejenigen am bedeutsamsten sind, die sich im Laufe des 13. Jahrhunderts in Deutschland herausbildeten: einmal die Schreibweise, welche nach ihren Schöpfern Mönchsschrift, nach ihren eckigen, spitzwinkligen Formen gotische Schrift genannt wird[2]), und sodann eine andere, etwas flüssigere, die hauptsächlich dem Bedürfnis der Schnelligkeit entgegenkam. Aus jener ist unsere heutige Druckschrift, aus dieser unsere jetzige Schreibschrift hervorgegangen.

Abb. 1. Wachstafel aus Pompeji, eine Quittung enthaltend.

Die letzte Wandlung vollzog sich zur Zeit des Wiederaufblühens der klassischen Altertumswissenschaft im 16. Jahrhundert. Denn

1) Z. B. der Uncialschrift, die abgerundetere Zeichen hatte und ihren eigentümlichen Namen (von uncialis, zollhoch) einem Ausspruche des heiligen Hieronymus verdankt, welcher einmal seinen Tadel über die Zollhöhe der Buchstaben von Prachthandschriften äußert. Sie war im 4. christlichen Jahrhundert (vgl. die Veroneser Palimpseste und dazu die Abbildung S. 14) schon völlig ausgeprägt, die Kursive aber findet sich bereits auf zahlreichen pompejanischen Wachstafeln. Vgl. die obenstehende Abbildung mit einer Quittung, deren drei letzte Zeilen lauten: Actum Pompeis. VI Idus Maias. M. Acilio Aviola M. Asinio Marcello Cos. (Consulibus).

2) Vgl. den gotischen Baustil und frz. gothique, altväterisch.

damals übernahmen die Gelehrten die runden Zeichen, die wir jetzt in den Schulen als lateinische Schrift, in den Druckereien als Antiqua (d. h. alte) zu bezeichnen pflegen. Diese haben sich rasch über die westeuropäischen Länder ausgebreitet, ja neuerdings auch die nördlichen ziemlich ganz erobert, während in Deutschland für den gewöhnlichen Gebrauch die dort aufgegebenen eckigen Buchstaben festgehalten werden. Wohl sind bedeutende Männer, wie die Brüder Grimm, dafür eingetreten, dem Beispiele der übrigen Völker zu folgen, wohl lassen neuerdings viele deutsche Gelehrte ihre Bücher in Antiqua drucken statt in Fraktur, d. h. gebrochener Schrift), aber in Bibel und Gesangbuch, Zeitung und Roman, Volks- und Schulbuch, kurz in allen Schriften, die für die große Masse berechnet sind, werden die eckigen Buchstaben ebenso treu bewahrt wie in Briefen und anderen Schriftstücken, die aus den Händen der Laien hervorgehen. Kein Wunder, daß kerndeutsche Männer wie unser großer Reichskanzler Bismarck immer eine gewisse Vorliebe für die sogenannte deutsche Schrift gehabt haben.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß sich bei uns in erster Linie die Mönche um die Entwickelung der Schrift verdient gemacht haben. Sie waren in den ersten Jahrhunderten nach der Ausbreitung des Christentums fast die einzigen, die sich auf Lesen und Schreiben verstanden, und bewahrten dadurch viele Bücher des Altertums vor dem Untergange. Denn in der Stille der Klosterzellen wurde eifrig gearbeitet; ja in den meisten Klöstern gab es besondere Schreibstuben. Namentlich der Orden der Benediktiner tat sich in dieser Beziehung rühmlich hervor und seit dem 14. Jahrhundert die Brüder vom gemeinsamen Leben oder die Brüder von der Feder, deren Vereinigung Gerhard Groote († 1384) zu Deventer in den Niederlanden gegründet hatte. Schon der alte Kirchenvater Hieronymus († 420) hatte den Mönchen die Weisung gegeben, die Zeit mit dieser nützlichen Beschäftigung auszufüllen, und der berühmte Abt von Fulda, Hrabanus Maurus († 856), ließ besonderen Unterricht darin erteilen. Trotzdem war es für viele eine saure Arbeit, dicke Werke vollständig abzuschreiben. Wenigstens können wir dies aus den Geständnissen schließen, die sie gern am Ende der Bücher anbringen. Häufig ist die Äußerung, es sei ihnen zumute wie Seeleuten, die nach langer Fahrt über das Meer endlich in den ersehnten Hafen einlaufen, oder die Klage, daß sich durch anhaltendes Schreiben Schwäche in den Augen und in den Händen eingestellt habe. Anderswo findet sich neben der Namensunterschrift ein Ausdruck berechtigten Stolzes

oder die Bitte um Schonung der Bücher und die bestimmte Erwartung eines himmlischen Lohnes für das Gott wohlgefällige Schreibwerk. Nur selten versteigt sich der Schreiber zu einem mutwilligen Scherze, z. B.: „Wem diese Schrift nicht will behagen, der mag an einem Knochen nagen." Wenn aber einmal die Drohung ausgesprochen wird, wer das Buch stehle, dessen Kehle „solle sich erdoben an einem Galgen oben", so sieht man daraus, wie großer Wert auf den Besitz der kostbaren Schätze gelegt wurde. Denn die entwendeten Exemplare ließen sich nicht so schnell wieder ersetzen wie die meisten Druckschriften der Gegenwart. Brauchte doch einst ein Mönch zur Abschrift des Neuen Testaments ein halbes Jahr, während durch die schriftliche Wiedergabe des Heldengedichtes Parzival von Wolfram von Eschenbach zwei Schreiber fünf Jahre lang in Anspruch genommen wurden. Daß ein solches Werk viel Geld kostete, läßt sich denken. Dabei war die Gelegenheit, eine Bücherei durch Kauf zu vergrößern, außerordentlich gering. Denn die Mönche verwendeten meist ihre Zeit und Kraft nur für die Bereicherung der Klosterbibliotheken, und erst die Brüder vom gemeinsamen Leben machten aus dem Vervielfältigen von Schriftstücken ein Geschäft. Schreiber bürgerlichen Standes aber waren bis zum 13. Jahrhundert noch ziemlich selten; auch konnten diese nur deutsche Bücher kopieren; wer die Abschrift eines lateinischen haben wollte, mußte sich selbst an die Arbeit machen. Auch die Kanzleien der Fürsten wurden seit der Zeit Karls des Großen von Geistlichen bedient[1]), die dadurch oft zu hohem Ansehen und zu großer Macht gelangten. Denn die Ritter führten lieber das Schwert als die Feder und hielten sich im Bedarfsfalle einen des Schreibens kundigen Sekretär. Haben doch selbst bekannte Dichter wie Wolfram von Eschenbach und Ulrich von Lichtenstein ihre Werke anderen zur Niederschrift diktieren müssen. Nicht einmal die Kaiser und Könige wußten immer mit der Feder umzugehen. Wohl vermochten die Merovinger, z. B. Chlodwig (481—516), wenigstens ihren Namen zu schreiben, aber den Karolingischen Herrschern ging diese Kunst größtenteils ab, und Karl der Große (768—814) hat erst als Mann Schreibversuche gemacht. Auch in der Folgezeit standen sicherlich noch manche gekrönte Häupter mit der Feder auf gespanntem Fuße; sonst würden

1) Damals war Pfaffe und Schreiber gleichbedeutend; clericus, Geistlicher, hatte denselben Nebensinn, und noch heute bezeichnet frz. clerc den Schreiber eines Rechtsanwalts und englisch clerk einen Commis.

nicht die Geschichtschreiber von einigen wie Heinrich IV. (1056—1106) ausdrücklich das Gegenteil hervorgehoben haben. Was kann man da von den Bürgern und Bauern jener Zeit erwarten?

Erst mit der starken Zunahme des Handels und Verkehrs und dem Aufblühen des Handwerks wurde es im allgemeinen besser. Der Schulunterricht hatte jetzt nicht mehr wie in den alten Klosterschulen bloß die Aufgabe, den Kindern das Vaterunser, das Glaubensbekenntnis und anderen religiösen Lernstoff beizubringen, sondern man legte jetzt mehr Wert darauf, daß die Zöglinge lesen und schreiben lernten, wie sie es im praktischen Leben für Briefe, Rechnungen, Quittungen u. a. verwenden konnten. Vereinzelt wurden schon im 13. Jahrhundert nach oberitalienischem Vorbilde Schreibstuben in größeren Städten namentlich Süddeutschlands eingerichtet; zahlreicher aber traten sie erst seit dem Beginn des 15. Jahrhunderts auf. Bald gab es auch besondere Lehrbücher und Hilfsmittel, unseren Fibeln entsprechend, die gewöhnlich an die Bibel angeschlossen und danach benannt wurden (Fibel ist eine mundartliche Nebenform von Bibel). Das älteste war der Modus legendi (Leseschule), der 1477 in Landshut erschien; andere folgten nach, wie Valentin Ickelsamers Rechte Weise, aufs kürzeste lesen zu lernen, 1527. Erst jetzt wurde die Bekanntschaft mit der Schrift allgemeiner. Ein 1498 in Mainz veröffentlichtes Buch enthält die Angabe, alle Welt wolle jetzt lesen und schreiben, was sich wohl meist aus der Wiedererweckung des Studiums der altklassischen Schriftsteller erklärt. Durch die Reformation und die Bibelübersetzung Luthers wurde dieses Bedürfnis noch erhöht. Studenten und Lateinschüler, die sich vor Erfindung der Buchdruckerkunst ihre Bücher selbst abgeschrieben hatten weil den Kopisten zahlreiche Fehler unterliefen, taten dies auch am Ende des 15. und 16. Jahrhunderts noch oft aus Ersparnisrücksichten; Kaufleute und Handwerker aber fanden es fortan geraten, sich zum Besten ihres Berufes und Standes Schreibfertigkeit anzueignen. Freilich auf dem Lande sah es damals noch schlimm aus. Denn man hat berechnet, daß zu Luthers Zeit von 200 Landleuten nur einer seinen Namen schreiben konnte, die meisten also bei amtlichen Unterschriften drei Kreuze malen mußten, um anzudeuten, daß sie im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes die Richtigkeit der gemachten Angaben bezeugten. Aber auch hier wurde es nach und nach besser, und so hat sich denn von Jahrhundert zu Jahrhundert die Zahl derjenigen, welche in den Elementen nicht zu Hause sind, verringert. Die Zeiten sind längst vorüber, wo ein

deutscher General wie Tiefenbach in Schillers Wallenstein seinen Namen nicht zu schreiben vermochte, und die öffentlichen Briefschreiber, die im Mittelalter auch bei uns eine große Rolle spielten, sucht man jetzt in deutschen Gauen vergeblich, während sie in Italien, Spanien und anderen südlichen Ländern noch zahlreich zu finden sind. Wenn nun auch der Osten unseres Vaterlandes immer etwas hinter dem verkehrsreicheren und an alte Kulturländer grenzenden Westen zurückgeblieben ist, so hat doch die Zahl der Analphabeten, d. h. derer, die das Alphabet nicht beherrschen, dort in den letzten Jahrzehnten gewaltig abgenommen. In Deutschland kommen jetzt auf tausend Menschen etwa fünf Nichtschriftkundige, gewiß ein günstiges Verhältnis, wenn man bedenkt, daß nur noch Norwegen, Schweden und Dänemark mit etwas günstigeren Ziffern (vier vom Tausend) voranstehen, während die übrigen Länder Europas sämtlich nachfolgen, zum Teil in weitem Abstande.

Selbstverständlich wurden mit der Zunahme des schriftlichen Verkehrs auch die Beschreibstoffe vermehrt und vervollkommnet. Doch hatte darin schon das Altertum eine große Auswahl. Die Inder schrieben auf Palmblätter, die Römer zuerst auf Lindenbast (daher liber = Bast und Buch). Die alten Deutschen bevorzugten das Buchenholz, aber auch die beiden klassischen Völker machten nicht selten vom Holze Gebrauch, was sich z. B. noch an dem ursprünglichen Sinne des lateinischen Wortes Codex (= caudex, Baumklotz) belegen läßt. Weit beliebter war freilich letzteres Material, wenn es Tafelform hatte und mit einer Gips- oder Wachsschicht überzogen war. Mit jenem Überzuge benutzte man die Holzplatten gern für öffentliche Kundgebungen der Behörden, mit diesem dagegen für den täglichen Gebrauch, namentlich beim Schulunterricht der Kinder, für Notizen u. a. Verwendete man die Wachstafeln zu Briefen, so verband man, um die Worte bei der Versendung nicht verwischen zu lassen, zwei Tafeln durch Scharniere so, daß die zum Schreiben benutzten inneren Flächen aufeinander geklappt werden konnten (vgl. die Abb. S. 6 und 20). Galt es aber, den Inhalt vor den Augen Unbefugter zu schützen, so schnürte man sie obendrein mit Riemen oder Fäden zusammen, die durch ein in der Mitte befindliches Loch gezogen, in einen Knoten geschürzt und dann versiegelt wurden. So war vermutlich der Uriasbrief Davids beschaffen und ähnlich auch das Schreiben, das der am persischen Hofe lebende König Demarat von Sparta aus Asien in seine Heimat abschickte. Ein günstiges Geschick hat eine größere Zahl solcher Schreibtafeln, die bis

weit ins Mittelalter hinein in Gebrauch waren, vor dem Untergange bewahrt; so hat man gut erhaltene altrömische Exemplare in siebenbürgischen Goldbergwerken aufgefunden, aber auch zahlreiche deutsche haben sich noch erhalten; z. B. enthält das Arnstädter Museum 112 Stück aus dem Jahre 1457, Geschoßtafeln mit dem Verzeichnis der Kämmereieinnahmen.

In gleicher Weise wurden die Bronzetafeln zusammengefaltet, die man ausgedienten römischen Soldaten beim Abschied überreichte und in denen die Urkunden über die erledigte Militärzeit und das Verzeichnis der gewährten Vergünstigungen enthalten waren. Man nannte sie Diplome (= das Zweifache, Zusammengefaltete), ein Wort, das noch gegenwärtig für Zeugnisse und Beglaubigungsschreiben verwendet wird und auch dem Diplomaten und der Diplomatie den Namen gegeben hat. Wie dazu, benutzte man die Bronze auch zu Gesetzestafeln, die jahrhundertelang den Unbilden der Witterung Trotz bieten sollten, z. B. zur Aufzeichnung des berühmten Zwölftafelgesetzes, das die Römer im Jahre 451 und 450 ausarbeiten ließen, oder des Senatsbeschlusses über die Bacchanalien vom Jahre 186, der noch im Urtext vorhanden ist. Blei als Schreibmaterial war besonders üblich bei Anfragen an das Orakel und bei Verwünschungen gegen einen Lebenden, die man als Spenden für die Götter der Unterwelt in die Erde eingrub oder in Gräber legte. So wurden Verfluchungstafeln um das Jahr 400 n. Chr. von den Wagenlenkern des Zirkus benutzt, um die Nebenbuhler unschädlich zu machen (vgl. die Abbildung auf Seite 13[1]); doch verschmähte man die Bleitafeln auch nicht bei größeren Schriftstücken, z. B. war auf solche ein Exemplar des altgriechischen Bauernkalenders aufgezeichnet, den Hesiod unter dem Namen „Werke und Tage" verfaßt hatte. Von anderen mineralischen Stoffen wurde besonders Ton zum Schreiben benutzt, zumal im Morgenlande. So sind aus den Schutthaufen von Ninive und Babylon zahlreiche Tontafeln hervorgeholt worden, auf die man vor dem Verhärten

1) Diese Tafel hat eine Ausdehnung von 21 : 13 cm. Oben ist etwa der vierte Teil, auf dem der ägyptische Gott Osiris dargestellt war, weggelassen worden. In der Mitte sieht man Seth mit dem Eselskopfe, unten eine von zwei Schlangen umwundene Mumie, sämtlich Beziehungen auf die Unterwelt. Im Texte selbst werden außer den abgebildeten Göttern noch verschiedene dämonische Wesen angerufen, sie sollen den Carbelus, den Sohn der Fulgentia, quälen und innerhalb eines Zeitraums von fünf Tagen zu Tode bringen.

der Masse Briefe, Quittungen u. a. eingeritzt hatte. Daher ist es ganz berechtigt, wenn Scheffel in seinem bekannten Liede vom schwarzen Walfisch zu Askalon sagt, der Kellner Schar habe in Keilschrift auf sechs Ziegelstein'n dem Gast die Rechnung dargereicht. Tönerne Tafeln, die zu Schulzwecken dienten, hat man in etruskischen Gräbern und Bruchstücke davon in Griechenland gefunden, während sich Schiefertafeln erst in mittelalterlichen Schulen nachweisen lassen. Ebenso häufig hat der Stein Verwendung gefunden; er bildet das Hauptmaterial für die Inschriften des Morgenlandes. Auf Stein waren die zehn Gebote des Moses verzeichnet, aber auch zahlreiche Gesetze und Verträge griechischer Staaten und Städte; und wie die steinernen Grabdenkmäler Asiens mit Inschriften bedeckt waren, so auch die Wände ägyptischer Tempel, mitunter wie in Edfu so stark, daß man viele Monate nötig hat, um alle die Aufzeichnungen der Priester zu lesen.

Noch gilt es, derjenigen beiden Schreibmaterialien des Altertums zu gedenken, welche die großen Vorzüge der Haltbarkeit, Bequemlichkeit im Gebrauch und Leichtigkeit im Verkehr vereinigten, nämlich des Leders und des Papyrus. Auf Leder zu schreiben, ist uralte orientalische Sitte. Auf „königlichen Häuten" waren wichtige Angaben über die Regierung der persischen Könige verzeichnet, ja, die heiligen Schriften der Perser sollen auf 1200 Fellen gestanden haben, die von Opfertieren herstammten, dergleichen auch oft in Griechenland bei heiligen Satzungen und Orakelsprüchen verwendet worden sind. Verbessert wurde dieses Schreibmaterial, wie es scheint, im Beginn des 2. Jahrhunderts v. Chr. von König Eumenes II. (197—158) im kleinasiatischen Pergamum, weshalb man fortan von „Pergamenen" oder „Pergamenten" (d. h. pergamenischen Schreibstoffen) sprach. Aus Asien kam die Kunst der Pergamentbereitung nach Griechenland und Italien, und von da im Laufe der Zeit nach dem Norden, also auch nach Deutschland. Hier machten die fleißigen Mönche die erforderlichen Tierhäute selbst zurecht. Sie legten sie in eine Kalkwasserlösung, befreiten sie durch Abschaben von den Haaren, glätteten sie dann mit Bimsstein und verklebten endlich etwaige Risse oder Löcher. Da aber die Felle teuer waren, so wußten sie geschickt und sorgfältig damit umzugehen. Oft kam es auch vor, daß sie dieselben mehrere Male benutzten, wobei die alte Schrift oberflächlich abgewischt oder abgerieben wurde. Weil nun die eifrigen Förderer christlichen Glaubens religiöse Bücher höher schätzten als die heidnischen Schriften der alten Völker, so

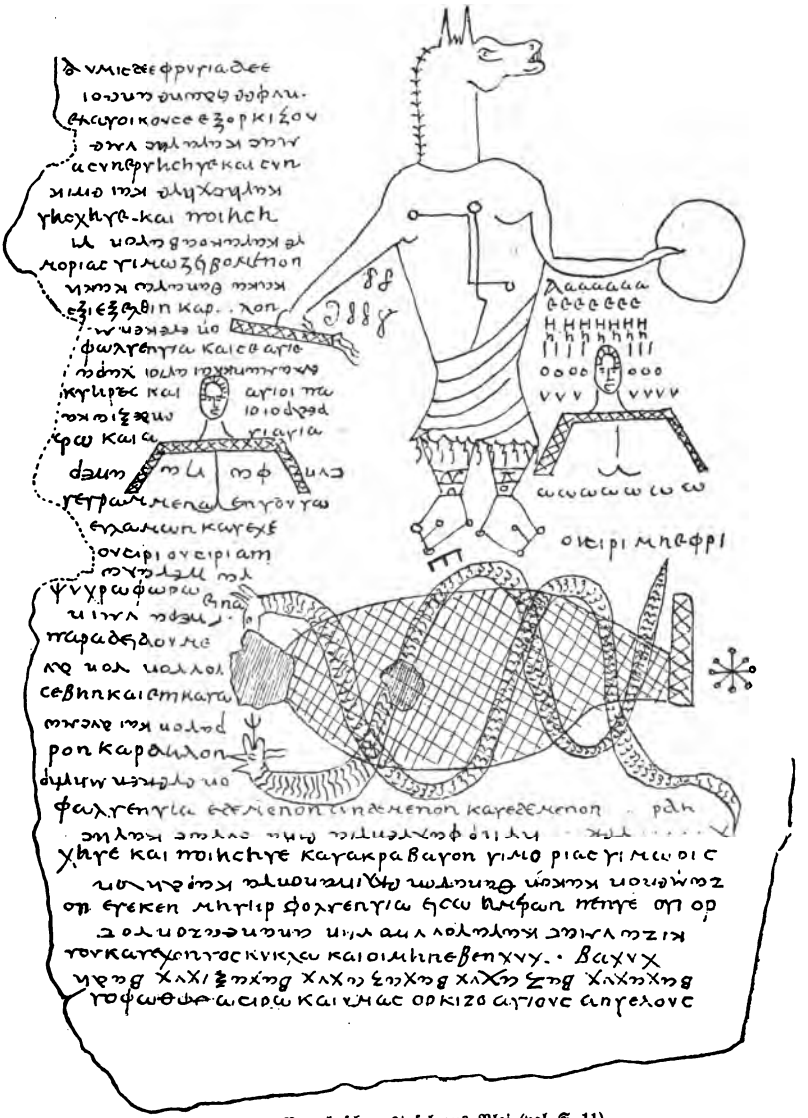


Abb. 2. Verwünſchungstafel aus Blei (vgl. S. 11).

wählten sie zu solchen „Palimpsesten“ (= wieder abgekratzten Pergamenten) am liebsten die Werke klassischer Schriftsteller (vgl. beifolgende Abbildung einer Palimpsestseite).[1] Besonders häufig geschah dies im 7.—9. Jahrhundert, z. B. im italienischen Kloster

Abb. 3. Stück a. d. Veroneser Palimpsest (vgl. untenstehende Anmerkung).

Bobbio bei Pavia. Doch ist es, dank den Fortschritten der Chemie, in neuerer Zeit gelungen, bei vielen derartigen Büchern die zweite

1) Diese Abbildung stammt aus den Veroneser Bruchstücken einer lateinischen Darstellung der altchristlichen Sittenlehre, welche zum großen Teil dem 3. Jahrhundert unserer Zeitrechnung angehört.

Schrift zu bleichen und die erste wieder lesbar zu machen, wodurch manche Bruchstücke des Cicero, Livius, Sallust u. a. Schriftsteller der Wissenschaft wieder gewonnen worden sind. Natürlich hatten nicht alle Pergamentgattungen gleichen Wert; am geringsten schätzte man die dicken Häute der Rinder und Schweine, am höchsten die dünnen von ungeborenen Lämmern, nächstdem die Felle von Kälbern[1]), Schafen oder Ziegen. Eine Erinnerung daran hat sich in dem französischen Ausdruck „Velin" für ein feineres Papier erhalten, der auf altfranzösisch veel = lateinisch vitellus, Kalb, zurückgeht, während es in der Redensart „das geht auf keine Kuhhaut" nicht auf die Güte, sondern auf die Größe der Schreibfläche ankommt. Wollte man dem Pergament ein besonders schönes Aussehen verleihen, so färbte man es mit Purpur. Zuerst erwähnen diesen Brauch römische Schriftsteller aus der Zeit des Kaisers Augustus, am häufigsten aber wurde er von den Mönchen ausgeübt, wenn es galt, eine kostbare Bibel herzustellen. Als die Schreibkunst auch außerhalb der Klöster Pflege fand, entstand das Gewerbe der Buchfeller oder Pergamenter (= Pergamentenmacher), das bereits am Ausgang des 12. Jahrhunderts nachweisbar ist und eine Spur seines Daseins in den heutigen Familiennamen Buchfeller, Permetter und Perminter (vgl. mittelhochdeutsch permint, Pergament) zurückgelassen hat.[2])

War das Pergament ein tierischer Stoff, so der Papyrus ein Erzeugnis der Pflanzenwelt. Er wurde aus einer Staude gewonnen, die namentlich in Ägypten wuchs, aber auch an feuchten Stellen Syriens, Palästinas und anderer Länder vorkam. Um Schreibmaterial zu erhalten, entfernte man von dem dreikantigen Schafte des unten armstarken Gewächses zunächst die Rinde, zerschnitt dann das Zellgewebe mit einem scharfen Werkzeuge in feine Schichten, übergoß die so geschaffenen schmalen, langen Streifen mit Nilwasser, legte sie auf Bretter dicht nebeneinander und breitete darüber rechtwinklig eine zweite, ebenfalls naß gemachte Schicht aus, die sich nach Bestreichung mit Pflanzenleim unter der Presse so fest mit der ersten verband, daß sie, getrocknet und geglättet, vorzüglich zur Aufnahme von Schriftzeichen geeignet war. Beschrieben wurde immer nur die eine Seite. Die Höhe der so fertiggestellten Blätter betrug $^1/_5$—$^1/_3$ m,

1) In Deutschland bevorzugte man Kalbfelle, in den romanischen Ländern Schaf- und Ziegenfelle.

2) Pergamentmacher sind im 12. Jahrhundert zu Regensburg, im 13. zu Erfurt, Köln, Straßburg, Wien, Gent u. a. nachweisbar.

die Breite in der Regel $^1/_4$—$^1/_2$ m. Gewöhnlich wurden sie zusammengerollt, wonach die Römer auch ihre Bezeichnung für den Band (volumen = Rolle) gewählt haben. Und wenn wir jetzt von einer Steuerrolle oder Stammrolle reden[1]), so lassen wir noch die alte Sitte durchschimmern, die Bücher aufzurollen statt sie aufzuschlagen. Nach der Güte unterschied man eine Reihe von Papyrusgattungen, die entweder nach den ägyptischen Ursprungsorten (Papier von Sais, Tanis) oder nach den römischen Kaisern und Kaiserinnen (Papier des Augustus, des Claudius, der Livia, Gemahlin des Augustus) benannt wurden. Ägypten aber blieb fast bis zum Untergange der römischen Reichs der Haupthandelsplatz für diese Marktware. Dort wurden sie auch am frühesten zum Schreiben verwertet. Denn es sind uns solche Schriftstücke aus der Mitte des 2. Jahrtausends vor Christi Geburt bekannt, aber es werden auch schon auf altägyptischen Wandgemälden Schreiber dargestellt, die Papyrusrollen in den Händen haben. So erklärt sich, daß die griechischen Namen für das neue Erzeugnis aus dem Nilgebiete entlehnt wurden; denn man wird kaum fehlgreifen, wenn man annimmt, daß Papyros, Byblos und Chartes in Ägypten heimatsberechtigt sind. Diese drei Ausdrücke aber sind durch Vermittlung der Römer in die meisten europäischen Sprachen übergegangen. So führt unser Wort Bibel (= griechisch biblion, Buch, d. h. Buch der Bücher) zurück auf byblos; ferner ist lateinisch charta (= griechisch chartēs) das Stammwort von Karte und papyrus (= griechisch papyros) das von Papier, womit man jetzt freilich etwas ganz anderes bezeichnet.[2]) Über die Zeit der Entlehnung des neuen Beschreibstoffes haben wir keine genauen Angaben. Die bekannte Erzählung, ein ägyptischer König habe aus Furcht, daß die Alexandrinische Bibliothek von der Pergamenischen überflügelt werden möchte, bei Beginn des 2. Jahrhunderts die Ausfuhr des Papyrus verboten und dadurch das Emporblühen der kleinasiatischen Pergamentfabrikation veranlaßt, kann uns lehren, daß damals die Erfindung der Ägypter den Griechen Kleinasiens bekannt war; ferner wissen wir aus anderen Quellen, daß Papyrus um 450 in Athen gekauft wurde. In Italien aber ist der erste, der seiner gedenkt, der Dichter Ennius (239—169). Wann

1) Vgl. auch Kontrolle = französisch contrôle aus contre — rôle, Gegenrolle, die angelegt wird, um die Richtigkeit der Rolle zu sichern.

2) Dagegen ist nicht ägyptischen, sondern griechischen Ursprungs der Ausdruck Zettel (= lat. schedula, griech. schidē, Schnitzel), womit man einen Abschnitt oder eine Lage von Papyrus meinte.

er in Deutschland auftritt, wissen wir nicht zu sagen; so viel steht jedoch fest, daß sein Gebrauch in allen Kulturländern seit dem 6. Jahrhundert allmählich abnahm und etwa 500 Jahre später fast ganz erlosch.[1]) Das an seine Stelle tretende Papier erhielt nunmehr seinen Namen.

Dessen Erfindung geht wie manche andere wichtige Errungenschaft (z. B. Porzellan, Kompaß, Tusche) auf die Chinesen zurück. Etwa 100 Jahre nach Chr. Geburt stellte es der Hofbeamte Isai-Loun als ein Gemisch aus Lumpen, Baumrinde, Pflanzenfasern und Hanffäden her, und 806 errichtete der chinesische Staat Papierfabriken. Die Bekanntschaft der Mittelmeerländer mit dem neuen Beschreibstoffe wurde durch die Araber vermittelt[2]), die 751 zwei chinesische Papiermacher gefangen nahmen und zwangen, ihre Kunst im Kalifenreiche unter staatlicher Aufsicht auszuüben. Die erste derartige Fabrik im arabischen Gebiete war zu Samarkand, die zweite zu Bagdad (794). Im Laufe des 9. und der folgenden Jahrhunderte wurde die Papierbereitung in den arabischen Gebieten Nordafrikas, in Sizilien, dem festländischen Italien (Genua) und Spanien eingebürgert, in Deutschland noch vor dem Jahre 1300, wahrscheinlich von Italien her.[3]) Denn die ersten Erzeugungsstätten, die wir in unserem Vaterlande nachweisen können, sind in den süddeutschen Orten Kaufbeuren, Nürnberg, Augsburg und Mainz gegründet worden, also in solchen, die meist lebhafte Handelsbeziehungen zu Oberitalien unterhielten; auch wurden die Geschäfte mehrfach — wenigstens gilt dies von dem des Ulman Stromer zu Nürnberg — von eidlich verpflichteten italienischen Arbeitern be-

1) Am längsten hat sich der Papyrus in der päpstlichen Kanzlei erhalten. Die letzte bekannte Urkunde aus Papyrus ist 1057 von Papst Viktor II. ausgestellt worden. — Seit einigen Jahrzehnten hat man in Ägypten, das wegen seines trockenen Klimas der Erhaltung von Papyrusschriftstücken besonders günstig war, Tausende von Papyrushandschriften gefunden, die in Zeitschriften wie dem Archiv für Papyrusforschung von U. Wilcken, aber auch in Büchern veröffentlicht und besprochen werden.

2) Arabisch ist auch der Ausdruck „ein Ries" Papier.

3) Doch war es schon lange vorher in Deutschland bekannt als italienischer Ausfuhrartikel, wurde auch noch im 14. und 15. Jahrhundert zum Teil aus italienischen Papierfabriken bezogen. Die älteste bekannte Papierhandschrift in Deutschland ist ein aus dem bayrischen Kloster Aldersbach stammendes, jetzt in München aufbewahrtes Konzeptbuch des Albert Behaim aus der Mitte des 13. Jahrhunderts. Es besteht aus italienischem Linnenpapier.

trieben. In Mitteldeutschland waren die ältesten Herstellungsplätze die Klöster zu Chemnitz[1]), Grimma, Pforta, Meißen, Merseburg u. a.; später legten hier auch Städte und Fürsten eigene „Papierhäuser" an. Zu den bedeutendsten Papierfabriken, die unser Vaterland während des Mittelalters besaß, gehört die zu Ravensburg in Schwaben; ihre Erzeugnisse gingen sogar ins Ausland. Auch hat sie sich um die Verbesserung der Fabrikation sehr verdient gemacht. Während man bis etwa 1300 die Baumwollen- oder Leinenfasern in Mörsern zerstampfte, wurden dort zuerst Mühlen für die Zubereitung benutzt und durch Siebe aus Messingdraht eine bessere Verfilzung der rohen Masse ermöglicht. Bald erzielte man auch eine größere Weiße des Papieres, seitdem statt des Stärkekleisters tierischer Leim und Weizenstärke bei der Herstellung gebraucht wurden. Freilich bezog man noch lange Zeit feinere Papiersorten aus Italien, und noch 1470 verschrieben sich Baseler Kaufleute, um eine treffliche Marke fertigen zu können, ausländische Arbeiter. Die Sitte, das Papier mit Drahtgeflechten aus Bütten oder Bottichen zu „schöpfen", blieb bestehen bis Anfang des 19. Jahrhunderts, wo die Fabrikation mit Maschinen aufkam. Dies geschah in Frankreich 1811, in Deutschland 1819.

Mit der riesigen Zunahme des Papierverbrauchs, die namentlich seit der Mitte des 19. Jahrhunderts eintrat, stellte sich die Notwendigkeit heraus, auch nach andern Fabrikationsstoffen zu suchen. Dank der Erfindung des Sachsen Gottfried Keller (1845) hat man die Holzfaser zu diesem Zwecke verwerten lernen, die ursprünglich durch Schleifmühlen, jetzt auch auf chemischem Wege zerkleinert wird; und neuerdings sind dazu noch andere Ersatzstoffe wie Stroh gekommen, die in größerer oder geringerer Menge den Lumpenfasern beigemischt werden. Für Brief- und Schreibpapier ist der Zusatz gering, für Zeitungs- und Packpapier oft sehr beträchtlich; Papiere für Druckschriften halten die Mitte. Die dadurch verursachte Billigkeit des Materials hat eine solche Zunahme des Bedarfs zur Folge gehabt, daß in Nordamerika auf den Kopf der Bevölkerung ein jährlicher Papierverbrauch von 8 kg, in England von 6, in Deutschland von 5 und in Italien von $3^1/_2$ kg kommt. Aber mit der Menge ist die Güte nicht gewachsen, sondern durch den Zusatz von Holzteilen hat sich die Haltbarkeit wesentlich verringert. Als das Lumpenpapier

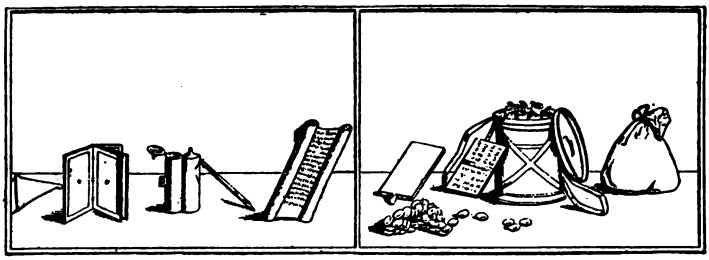
1) 1398 ist von Markgraf Wilhelm von Meißen ein Papiermühlenprivileg für das frühere Benediktinerkloster bei Chemnitz ausgefertigt worden.

aufkam, fürchtete man, es würde den Jahrhunderten nicht Trotz bieten können. Daher verordnete Kaiser Friedrich II. im Jahre 1231, es sollte zu amtlichen Urkunden nur Pergament genommen werden, eine Sitte, die sich bei wichtigen Schriftstücken über das Mittelalter hinaus erhalten hat. Genau dasselbe erleben wir in unserer Zeit wieder. Denn in den letzten Jahren haben verschiedene Regierungen die Bestimmung getroffen, daß Behörden das Holzfaserpapier wegen seiner geringen Widerstandsfähigkeit gegen die Einwirkung des Lichts nicht zu Akten verwenden sollen.

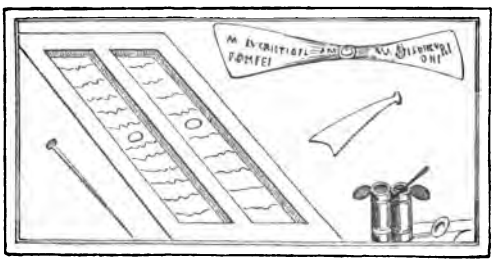
Ebenso mannigfaltig wie die Beschreibstoffe sind die zur Erzeugung der Schrift verwendeten Werkzeuge. In die Steine hieb man Inschriften mit dem Meißel, in Metall, Ton und Holz ritzte man die Buchstaben mit einem spitzen Instrumente ein. Daher hat englisch write = ritzen die Bedeutung schreiben angenommen, daher sprechen auch wir noch von einem Grundriß, Reißbrett, Reißzeug, obwohl wir jetzt nicht mehr Linien und Schrift „reißen", wie unsere Altvordern ihre Runen. Und vergleicht man die Grundbedeutung der Wörter, mit denen man in anderen Sprachen das Schreiben bezeichnet, z. B. von griechisch graphein (verwandt mit kerben) und lateinisch scribere, so ergibt sich, daß auch sie zunächst nur das Einkerben zum Ausdruck bringen, wie es auf dem altdeutschen Kerbholz vorgenommen wurde, einer Einrichtung, Trink- und andere Schulden zu notieren, die sich in manchen Gegenden unseres Vaterlandes bis zur Gegenwart erhalten hat.[1]) Entsprechend der hervorragenden Bedeutung, welche die Wachstafel unter den Beschreibstoffen des Altertums hatte, bildete ein sehr wichtiges Schreibgerät jener Zeit der metallene oder beinerne Griffel. Er war an dem einen Ende mit einer Spitze zum Einritzen der Zeichen, an dem andern mit einer breiten Fläche versehen, die gleich einem Falzbein alle Unebenheiten wieder beseitigen konnte. (Vgl. auf S. 20 die Abbildungen römischer Schreibgerätschaften.) An ihn erinnern noch mehrere Ausdrücke unserer Sprache. Denn Stil (= Eigenart der Darstellung) bezeichnet von Haus aus den Schreibgriffel, und Punkt oder wie es eigentlich heißt, punctum (vgl. die Redensart: Punktum, Streusand drauf!) den Stich, den man am Schlusse eines Abschnitts mit dem Griffel in das Wachs machte.[2])

1) Vgl. auch die Wendung: er hat etwas auf dem Kerbholze.
2) Dieselbe Grundbedeutung hat das Wort Zentrum (Mittelpunkt eines Kreises) = das Gestochene.

Andere Schreibmittel fanden bei Pergament, Papyrus und Papier Verwendung. Hier trug man die Buchstaben entweder mit dem Pinsel auf, wie noch jetzt in China und Japan, oder gewöhnlicher mit einem Stück Schilfrohr, das vorn mit dem Federmesser beschnitten und gespalten sowie an der Schnittfläche mit Bimsstein geglättet worden war. Man bezog es, da die meisten Rohrarten zu



Wachstafel, Tintenfaß mit Schreibrohr, Rolle, Rechentafel und Kapsel mit Rollen.



Griffel, Doppeltafel, adressierter und gesiegelter Papyrusbrief, Tintenfaß.

Abb. 4. Römisches Schreibgerät auf pompejan. Wandgemälden.

schwammig waren und sich nicht gut zum Schreiben eigneten, vornehmlich aus Ägypten oder aus Knidus in Kleinasien. Gänsefedern zum Schreiben werden zuerst im 5. Jahrhundert erwähnt, haben sich aber bis ins 19. Jahrhundert erhalten, Metallfedern, die man schon während des Mittelalters im Morgenlande gekannt zu haben scheint, lassen sich in Europa erst seit dem 16. Jahrhundert nachweisen. Doch fanden die Messingfedern, die man damals an mehreren Orten Süddeutschlands herstellte, wenig Anklang; denn immer wieder kehrte man zum Kiele zurück. Erst die in der Mitte des 18. Jahrhunderts von dem französischen Mechaniker Arnoux gefertigte Feder

bewährte sich, wurde aber nicht vor dem Jahre 1830 fabrikmäßig hergestellt.[1]) Damals entstanden die ersten englischen Betriebe in Birmingham, denen sich im Laufe der Zeit andere anschlossen; so wurden bereits Anfang der sechziger Jahre in der Berliner Fabrik von Heintze und Blankertz jährlich etwa 52 Millionen Stück gemacht, während zu derselben Zeit aus französischen Werkstätten achtmal, aus englischen dreißigmal mehr hervorgingen. Dem gesteigerten Briefverkehr der Neuzeit hat man durch die Konstruktion von Schreibmaschinen Rechnung getragen, die in den Ländern des stärksten Handelsbetriebes, in England und Amerika, erfunden, nach und nach vervollkommnet und seit etwa vier Jahrzehnten stark verbreitet sind, während sie auf dem europäischen Festlande erst in den letzten 20 Jahren zahlreicher Eingang gefunden haben.[2])

Fragen wir nun, welche Stoffe man mit Pinsel, Rohr und Feder auftrug, so lautet die Antwort: hauptsächlich schwarze oder rote Farbe. Jene stellte man ursprünglich aus Ruß und Gummi her, seit Ausgang des Mittelalters aber in der Hauptsache aus Galläpfeln und Vitriol.[3]) Diese dagegen gewann man in der Regel aus Mennige, Rötel oder Zinnober. Mit roter Farbe malte man die Namen auf altrömischen Grabmälern, z. B. dem der Scipionen, damit gaben die byzantinischen Kaiser ihre Unterschrift, damit schrieben die Römer schon im 2. Jahrhundert vor Chr. die Überschriften der Gesetzeskapitel, um sie stärker hervortreten und in die Augen springen zu lassen; von dem lateinischen Ausdruck rubrica (Rötel) aber, der für solche Titel üblich war, stammt unsere Bezeichnung Rubrik; denn das Wort nahm allmählich den Sinn von Abschnitt an. Und wenn wir noch immer in unseren Kalendern die Feste mit rotem Druck angegeben finden oder etwas „rot im Kalender anstreichen", so ist dies als

1) Am 5. Juli 1833 erschien in den privilegierten gemeinnützigen Nachrichten von und für Hamburg eine englische Anzeige (am 7. August dieselbe in deutscher Sprache), worin Pearys Patentfedern als die besten empfohlen werden, 9 Stück für 7 Schilling (53 Pf.). Daneben finden wir seit dem 23. Dezember 1833 auch eine französische Anzeige von plumes calligraphiques. Vgl. die Mitteilungen des Vereins für Hamburg. Geschichte. 22. Jahrg. S. 77f.

2) Amerikanischen Ursprungs sind die Goldfeder und die Füllfeder.

3) Das Wort Tinte ist entlehnt aus lat. tincta, Gefärbtes, Buntes, franzöſ. encre aus lat.-griech. encaustum, Eingebranntes, einem ursprünglich der Wachsmalerei angehörigen Ausdruck, bei der die Farbe mit flüssigem Wachs eingebrannt wurde. Schreiben ist entlehnt aus lat. scribere.

Überreſt jener Sitte aufzufaſſen. Reichlicher als im Altertum wurde die rote Farbe in den Schreibſtuben der Mönche verwendet. Damit malten dieſe die Anfangsbuchſtaben (Initialen von lat. initium, Anfang) ganzer Bücher ſowie einzelner Kapitel oder Seiten und hoben ſie dadurch heraus.

Abb. 5. Initial aus der Leipziger Matrikel.

(Vgl. die beifolgende Abb. einer Initiale aus der Matrikel [Studentenverzeichnis] der Univerſität Leipzig.) Damit ſchufen ſie endlich die herrlichen Miniaturen (d. h. aus Mennig, minium, hergeſtellte Bilder), die zur Zierde ihrer Handſchriften an bedeutſamen Stellen eingefügt wurden. Deren Urſprung geht auf Ägypten zurück; von hier kam der Brauch, man weiß nicht auf welchem Wege, nach Irland und England und dann durch die chriſtlichen Glaubensboten nach Deutſchland. Allmählich wurde die Kunſt ſehr vervollkommnet, ſo daß aus dem Beiwerk von Ranken, Blütenzweigen, Vögeln, Fiſchen, Schlangen uſf., womit man von Haus aus die Anfangsbuchſtaben

und Ränder eingefaßt hatte, selbständige Gemälde wurden, die zuweilen ganze Seiten bedeckten. Wer so farbenprächtige Bilder betrachtet, wie die Darstellung Walthers von der Vogelweide in der Heidelberger Liederhandschrift (vgl. die Abbildung S. 24), kann die Worte begreifen, die der Überarbeiter des Nibelungenliedes am Ende des 12. Jahrhunderts von Siegfried gebraucht, als er Kriemhild zum ersten Male gesehen hat: „Da stand der Minnigliche, der Held von Niederland, als hätt' ihn eines Meisters kunstgeübte Hand auf Pergament entworfen. Man mußte wohl gestehn, daß also stolze Helden man in der Welt noch nie gesehn." Allmählich stellte man auch andere Farben als die rote in den Dienst des Bücherschmuckes, besonders Lichtblau, dessen Verwendung aller Wahrscheinlichkeit nach von Italien her in Deutschland bekannt wurde. Seit dem 12. Jahrhundert wurden die Miniaturen gewöhnlich rot und blau gemalt. Erhalten aber hat sich die Sitte des „Illuminierens" und „Rubricierens" der Bücher noch über Guttenbergs Zeit hinaus, wo der Buchdruck beides übernahm (vgl. unten S. 53 und die Abbildung einer Holzschnittinitiale von Holbein aus dessen „Totentanzalphabet", sowie S. 52 die Wiedergabe einer Seite aus der Lutherbibel mit dem den König David darstellenden Holzschnitt). Denn noch in den siebziger Jahren des 15. Jahrhunderts zahlte der kursächsische Hof hohe Summen für Miniaturen, z. B. einmal „1 Schock 20 Groschen" für 84 Buchstaben zu „malen und illuminieren".

Für besonders kostbar galt Gold- und Silberschrift, zumal auf purpurfarbigem Pergament. Sie läßt sich zuerst im byzantinischen Reiche nachweisen, wo sie auch stark verbreitet war; doch wurde sie bald in Italien und anderen westeuropäischen Ländern eingeführt, außerordentlich vervollkommnet aber im Martinskloster zu Tours, der Stätte, wo Ende des 8. Jahrhunderts der berühmte Alcuin wirkte. Wenigstens sind die Prachthandschriften aus der Zeit Ludwigs des Frommen und Karls des Kahlen nach dem Urteile von Fachkennern unübertreffliche Meisterstücke der Schriftmalerei. Wir besitzen noch eine Anzahl solcher goldener und silberner Handschriften (Codices), welche meist die Evangelien oder den Psalter oder die ganze Bibel in der lateinischen Übersetzung enthalten. Eine goldene aus dem 8. Jahrhundert befindet sich z. B. in der Bibliothek des Louvre zu Paris, eine aus dem 9. Jahrhundert in der Königlichen Bibliothek zu München, eine aus dem 10. Jahrhundert in der herzoglichen Bibliothek zu Gotha, ein silberner Kodex aber z. B. in der

Abb. 6. Walther von der Vogelweide.
Miniatur aus der Manesseschen Liederhandschrift.

Universitätsbücherei von Upsala. Er ist besonders wertvoll, weil er das größte auf uns gekommene Schriftstück der gotischen Sprache enthält, die Bibelübersetzung des Bischofs Ulfilas (etwa 311—381). Darum hat er auch die Habgier verschiedener Männer erregt und wechselvolle Schicksale gehabt. Im 6. Jahrhundert in Italien geschrieben, war er lange Zeit im Besitze des Westgotenvolkes, verschwand im 9. Jahrhundert gänzlich und wurde erst im 16. wieder in Kloster Werden a. d. Ruhr entdeckt, kam von da nach Prag und im Dreißigjährigen Kriege durch den schwedischen General Königsmark nach dem Norden.

Bisher haben wir nur der flüssigen Farben gedacht, die man mit der Feder oder dem Pinsel auftrug[1]); doch gibt es auch feste, die man zum Teil schon im klassischen Altertum beim Schreiben verwendet hat. Den Rotstift (cerula miniata) erwähnt schon Cicero in ähnlichem Sinne wie wir; denn er spricht in Briefen an seinen Freund Attikus aus, daß er sich vor dessen Rotstift (= Kritik seiner Schriften) fürchte; die Kreide aber (= lateinisch creta) benutzte man z. B., um das Ziel in der Rennbahn damit zu bezeichnen, während sie neuerdings besonders bei Wirten beliebt ist, welche die Zechschulden „ankreiden" und gelegentlich auch einmal mit „doppelter Kreide" schreiben oder ein X(x) für ein V(u) machen, d. h. eine römische 10 für eine römische 5, um sich für das zu entschädigen, was sie bei faulen Zahlern „in den Schornstein schreiben" müssen. Dagegen war der Schieferstift, dessen sich unsere Schulkinder zum Teil noch bedienen, den klassischen Völkern unbekannt, ebensowenig benutzten sie zum Liniieren oder Schreiben die Bleifeder. Sie ritzten vielmehr die Linien (= lat. linea) mit dem Griffel, nachdem sie mit dem Zirkel die Abstände ausgemessen und das Lineal zurechtgelegt hatten. Gegen Ende des 12. Jahrhunderts zog man die Reihen gern mit Tinte, daneben verwendete man aber zu diesem Zwecke schon Blei oder eine Mischung von Blei und Zinn, seit etwa 1400 auch Stifte, deren Spitzen aus Silber hergestellt waren. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts lernte man den Graphit als Schreibstoff kennen und schätzen, nannte aber die daraus verfertigten Geräte

1) Unsere Zeit kennt auch unsichtbare oder sympathetische Tinten, die erst nach Verlauf einiger Zeit oder nach Anwendung bestimmter Mittel lesbar werden. Wenn man z. B. mit einer Lösung von salpetersaurem Quecksilberoxyd weißes Papier beschrieben hat, kann man die Worte dadurch hervorlocken, daß man das Papier einige Sekunden in ein mit Ammoniakdämpfen gefülltes Gefäß steckt.

nach wie vor Bleistifte, als ob sie noch aus Blei bestünden. Sie wurden zuerst in englischen Fabriken erzeugt und mit der jetzigen Holzumhüllung versehen; seit etwa 1680 erschienen sie auf deutschem Boden, und bald stellte man sie hier selbst her. Bereits im Anfange des 18. Jahrhunderts bestanden Werkstätten in der Umgegend von Nürnberg (z. B. in Stein), und jetzt fabriziert unser Vaterland die meisten Graphitstifte unter allen Ländern der Erde. Zu dem großen Aufschwunge aber, den die Herstellung dieses Schreibmittels in den letzten Jahrzehnten genommen hat, trägt nicht bloß das gesteigerte Bedürfnis bei, sondern vor allem der Umstand, daß es einem finnischen Kaufmanne 1842 gelang, in Sibirien bedeutende Graphitlager aufzudecken, die bis jetzt über 33 000 Zentner dieses kostbaren Minerals geliefert haben. Den Hauptteil davon bezieht die Gegend von Nürnberg, wo zurzeit in etwa 25 Fabriken jährlich 250 Millionen Bleistifte verfertigt werden; die meisten Gruben aber hat sich die weltbekannte Firma Faber gesichert.

Um nun geschriebene Worte wieder zu entfernen, brauchte man bei der Rußtinte des Altertums nur mit einem feuchten Schwamme über das Pergament hinwegzuwischen. Nicht so einfach war es, die mittelalterliche Gallapfeltinte wieder zu entfernen; hier mußten stärkere Mittel angewandt werden, besonders das Radieren (= lat. radere, schaben) mit dem Schabmesser; erst neuerdings hat man dazu auch Säuren herangezogen, während der Gummi mehr zur Beseitigung von Bleistiftschrift in Anspruch genommen wird.

Noch gilt es, anhangsweise zweier besonderer Schriftgattungen zu gedenken, die wir bisher nicht berücksichtigt haben, der Stenographie oder Kurzschrift und der Telegraphie oder Fernschrift. Der erste Versuch in jener, den wir kennen, stammt aus der Mitte des 4. Jahrhunderts vor Chr. Geb. und besteht in einem stenographischen System, das der Verfasser, in Stein gehauen, auf der athenischen Burg zur öffentlichen Kenntnis gebracht hat. Die Kürzung beruht darauf, daß an den Selbstlauten, die das Gerippe des Wortes bildeten, alle Mitlaute angedeutet wurden, und zwar durch zwei Arten von horizontalen Strichelchen, die man bald oben, bald in der Mitte, bald unten an die Vokalzeichen anfügte. Außer diesem System haben die Griechen noch zwei andere Arten der Tachygraphie verwendet.[1]) Brauchbar war die Erfindung der Römer.

1) Die englischen Forscher Grenfell und Hunt haben im 4. Bande der Oxyrrhynchospapyri eine Urkunde aus dem Jahre 155 n. Chr. veröffentlicht, in der folgender Vertrag geschlossen wird: Chairammon

Schon frühzeitig hatten diese manche häufig vorkommenden Bezeichnungen mit dem bloßen Anfangsbuchstaben wiedergegeben, so Vornamen wie Markus (M.) und Lucius (L.), aber auch andere Ausdrücke, so daß z. B. A für die Hauptwörter ager (Acker), amicus (Freund), annus (Jahr), animus (Geist), für die Zeitwörter absolvo (ich spreche frei), aiunt (sie sagen), für die Umstandswörter aliquando (einst), ante (vorher) usw. eintreten konnte. Darüber, welche von diesen Bedeutungen die passende war, mußte der Sinn entscheiden. Mitunter setzte man aber auch der Deutlichkeit wegen die beiden ersten Buchstaben (Sp. = Spurius, Ti. = Tiberius) oder die drei ersten (Ser. = Servius, Mam. = Mamercus). Derartige Kürzungen mischte man einfach unter die übrigen ausgeschriebenen Worte. Weiter ging schon der Dichter Ennius im Beginn des 2. Jahrhunderts v. Chr., der etwa 1100 solche stenographische Zeichen[1]) angewendet haben soll; doch war man auch damit noch nicht imstande, eine zusammenhängende Rede nachzuschreiben. Erst dem Freigelassenen des Redners Cicero, M. Tullius Tiro, gelang es, eine vollständige Kurzschrift auszubilden, mit deren Hilfe z. B. eine im Jahre 63 von dem jüngeren Kato gegen Katilina und seine Anhänger gehaltene Rede nachgeschrieben werden konnte. Sie bestand nicht lediglich aus einzelnen Buchstaben, sondern nahm auch andere Zeichen zu Hilfe; z. B. wurden maior (größer) und minor (kleiner), oriens (Osten) und occidens (Westen) in der Weise gekürzt, daß man m und o schrieb, aber zur Unterscheidung der beiden gleichmäßig beginnenden Wörter einen Punkt darüber oder darunter setzte. Und H bedeutete je nach der Stellung des Punktes rechts oder links, oben oder unten homo, hic, hodie, heri. Auch die verschiedenen Wortendungen (-a, -um, -us usw.) wurden durch Hilfszeichen angedeutet. Hundert Jahre später erhöhte Seneka die Zahl der Siglen (= Kürzungen) auf 5000; bald wurde die Schrift im Dienste der christlichen Kirche so eifrig benutzt, daß man die Predigten

soll bei Dionysios, dem Sohne des Apollonios, zwei Jahre in die Lehre treten und die Stenographie vollständig erlernen. Dafür sollen 120 Drachmen Lehrgeld in drei Raten bezahlt werden. Das System, um das es sich hier handelt, ist uns bekannt durch Galen (164) und durch Inschriften, z. B. auf dem Grabstein des Asterius sowie auf ägyptischen Wachstafeln und Papyrusurkunden des 3. bis 7. Jahrhunderts. Eine byzantinische Tachygraphie kennen wir aus mehreren Handschriften des 10. bis 11. Jahrhunderts.

1) Diese hießen notae und die Stenographen notarii, ein Wort, von dem unsere Notare ihren Namen haben.

des Joh. Chrysostomus von Antiochien († 407), des Kirchenvaters Augustin († 430), des Papstes Gregor des Großen († 604) u. a. zum größten Teil damit niederschrieb. Im 9. Jahrhundert erlebte sie sogar noch eine neue Blüte und wurde in der Zeit der Renaissance wieder erweckt durch Trithemius (1518), Lipsius (1597) und Gruter (1603).

Ähnlich geartet war die Kurzschrift, die Ende des 16. Jahrhunderts in England aufkam, gleichfalls wie bei den Römern infolge der höheren Entwickelung der Redekunst; sie rührte von Bright (1587) her, der gleich Tiro die Anfangsbuchstaben der Worte zugrunde legte, aber es mit Hilfe von Punkten und Strichen soweit brachte, daß er nicht mehr als 556 charakteristische Wortzeichen nötig hatte. Und mit dieser Schrift erzielte er solche Erfolge, daß sich damals in Großbritannien Tausende in der neuen Kunst übten. Philipp Harsdörffer, der Verfasser des bekannten Nürnberger Trichters, der 1630 in London war, berichtet darüber: „In England ist es eine gemeine Sache, welche auch den Weibern bekannt (ist), daß sie eine ganze Predigt von Wort zu Wort nachschreiben, und besteht die Kunst fast in solchen Zeichen, wie sie vor alters bei den Römern die Notarii gebrauchten, da ein Buchstabe ein ganzes Wort bedeutet." Zum ersten Male dagegen finden wir die Grundsätze — und auch den Namen — der modernen Stenographie vertreten in dem Lehrgang des Engländers John Willis (1602), worin die Wörter völlig ausgeschrieben, die Zeichen für die Buchstaben aber verkürzt wurden. Weiter geführt wurde sein System von John Byron († 1763), der nur die Konsonanten bezeichnete und die anlautenden Vokale als Punkte in das Konsonantengerippe einfügte, vereinfacht von Taylor 1786, dessen Schrift auf das Französische übertragen wurde von Bertin (1792) und auf das Deutsche von Mosengeil (1796). Erst dem Bayern Xaver Gabelsberger gelang es 1834, eine brauchbare, dabei schöne und ganz eigenartige Stenographie zu erfinden, bei der z. B. das helle i durch Hochstellung, das dumpfe u durch Tiefstellung, der starke Grundton a durch Verstärkung eines benachbarten Konsonanten ausgedrückt wird. In seinen Bahnen wandelten dann andere weiter.

Die größte Verbreitung hat die Stenographie zurzeit in England und Amerika, dann folgen Deutschland, Frankreich, Österreich und die Schweiz. In den erstgenannten Ländern weist die Pitmansche (1837) die meisten Anhänger auf, in Frankreich die Duployésche (1867), in Süddeutschland und Österreich-Ungarn das

System Gabelsberger (1834), in Norddeutschland das Stolzesche (1850). Daneben erfreut sich in unserem Vaterlande noch größerer Gunst die Kurzschrift von Arends (seit 1850), Roller (seit 1875), Brauns (1888), Schrey (seit 1887), v. Kunowski (1893) u. a.; neuerdings haben sich die Schulen von Stolze und Schrey zusammengeschlossen.[1]) Die übrigen Systeme sind schwächer vertreten. In den Parlamenten sitzen schon längst Stenographen; auch die höheren Schulen haben bereits die Wichtigkeit der Kurzschrift erkannt und sie vielfach in den Lehrplan aufgenommen, in Bayern seit 1854, in Österreich seit 1871, in Sachsen seit 1873 u. a. Vor allem aber haben sich die Kaufleute und Gewerbetreibenden von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr davon überzeugt, welche außerordentlichen Vorteile ihnen die Stenographie bietet; wie nützlich diese auch für Schriftsteller und Gelehrte ist, sagt nichts deutlicher als der Ausspruch des österreichischen Dichters Robert Hamerling: „Ich weiß nicht, ob unter alledem, was ich zur Verrichtung meines irdischen Tagewerks je gelernt, sich irgend etwas befunden hat, das mir nachher so namhafte Dienste geleistet hätte als gerade die Stenographie."

Eine ebenso bedeutsame Erfindung ist die Kunst, schriftliche Mitteilungen mit großer Schnelligkeit auf weite Entfernungen zu übermitteln. Ihre Anfänge gehen gleichfalls ins Altertum zurück, wo sie allerdings noch ziemlich unvollkommen ist. Um ein vorher erwartetes Ereignis rasch nach einer bestimmten Richtung zu melden, brannte man in mäßigen Zwischenräumen Holzhaufen an, die man zu diesem Zwecke errichtet hatte; so erhielt, wie der griechische Dichter Äschylus erzählt, Agamemnons Gemahlin in Mycen die Kunde von Trojas Einnahme noch in der nämlichen Nacht durch Feuerzeichen, obwohl die Länge dieser Strecke 70 Meilen betrug. Praktischer war eine andere Gattung optischer **Telegraphen**, die besonders durch zwei Franzosen, die Brüder Chappe, ausgebildet worden ist (1793); denn mit ihr konnte man zuerst wirkliche Worte befördern. Sie bestand darin, daß in bestimmten Entfernungen auf hoch und frei gelegenen, also weithin sichtbaren Stellen Gerüste mit je drei beweglichen Balken aufgerichtet wurden. Da man nun vorher die Zeichen verabredet hatte, durch die jeder Buchstabe wiedergegeben

1) Wie Stolze-Schrey haben auch die Schulen von Arends, Roller, Brauns und v. Kunowski den Versuch einer Systemeinigung gemacht. Diese Verhandlungen führten zur Aufstellung der Nationalstenographie (1898), die von einem großen Teile der Anfänger angenommen und 1902 weitergebildet worden ist.

werden sollte, und diese durch Veränderung der Balkenlage leicht ausgedrückt werden konnten, so war eine sichere, wenn auch umständliche Aussprache möglich. Aber wie der Feuertelegraph nur bei Nacht mit Vorteil zu gebrauchen war, so der Zeichentelegraph nur am Tage, und auch hier nur bei klarem, nebelfreiem Wetter. Trotzdem machte man in Ermangelung eines Besseren große Anlagen davon, durch welche die wichtigsten Städte West- und Mitteleuropas miteinander verbunden wurden. Eine solche Linie ging von Paris nach Lille, eine andere von London nach der englischen Hafenstadt Portsmouth, eine dritte von Berlin nach Koblenz. Die beiden ersten erforderten ein zwanzigmaliges Aufnehmen und Umexpedieren der Neuigkeiten, die letztgenannte sogar ein siebzigfaches, wozu mehr als 200 Menschen nötig waren. Doch erreichte man durch Übung schließlich eine solche Fertigkeit, daß eine Anfrage von dem einen Endpunkte der Strecke nach dem andern in zwei Stunden befördert, also in vier Stunden beantwortet werden konnte. Die große Entfernung von Berlin nach Petersburg erforderte unter teilweiser Anwendung von Kurieren etwa 50 Stunden; als aber der Kaiser von Rußland 450 Fernrohre dabei verwenden ließ, die er bei Professor Fraunhofer in München bestellt hatte, wurde die Zeit wesentlich abgekürzt. Doch diente die Telegraphie damals nur den Interessen der Regierungen und einzelner Behörden.

Ein allgemeinerer Gebrauch, namentlich für Privatleute, ward erst möglich, als die beiden Göttinger Professoren Gauß und Weber 1833 einen leistungsfähigen elektrischen Fernschreiber verfertigten, der zuerst zwischen der Sternwarte und dem physikalischen Zimmer der Universität in Betrieb gesetzt wurde. Wohl hatte schon Sömmering in München 1809 den Versuch gemacht, die Elektrizität zur Beförderung von Nachrichten heranzuziehen[1]), wohl hatte auch Ampère in Paris 1820 eine telegraphische Leitung angelegt, die auf der Entdeckung des Dänen Örstedt beruhte, daß eine freischwebende Magnetnadel in der Nähe eines elektrischen Stroms eine ganz verschiedene Lage erhält, je nachdem die Elektrizität in dieser oder jener Richtung durch den Draht geht. Aber beide Apparate erforderten so viele Nadeln usw. und waren infolge davon so umständlich, daß sie sich im praktischen Leben nicht bewährten. Wie viel einfacher war dagegen der Gaußsche, bei dem nur zwei Drähte und zwei

1) Er wollte die Zeichen durch galvanische Zersetzung von Wasser geben.

Nadeln gebraucht wurden! Und doch fehlte auch ihm noch ein Haupterfordernis, die Möglichkeit, das in die Ferne geschriebene Wort gleich auf das Papier zu übertragen. Diesen Schritt tat der Münchner Steinheil. Während Gauß die verschiedenen Buchstaben nur durch Ablenkung, d. h. Rechts- und Linksbewegung der Magnetnadel zum Ausdruck gebracht hatte, richtete es Steinheil so ein, daß diese freischwebend Punkte auf einen Papierstreifen ritzte, welcher durch ein Uhrwerk langsam vorübergeführt wurde. Eine weitere Verbesserung ward erst möglich durch Anwendung von Elektromagneten. Wenn man nämlich ein weiches Stück Eisen mit magnetisch gemachten Kupferdrähten umwickelt, so wird es selbst magnetisch und zieht einen Stift an, sobald die Drahtleitung, durch die der galvanische Strom geht, geschlossen ist, verliert dagegen die Anziehungskraft wieder, wenn die Leitung unterbrochen wird. Wendet man nun das Steinheilsche Verfahren mit dem Papierstreifen an, so kann man durch Anziehen des Stiftes Punkte oder Striche einritzen, je nachdem man mit dem Tastapparate den Strom nur auf Augenblicke schließt oder etwas länger geschlossen hält. Aus Punkten und Strichen aber setzt sich das telegraphische Alphabet zusammen, und zwar ist die Zusammensetzung so getroffen, daß die am häufigsten vorkommenden Buchstaben mit den wenigsten Zeichen ausgedrückt werden, die am seltensten gebrauchten mit den meisten. Dieses Alphabet und die erste Benutzung des so verbesserten Schreibtelegraphen gehen auf den Amerikaner Samuel Morse zurück, der fast gleichzeitig (1836) mit Steinheil seine Erfindung veröffentlichte und 1843 mit Unterstützung der Regierung die erste Versuchslinie zwischen Washington und Baltimore einrichtete.[1]) Seitdem ist noch manches auf diesem Gebiete verbessert worden; z. B. hat man erkannt, daß der eine Leitungsdraht durch die elektrische Kraft der Erde ersetzt werden kann, ja man hat in den letzten zwei Jahrzehnten gelernt, die Luft als einziges Leitungsmittel zu benutzen. Dieses System der „Funkentelegraphie" ist von dem Italiener Marconi 1896 aufgebracht und von deutschen Gelehrten wie Slaby, Arco, Braun wesentlich verbessert worden[2]), so daß man sich jetzt auf mehr als 300 km Entfernung verständlich machen kann, was namentlich für den Schiffsverkehr von der größten Wichtigkeit ist.

1) Auf dem Morseschen System beruhen jetzt noch etwa 90 Proz. aller Telegraphenapparate.

2) 1909 arbeiteten 70 Stationen nach dem System Marconi 63 nach dem deutschen System Telefunken.

Und eben jetzt — Ende November 1909 — geht die Nachricht durch die Zeitungen, daß der Amerikaner Nicola Tesla eine neue Art drahtloser Telegraphie erfunden habe, bei der nicht die Luftwellen als Leitungsmittel benutzt werden, sondern die Erde selbst, so daß also die elektrischen Ströme durch den Erdkörper gehen. Ferner hat man Apparate konstruiert, die gleich wie die Schreibmaschinen Buchstaben drucken oder gar die Handschrift selbst übermitteln wie Gruhns Telautograph.

Seit Ende der vierziger Jahre nun ging man darauf aus, die Hauptstädte Europas durch Telegraphenlinien miteinander in Verbindung zu setzen. Die ersten 1849 eingerichteten Linien waren Paris—Brüssel, Berlin—Aachen und Berlin—Eisenach—Frankfurt a. M., 1850 folgte Leipzig—Dresden nach, ebenso legte man in diesem Jahre, um Paris mit London verknüpfen zu können, das erste unterseeische Kabel zwischen Dover und Calais. Doch bedurfte es noch fast zweier Jahrzehnte, ehe es (1866) gelang, durch Riesenkabel eine dauernde Verbindung zwischen der alten und der neuen Welt herzustellen.[1]) Seitdem ist eine große Zahl von überseeischen Verbindungen geschaffen worden, besonders durch englische und deutsche Gesellschaften.[2]) Aber auch auf dem Festlande hat in den letzten Jahrzehnten die Ausdehnung der Drahtwege in gewaltigem Maße zugenommen und mit ihr der Umfang des telegrapischen Verkehrs. So wurden in England 1906 rund 94 Millionen Telegramme befördert, in den Vereinigten Staaten 65, in Frankreich 58, in Deutschland 53, in Österreich-Ungarn 29, in Rußland 28 Millionen; in England kamen auf 100 Einwohner 214 Telegramme, in Frankreich 143, in Deutschland 84.[3]) Der Deutsche schreibt lieber die billigen Postkarten und Briefe, als daß er eine viel höhere Summe für Telegramme bezahlt.

Naturgemäß hat man es sich nicht entgehen lassen, die Neuerung auch im Kriege auszunützen. Zuerst sind die Amerikaner auf diesen

1) Die am 29. Juli 1858 fertiggestellte erste Verbindung wurde nach wenigen Wochen durch Reißen des Kabels wieder aufgehoben.

2) 1896 bildete sich die erste deutsche Kabelgesellschaft, um ein deutsches Kabel von Emden nach Vigo im nordwestlichen Spanien zu legen. Seidem hat diese Gesellschaft zahlreiche andere Verbindungen eingerichtet, z. B. mit Schweden, England, New York. Von den 450000 km langen Seekabeln der ganzen Erde besitzt England etwa 60 Proz., Deutschland etwa 7 Proz.

3) Dagegen ist der Telephonverkehr in Deutschland fünfmal stärker als in England und zehnmal stärker als in Frankreich.

Gedanken gekommen, die während der Kämpfe zwischen den Nord- und Südstaaten 1861—1865 reichlich davon Gebrauch machten. In Deutschland finden wir sie zuerst beim dänischen Feldzuge 1864. Jetzt hat man besondere Telegraphenabteilungen im Heere, die auch zu Friedenszeiten, namentlich während der Manöver, in Tätigkeit treten.

Endlich ist im Laufe der Zeit die Schnelligkeit bei der Erledigung der einzelnen Depeschen erheblich gewachsen. Mit dem alten Nadeltelegraphen konnte man nur 4—5 Worte in der Minute befördern, mit dem Morseschen erzielte man 1879 eine Geschwindigkeit von 17 Worten, mit dem in England eingeführten Apparat von Cooke und Wheatstone hat man es auf etwa 500 Worte gebracht; mehr noch leistet der Typendrucker von Prof. Hughes, den man neben Morseapparaten vielfach in Deutschland antrifft, der elektrische Ferndrucker von Siemens u. Halske sowie der Schnelltelegraph der ungarischen Ingenieure A. Pollak und J. Virag, der in glücklicher und geistreicher Weise Elektrizität, Optik und Photochemie vereinigt. Auch dadurch vermag man die Leistungsfähigkeit früherer Zeit zu überbieten, daß man jetzt gelernt hat, einen und denselben Leitungsdraht zur gleichzeitigen Beförderung mehrerer Telegramme, sei es in gleicher, sei es in entgegengesetzter Richtung, zu benutzen.[1])

2. Buchdruckereiwesen.

Drucken ist von Haus aus gleichbedeutend mit drücken, ebenso wie zucken mit zücken oder seine „Mucken haben" mit „Mücken im Kopfe haben". Man kann daher mit diesem Worte auch die Versuche früherer Zeiten bezeichnen, verkehrt geschriebene, d. h. in Spiegelschrift hergestellte Buchstaben auf irgendeinen Gegenstand zu übertragen. Dieses Druckverfahren ist schon im Altertum nicht selten gewesen. Von König Agesilaus wird erzählt, er habe öfter, um den Mut seiner Soldaten zu beleben, das Wort „Sieg" in der angegebenen Weise auf die hohle Handfläche geschrieben und dann unbemerkt auf die Leber eines Opfertieres abgedrückt. Mit strahlendem Antlitz sei er darauf vor den Soldaten erschienen, um ihnen das

1) Von den Männern, die sich in den letzten Jahren besonders um die Ausbildung des Telegraphenwesens verdient gemacht haben, nenne ich hier noch die Engländer Murray und Rowland, den Franzosen Mercadier, den Dänen Poulsen, den Münchener Professor Korn und den Ostpreußen Grzanna.

günstige Vorzeichen vorzulegen, und habe damit immer eine große Wirkung erzielt. Häufiger als zu solchen Trugmitteln ist die Spiegelschrift auf gebrannten oder geschnittenen Steinen und bei Holzformen in Gebrauch gewesen. Der Siegelzylinder bedienten sich schon die Babylonier (vgl. beifolgendes Bild)[1]), der Siegelringe die Perserkönige, und um 600 waren diese auch in Griechenland bekannt. Gestempelte Backsteine in gewöhnlicher Schrift hat man zahlreich unter den Trümmern der alten Stadt Babylon und in den Ruinen des oberägyptischen Thebens gefunden; Bauziegel, auf denen das Jahr der Herstellung in dieser Art eingeprägt war, wurden in großer Zahl zur Errichtung befestigter römischer Lager verwendet. Eindrücke in Metall, die durch erhabene Schriftzeichen in der Gußform hervorgebracht wurden, zeigen, um die Münzen beiseite zu lassen, die von den Griechen und Römern benutzten Schleuderkugeln (vgl. beifolgende Abbildung mit der Aufschrift: „feri Pompeium", triff den Pompejus!), Aufschriften auf Broten aber, verschieden nach den Fruchtsorten, aus denen diese hergestellt waren, hat man in pompejanischen Häusern entdeckt, z. B. „Erbsenbrot" (e cicere). Auch der Gebrauch von Schablonen kommt frühzeitig vor; unter anderem benutzten sie Kaiser und hochgestellte Beamte zur Namensunterschrift. Wenigstens wird von Theodorich d. Großen († 526) berichtet, daß er die elf Buchstaben seines Namens (Theodericus) in Kreuzform und durchbrochen auf Goldblech habe anbringen lassen, um damit Schriftstücke zu unterzeichnen.

Abb. 7. Altbabylonischer Siegelzylinder. (Vgl. die Anm.)

(Abb. 8. Römisches Schleuderblei mit Inschrift.

1) Die Aufschrift lautet: „Nebo, der Schreiber von Esagila (Tempel), Liebling des Marduk (Merodach)." Der Gott Nebo selbst ist mit dem Schreibgriffel darauf dargestellt. Einen solchen Siegelzylinder hatte jeder im öffentlichen Leben stehende Babylonier.

Ein Fortschritt war der Holztafeldruck, d. h. die Herstellung von Drucksachen mittels einer Holzplatte, auf welche Schriftzüge erhaben eingeschnitten waren. Er ist in China heimatsberechtigt. Im Reiche der Mitte konnte man bereits im 10. Jahrhundert ganze Bücher auf diese Weise herstellen und im 14. Jahrhundert die Pekinger Zeitung drucken. Vielleicht hat die zur Zeit der Kreuzzüge erfolgte engere Berührung mit dem Morgenlande die Kenntnis dieses neuen Kunstzweiges in Europa vermittelt. In Deutschland sind derartig geschnittene Formen seit dem 12. Jahrhundert nachweisbar; und zwar wurden zu diesem Zwecke gewöhnlich dünne Metallplatten oder Holztafeln aus Buchsbaum benutzt, die man mit Druckerschwärze aus Ruß und Öl überzog. So stellte man eine ganze Reihe von Schriftstücken her, namentlich Schulbücher zum Erlernen des Lateins (z. B. Donate, d. h. Auszüge aus dem großen grammatischen Lehrgebäude des Römers Älius Donatus) oder Werke religiösen Inhalts (z. B. die Kunst, die Erzählungen der Evangelisten nach der Reihenfolge der Kapitel im Gedächtnis zu behalten). Denn diese beiden Gattungen von Büchern wurden damals am meisten begehrt. Aber nicht allein Lautzeichen, sondern auch Bilder gab man auf diese Art wieder, ja die ältesten uns erhaltenen Holztafeldrucke bestehen lediglich in Abbildungen ohne Text. Bald konnte man beides vereinigen und fügte den bildlichen Darstellungen kurze Erläuterungen hinzu, kleine Sprüche, die aus dem Munde der Heiligen hervorkamen, oder sonstige Begleitworte, die unten am Blatte angebracht wurden. Doch hatten diese illustrierten Werke meist nur geringen Umfang und umfaßten selten mehr als 50 Seiten. Dabei bedruckte man immer nur die vordere Blattfläche; denn das befeuchtete Papier wurde unter beständigem Reiben so stark auf die Holztafeln mit ihren hochgestellten Schriftzügen gepreßt, daß sich außer der aufgestrichenen Farbe auch die Umrisse der Buchstaben tief einprägten.

Den letzten entscheidenden Schritt im Druckereiwesen tat der Mainzer Johannes Gensfleisch zum Gutenberg (1397—1468), ein gelernter Goldschmied, der zuerst auf den klugen Gedanken kam, bewegliche Typen herzustellen, sie zusammenzusetzen und vermittelst einer Presse auf Papier abzudrucken. Doch gelang ihm das neue Unternehmen nicht mit einem Male. Schon in Straßburg, wo er sich 1424—1444 aufhielt, machte er Versuche, aber erst nach der Rückkehr in die Vaterstadt und nachdem er sich die nötigen Geldmittel verschafft hatte, erreichte er sein Ziel. Er verband sich nämlich

mit dem reichen Mainzer Bürger Johann Fust, der ihm 800 Gulden zur Beschaffung von Gerätschaften und 300 Gulden für Miete, Heizung, Papier u. a. vorstreckte, war aber so unvorsichtig, einen Kontrakt einzugehen, der seinem Partner die Möglichkeit gab, ihm 1455 den Prozeß zu machen und ihn so aus dem Geschäft hinauszudrängen. Während Gutenberg auf eigene Faust eine neue Druckerei einrichtete und 1468 in den Hofdienst des Erzbischofs Adolf von Nassau trat, nahm Fust († 1466) seinen Schwiegersohn Peter Schöffer († 1503) als Geschäftsteilnehmer an.

Fragen wir nun, welche Aufgaben der Erfinder der neuen Kunst zu lösen hatte, so galt es zunächst, für die Formen und Lettern den geeignetsten Stoff und die beste Gestalt ausfindig zu machen, ferner die Buchstaben in passender Weise aneinander zu setzen, so daß sie in möglichst gleichmäßige Lage kamen („setzen") und endlich das bisher zum Reiben über das Druckpapier und die darunter liegenden Typen benutzte Lederfäckchen durch eine feste Presse zu ersetzen. Die Schriftgießerei geschah folgendermaßen: Auf einem Stück erweichten Stahls wurden die Umrisse der Buchstaben verkehrt aufgezeichnet und dann erhaben geschnitten (Vaterform, Patrize); nachdem die so gefertigten Zeichen am Feuer wieder gehärtet worden waren, schlug man sie in ein Stück Kupfer oder Messing, wodurch vertiefte Spiegelschrift entstand (Mutterform, Matrize). In diese Schriftform wurde dann eine aus geschmolzenen Metallen (jetzt nimmt man dazu gern 75 % Blei, 23 % Antimon und 2 % Zinn) bestehende Mischung gegossen, welche nach dem Kaltwerden die zum Buchdruck nötigen Typen lieferte. Seitdem sind manche Verbesserungen auf diesem Gebiete vorgenommen worden.

Große Verdienste um die ganze Technik des Typengießens hat sich namentlich J. Breitkopf in Leipzig erworben, aber die Aufgabe des Maschinengusses statt des früheren Handgusses haben die Amerikaner gelöst. Denn nach manchen Versuchen glückte es David Bruce in Brooklyn 1838, eine recht brauchbare Maschine zu bauen, und 1853 hat der Engländer Johnson eine noch vollkommenere hergestellt, welche die Lettern gießt, abschleift, beschneidet und in Reihen aufsetzt. Auch ist es eine Errungenschaft der letzten 50 Jahre, einen einheitlichen Schriftkegel, d. h. gleiche Typenhöhe für dieselben Schriftgattungen zu gewinnen. In dieser Beziehung haben wir den Franzosen viel zu verdanken, von denen auch manche Namen von Schriftgattungen herrühren wie Nonpareille, Colonel, Petit, Bourgeois, während andere nach den Büchern genannt sind, die zuerst damit ge-

druckt worden sind, wie Cicero und Korpus[1]), oder nach den Orten, wo sie am frühesten Anwendung gefunden haben, z. B. die Schwabacher Schrift, die sich seit 1467 in der Stadt Schwabach bei Nürnberg nachweisen läßt. Wie sehr aber auch Italien für unsere Typenformen von Einfluß gewesen ist, lehrt die Tatsache, daß die Antiqua (Lateinschrift) 1468 in der Offizin des Aldus Manutius zu Venedig aufgekommen und 1472 in Deutschland (Augsburg) nachgeahmt, die Kursive aber (= franz. Italique, engl. Italic) 1501 ebenda nach dem Vorbilde der Handschrift Petrarkas zuerst beim Drucke eines Vergiltextes angewandt worden ist, während sich die ersten griechischen Lettern in der 1476 zu Mailand gedruckten Grammatik des Laskaris finden.

Für das „Setzen" war es von der größten Wichtigkeit, daß die Typen alle viereckigen Schnitt hatten, damit sie leicht zu einem einheitlichen Ganzen zusammengefügt werden konnten. Dies geschah gleich dem Ablegen der Lettern, wenn der Druck wieder auseinandergenommen werden sollte, mit der Hand; doch wird es in größeren Druckereien jetzt auch mit Maschinen ausgeführt; so kann ein Arbeiter 7—8000 Buchstaben, d. h. 150—160 Zeilen in der Stunde fertigstellen. Da nun beim Setzen immer Fehler unterlaufen, so machte man schon frühzeitig von jedem Bogen einen „Bürstenabzug" zum Zwecke der Verbesserung; man legte nämlich auf den mit Schwärze überstrichenen Drucksatz einen Bogen Papier und klopfte ihn überall mit einer Bürste ab, eine Sitte, die sich später geändert hat, während der Name Bürstenabzug für den Korrekturbogen üblich geblieben ist. Ähnlich verhält es sich mit dem Worte Aushängebogen, das auf den Brauch bedeutender Buchdruckereibesitzer früherer Zeit wie Aldus Manutius (1449—1515) oder Robert Stephanus (Etienne) in Paris (1503—1559) zurückgeht, die ersten gedruckten Bogen öffentlich anzuschlagen, damit jeder Vorübergehende, der sich dafür interessierte, Gelegenheit finde, etwaige Druckfehler aufzustechen und den für jedes entdeckte Versehen ausgesetzten Lohn zu erwerben. Das erste Druckfehlerverzeichnis erschien in einem zu Basel 1468 veröffentlichten Buche.

Was nun das Druckverfahren selbst anbetrifft, so war es bis zum Anfang unseres Jahrhunderts eben, d. h. es wurde das Papier auf den in einer ebenen Fläche liegenden Satz durch eine herabgelassene Platte (Tiegel) niedergedrückt. Noch ist uns die Abbildung

1) Vgl. Corpus iuris.

einer solchen Tiegeldruckhandpresse aus dem Jahre 1500 erhalten. Danach war sie sehr einfach und bestand ganz aus Holz. Seit Ende des vorigen Jahrhunderts kamen eiserne in Aufnahme[1]), und diese werden noch gegenwärtig in wesentlich verbesserter Form und mit mechanischer Kraft zu kleineren Drucksachen verwendet, namentlich aber zu sogenannten Akzidenzarbeiten herangezogen, also solchen, die nicht regelmäßig ausgeführt werden, sondern dem Zufall (accidens, accidentia) ihre Entstehung verdanken, wie die Herstellung von Visitenkarten, Trauerbriefen, Verlobungsanzeigen u. a. Völlig umgestaltet wurde die Druckmechanik durch die Erfindung der Schnellpresse. Sie hat uns ein Deutscher, Friedrich König aus Eisleben (1774—1833), geschenkt, der nach zahlreichen vergeblichen Bemühungen, in München, Wien und Petersburg Druckereibesitzer zur Annahme und Durchführung seiner Pläne zu gewinnen, nach London übersiedelte und dort 1811 die erste Maschine herstellte, welche auch das Auftragen der Schwärze mit einer Walze selbst besorgte, aber noch mit der flachen Platte druckte. Schon ein Jahr später ersetzte er den Tiegel durch den Zylinder und damit den ebenen durch den rollenden Druck. Hier erfolgte das Pressen nicht mehr durch Niederlassen einer geraden Fläche, sondern durch eine über den Satz laufende Walze, das Papier aber wurde nicht mehr bogenweise auf die Lettern gelegt, sondern von der Rolle darüber gezogen.

Doch bald genügte auch diese Maschine den sich beständig steigernden Anforderungen an ihre Leistungsfähigkeit nicht mehr. Daher wurde sie, besonders von den praktischen Engländern und Amerikanern, noch weiter verbessert, zunächst durch Vermehrung der Druckzylinder und sodann durch Erfindung der Rotationspresse, die in Europa Anfang der siebziger Jahre (1873 in Wien) eingeführt wurde und sich so bewährte, daß seitdem größere Zeitungen kaum noch anders als mit ihr hergestellt werden. Sie hat „endloses" Papier, das in einer Länge von 3—4 km selbsttätig über die Druckwalze läuft, sie feuchtet dieses an, schneidet es, druckt es, falzt es, wirft es ab, zählt es und schichtet es auf; endlich, was die Hauptsache ist, besteht die Satzfläche, gegen welche die Walze gepreßt wird, nicht mehr wie bisher aus einer ebenen Bahn, sondern aus einem Zylinder, der Satz selbst ist also gebogen und wird, damit man ihm diese Form geben kann, stereotypiert. Und zwar ist das Verfahren dabei, das man auch bei Flachdruck

1) Die erste größtenteils eiserne wurde 1772 gebaut, die erste ganz eiserne 1800.

benutzt, um große Auflagen eines Werkes von unverändertem Satze zu verschiedener Zeit herzustellen, etwa folgendes: Man bestreicht sechs Bogen Papier mit Kleister, klebt sie zusammen, macht sie feucht und legt sie auf den zum Abdruck bestimmten Schriftsatz. Dann wird die Masse mit Bürsten geschlagen, so daß sie möglichst in die Vertiefungen eindringt, darauf gepreßt und getrocknet. Schon in fünf Minuten hat sie eine solche Härte, daß man sie wegnehmen und als Gußform benutzen kann. Nun braucht nur noch die flüssige Metallmischung hineingeschüttet zu werden und die zusammenhängende, biegbare Platte mit den Bildern der Lettern ist fertig. Das ganze Verfahren dauert höchstens 20—25 Minuten und gewährt den großen Vorteil, daß man die Schrift bloß einmal zu setzen braucht und doch schnell verschiedene Exemplare der Druckform herstellen kann, noch dazu solche, die sich bei der Rotationsmaschine leicht der Gestalt des Zylinders anpassen lassen. Um aber die Platten haltbarer zu machen, gibt man ihnen jetzt auch noch einen Überzug von Nickel, Kupfer oder Stahl, den man auf galvanoplastischem Wege herstellt, d. h. so, daß man die Metalle mit Hilfe des elektrischen Stroms auflöst und sich auf den Platten niederschlagen läßt. Demnach ist die Buchdruckerei jetzt wieder bei den festen Tafeln angekommen, mit denen sie vor Jahrhunderten begonnen.

Ein anderer Fortschritt für den Druck war die Verwertung der Dampfkraft, welche die Maschinerie billiger und schneller in Bewegung setzt, als es Menschenhände vermögen. Wie sehr sich dadurch die Druckerei beschleunigt hat, läßt sich am besten durch einen Vergleich der Leistungsfähigkeit einer heutigen Maschine mit derjenigen einer alten Handpresse ersehen. Mit dieser konnten höchstens 300 Bogen an einem Tage fertiggestellt werden, die Königsche, nicht mit Dampf betriebene Schnellpresse lieferte 800 Bogen in der Stunde, die jetzige 1000—1500 Bogen, die neueste Rotationsmaschine aber 5000 Bogen, beiderseits bedruckt; ja mit Doppelmaschinen kann noch weit mehr in der Stunde vollbracht werden. Wie wäre es sonst auch möglich, die riesigen Auflagen der zwei- bis dreimal täglich erscheinenden großen Zeitungen so rasch zu drucken oder die beträchtliche Zahl umfangreicher Werke so billig herzustellen?

Schneller als die Vervollkommnung erfolgte die Ausbreitung der Buchdruckerkunst über deutsches und außerdeutsches Gebiet. Schon der Umstand, daß sich verschiedene Städte rühmen, die Erfindung in ihren Mauern gemacht zu haben, deutet darauf hin. Denn tatsächlich sind alle, die darauf Anspruch erheben, sehr bald von Mainz

aus mit der neuen Errungenschaft bekannt geworden: Straßburg, Bamberg, Haarlem, Antwerpen, Brügge, Florenz, Venedig, Bologna usw. Auch fügte es ein glücklicher Zufall, daß die Stadt Mainz am 28. Oktober 1462 von Adolf von Nassau mit stürmender Hand genommen wurde, und da die Fustsche Druckerei dabei in Flammen aufging, die nunmehr arbeitslosen Gehilfen genötigt waren, sich anderswohin zu wenden. Daher zählte Deutschland 1480 bereits 23 Städte mit Druckereien und Anfang des 16. Jahrhunderts über 50 mit der mindestens zehnfachen Zahl der Werkstätten. Natürlich waren die meisten in den wichtigsten Mittelpunkten des Verkehrs, und da damals der Handel besonders über das Mittelmeer ging, so entfällt der Hauptteil davon auf süddeutsche Städte. Augsburg hatte um das Jahr 1500 22 Druckereien, Basel 20, Straßburg 17, Nürnberg 13.[1]) Darunter waren manche ziemlich bedeutende. Z. B. in der letztgenannten Stadt hatte schon 1470 der berühmte Verlagsbuchhändler Anton Koberger, der „König der Buchdrucker", 100 Gesellen, die mit 24 Pressen arbeiteten. Auch weniger hervorragende Handelsplätze konnten sich bald des Vorzugs einer eigenen Offizin rühmen, so Ulm und Pilsen 1468, Speier 1471, Eßlingen 1472, Merseburg 1473, Blaubeuren, Breslau, Lübeck, Trient 1475. Dagegen wurden in Leipzig die ersten Bücher 1481, in München und Wien 1482 gedruckt. In Westfalen, Friesland und Holland legten namentlich die Brüder vom gemeinsamen Leben überall Druckereien an, anderswo taten es vielfach die Fürsten, die es für notwendig erachteten, in ihren Residenzstädten eigene Offizinen zu haben, weil sie oft Erlasse und Verordnungen schnell herstellen und der Öffentlichkeit übergeben wollten. So hielt es Herzog Ernst der Fromme zu Gotha 1640 für eine „Notdurft, zu besserem Behufe seiner Regierung und zum Nutzen der Schulen" eine Buchdruckerei in Gotha aufzurichten und dazu „den getreuen Peter Schmid" aus Schleusingen kommen zu lassen, daß dieser „alle Patente, Paßzettel, Mandate und Befehle verfertigen solle, desgleichen auch alle gemeinen Schulbücher", die auf diese Weise billiger beschafft wurden. Auch gab er ihm, damit er besser auskommen könne, 50 Gulden jährliche Unterstützung, Freiheit von bürgerlichen und Kriegslasten, endlich die Erlaubnis, so viel Bier als er für sich, sein Weib, seine Kinder und

1) In Berlin gab es 1525 erst eine, 1706 10 privilegierte Druckereien. Das erste Buch, das in Berlin gedruckt wurde, ist die brandenburgische Kirchenordnung, die 1540 in der Offizin von J. Weis, Buchdrucker und Buchhändler Kurfürst Joachims II., hergestellt worden ist.

sein Gesinde zum Haustrunke bedürfe, ohne Steuer brauen zu dürfen. Das Papier lieferte ihm in der Regel die Regierung, für den Druck eines Bogens aber erhielt er gewöhnlich einen Pfennig. Selbst Privatleute, welche die Bedeutung der neuen Kunst zu würdigen und auszunutzen wußten, legten sich auf eigene Rechnung Offizinen an; die ersten in Deutschland der Professor der Mathematik Peter Apianus (Bienewitz) in Ingolstadt, dann Albrecht Dürer und Ulrich v. Hutten.

Doch nicht allein über Deutschland verbreitete sich die Mainzer Erfindung, sondern sie drang auch ins Ausland. 1464 gründeten zwei Deutsche, Sweynheim und Pannartz, die erste Druckerei in Subiaco, die sie drei Jahre später nach Rom verlegten, 1469 Johann von Speier die erste in Venedig, 1470 drei Deutsche, Friburg, Kranz und Gering, die erste in Paris. Auch später haben sich unsere Landsleute vielfach um dies Gewerbe in den Nachbarländern verdient gemacht, z. B. Bade, Higmann und Kerver in Frankreich; Druckerzeichen wie écu de Cologne (Kölner Schild), die im 16. Jahrhundert zu Paris nicht selten sind, deuten gleichfalls auf Einwanderung Deutscher hin. Daneben kamen Fremde nach Deutschland, um sich hier in die Geheimnisse der „schwarzen Kunst" einweihen zu lassen; so erlernte sie wohl in Köln der erste Buchdrucker Londons und Englands überhaupt, William Caxton, der 1471 seine Werkstätte eröffnete, und ebenda erhielten auch die Zunftgenossen der Niederlande ihre ersten Anregungen. Im übrigen haben sich außerhalb Deutschlands durch hervorragende Leistungen ausgezeichnet, sei es durch Reinheit des Drucks und Sorgfalt der Interpunktion oder durch vorzügliches Papier und Schönheit der Typen oder durch zahlreiche und wertvolle Verlagsartikel[1]), die Italiener Aldus Manutius in Venedig und Giunta in Florenz, die Franzosen Etienne und Didot, der Holländer Elzevier, sowie der Belgier Plantin aus Antwerpen.

Bei der Menge neu entstehender Druckereien war die Zahl der Druckschriften, die schon im Anfange hergestellt wurden, nicht gering. Bereits im 15. Jahrhundert sollen in Europa etwa 16 000 Bücher gedruckt worden sein, die meisten davon in Deutschland. Mit Stolz konnte daher der Humanist Wimpheling 1507 aussprechen: „Wir Deutschen beherrschen fast den gesamten geistigen Markt des gebildeten Europas." Um 1600 betrug die Durchschnittsziffer der

1) Buchdruck und Buchhandel waren lange in einer Hand vereinigt.

jährlich in unserem Vaterlande erscheinenden Druckschriften 800, um 1700 fast 1000, um 1800 schon 3350, 1840 über 10 000, 1870 11 305, 1880 über 14 000, 1890 über 21 000, 1900 24 792.[1]) Nur zeitweilig ist sie etwas zurückgegangen, z. B. während des Dreißigjährigen Krieges, aber dann rasch wieder gestiegen. Man hat ferner berechnet, daß bis 1534 allein in Wittenberg 16 Ausgaben des Neuen Testaments und in anderen Städten des Deutschen Reichs wie Augsburg, Straßburg, Basel usw. 54 Nachdrucke davon erschienen sind, sowie daß die Offizin von Hans Lufft in Wittenberg, damals die größte in Norddeutschland, innerhalb der Jahre 1534—84 100 000 Exemplare der vollständigen Lutherschen Bibelübersetzung in Umlauf gebracht hat. Die Größe der Auflage betrug dabei wohl etwa 3000 Stück, während bei wissenschaftlichen Werken in der Regel kaum 300, bei volkstümlichen außer der Bibel, dem Gesangbuch und den Gebetbüchern meist nicht über 600 Exemplare auf einmal gedruckt wurden.

Zu den ältesten, d. h. bis zum Jahre 1500 hergestellten Drucken, welche man mit dem Namen Incunabeln oder Wiegendrucke[2]) bezeichnet, benutzte man teilweise noch Pergament. Solche Bücher sind jetzt wegen ihrer Seltenheit besonders wertvoll; am meisten gilt dies natürlich von den frühesten Mainzer Erzeugnissen. Von der 1455 aus der Fustschen Werkstatt hervorgegangenen lateinischen Bibel, die in 100 Exemplaren (darunter ein Drittel auf Pergament) hergestellt wurde und aus zwei Foliobänden mit 641 Seiten (327 und 314) von je 42 Zeilen bestand, sind noch zehn auf Pergament gedruckte Prachtstücke vorhanden, darunter zwei in London und je eins in Berlin, Leipzig, Paris und Rom, ferner 21 Papierdrucke, die meist in deutschen Bibliotheken aufbewahrt werden. Von dem aus derselben Druckerei stammenden lateinischen Psalter, dem ersten gedruckten Werke, welches das Jahr der Veröffentlichung (1457) und den Namen des Druckorts angibt, sind noch sechs Stück in Wien, Dresden, Darmstadt und in drei außerdeutschen Städten nachweisbar. Sie werden besonders wegen ihrer künstlerischen Ausstattung geschätzt. Denn in ihnen sind zum ersten Male blaue und rote Zierbuchstaben eingedruckt worden, zusammen 350, meist von ziemlicher Größe,

1) 1901 erschienen in Deutschland 25 331 Bücher, in Frankreich 10 133, in England und den Vereinigten Staaten von Amerika zusammen 13 184.

2) Man hat die Zahl der noch vorhandenen Wiegendrucke auf 30 000 berechnet.

z. B. ist das den ersten Psalm beginnende B (in Beatus) etwa 6 cm hoch und 8 cm breit. Gleichfalls als wertvolles Buch gilt die 1482 in Venedig erschienene Ausgabe eines mathematischen Werkes des berühmten Gelehrten Euklid. Denn in ihm ist die Widmung an den damaligen Dogen der Republik gleich den Initialen der Zueignung und der Vorrede in das Prachtgewand des Golddrucks gekleidet, der hier zum ersten Male begegnet.

Die Sprache der Bücher war damals in Deutschland gewöhnlich noch die lateinische[1]); im Jahre 1500 wurden erst etwa 80 deutsche Bücher veröffentlicht, 1518 schon 150; unter Luthers Einfluß aber nahm der Prozentsatz deutscher Druckschriften dermaßen zu, daß 1519 bereits 260, 1520 570, 1521 620, 1524 900 der Öffentlichkeit übergeben wurden. Allein unter Luthers Namen kamen in den Jahren 1518—23 553 Neudrucke heraus. Ein Zwickauer Prediger berichtet 1525, alle Welt wolle mit Dr. Martin Luthers Büchern handeln und damit reich werden, und der berühmte Altenburger Geistliche Spalatin schreibt schon 1520, nichts werde mehr gekauft, nichts begieriger gelesen, nichts eifriger besprochen; ja in dem gleichen Jahre hat ein Buchhändler auf der Frankfurter Messe nach eigener Angabe 1400 Exemplare von Luthers Schriften abgesetzt. Damit steht in Einklang, daß seine Abhandlung über die Freiheit des Christenmenschen binnen sechs Jahren sechzehn Nachdrucke nötig machte und daß ihm für den Verlag seiner Bücher einmal 400 Gulden angeboten wurden, eine Summe, die sein jährliches Einkommen um 100 Gulden überstieg. Doch lehnte er es ab, Geld dafür anzunehmen.

Aus allem ergibt sich, daß die neue Kunst von außerordentlichem Einfluß auf das ganze geistige Leben des 15. und 16., sowie auch der folgenden Jahrhunderte gewesen ist. Denn durch sie wurde die Wissenschaft weiter verbreitet und schneller zur Entfaltung gebracht, jenes, weil die Bücher, die man bisher nur mühsam durch Abschreiben vervielfältigt hatte, jetzt billiger geliefert werden konnten, dieses, weil nun die Gedanken rascher ausgetauscht und die Leistungen der einzelnen besser gewürdigt werden konnten. Kein Wunder, daß das Straßburger Gutenbergdenkmal die hervorragendsten Geister Europas mit zur Darstellung bringt und das Frankfurter am Fußgestell die Theologie, Poesie, Naturwissenschaft und Industrie vorführt.

---

1) Das erste Buch, das in Deutschland in deutscher Sprache gedruckt wurde, ist Boners Edelstein (1461).

Gutenberg aber hat durch seine Erfindung das papierne Zeitalter eröffnet und nach dem Ausspruche eines deutschen Dichters „den Gedanken kühn befreit aus dem jahrtausendalten Sklavenbande und Fittiche dem freien Wort verliehn, daß es durchfliegt die Zeiten und die Lande".

(Minna: „Was seh ich, diesen Ring . .".)
Abb. 9. Kupferstich Chodowieckis aus Lessings Minna von Barnhelm.

Wir haben bisher nur von dem einen Druckverfahren mit Typen gesprochen; aber es gibt noch mehrere andere: zunächst den Kupferdruck (vgl. die folgenden zwei Kupferstiche von Chodowiecki), der schon in einem 1477 zu Florenz erschienenen Buche verwendet worden ist[1]) und, wie der Name sagt, darin besteht, daß eine (natürlich geschliffene und glattpolierte) Kupferplatte dabei in Gebrauch genommen wird. Erst seit Anfang unseres Jahrhunderts nimmt man dafür auch Stahl (Stahlstich). Die zum Abdruck bestimmte Schrift oder Abbildung wird meist mit einem spitzen Instrument in die ebene Fläche eingeritzt, die dann mit Farbe überstrichen wird. Damit das Papier beim Drucken richtig in die Fugen der Zeichnung hineingepreßt wird, bedeckt man es mit einem weichen Tuche. Während sich also beim Letterndruck die erhabenen Stellen ab-

1) Das erste deutsche Werk, welches durch einen Kupferstich illustriert wurde, ist 1479 von G. Reyser in Würzburg gedruckt worden, aus späterer Zeit, aber von einem der bedeutendsten Kupferstecher Deutschlands, D. N. Chodowiecki († 1801), stammen die zwei oben abgebildeten Kupferstiche zu Lessings Minna von Barnhelm.

drucken, tun es hier die tiefer liegenden. Daher nennt man die Technik des Buchdrucks auch Hochdruck und die des Kupferstichs Tiefdruck. Selbstverständlich ist, daß man solche Platten nicht benutzen wird, um Bücher oder Zeitungen herzustellen; denn das würde zu umständlich und teuer sein; wohl aber bedient man sich ihrer z. B. zur Herstellung des Papiergelds, welches 1716 in Frankreich aufgekommen und jetzt in Ermangelung hinreichender Edelmetalle in der ganzen zivilisierten Welt verbreitet ist. Den dazu erforderlichen Bedruckstoff fertigt man, um Nachahmungen zu erschweren, so, daß man in der Papiermasse Muster einlegt (sogenannte Musterzeichen), die, gegen das Licht gehalten, sichtbar werden, oder daß man, wie für das deutsche Reichspapiergeld, zahlreiche gefärbte Fasern wirr durcheinander bettet. Die Figuren, Randleisten und Schriftzüge aber, die durch die Kupferdruckpresse auf das Papier übertragen werden, sind meist von Künstlerhand entworfen und in Kupfer gestochen. Welche Mengen solcher wertvoller Scheine jährlich gefertigt werden, ersieht man aus dem Berichte über die Tätigkeit der deutschen Reichsdruckerei, die im Jahre 1897 mit 20 Hand- und 4 Schnellpressen 1 204 000 Stück Reichsbanknoten und 852 000 Stück Reichskassenscheine im Gesamtwerte von über 466 Mill. Mark hergestellt hat. Ebenso wendet man den Kupferdruck auch zur Anfertigung von anderen Wertzeichen wie Schuldverschreibungen, Anleihen, Aktien usw. an, wiewohl dabei oft

(Franziska: „Alle zwanzig, Herr Werner".)
Abb. 10. Kupferstich Chodowieckis aus Lessings Minna von Barnhelm.

andere vervielfältigende Künste mit im Spiele sind. Denn die Gesellschaften, Städte oder Regierungen, welche solche Papiere herausgeben, sind darauf bedacht, durch Häufung der Herstellungsschwierigkeiten Fälschungen zu verhüten. So findet man z. B. häufig künstliche Unterdrucke, die gewöhnlich auf lithographischem Wege hervorgebracht worden sind.

Damit wären wir zu einer neuen Art der Vervielfältigung, dem Steindruck, gekommen. Aloys Senefelder machte 1798 die Entdeckung, daß die mit einer fettigen Masse auf glatten Steinen ausgeführte Zeichnung mit Schwärze überzogen und abgedruckt werden kann, wogegen die übrige Fläche der Platte die Farbe nicht annimmt, sofern sie nach Auftragung der Umrisse mit einer Wasser- oder Gummilösung angefeuchtet wird. Doch eignet sich nicht jeder Stein in gleicher Weise dazu, am besten wohl der Schiefer von Solnhofen bei Eichstätt in Bayern, der die genügende Härte, Dichtigkeit und Feinheit der Poren besitzt. Erst neuerdings hat man daneben auch Metalle, z. B. das Aluminium und Zink, verwendet.

Über diese drei Arten des Druckes ist man bis jetzt nicht hinausgekommen; dagegen hat man nach und nach in der Methode, die Druckplatten herzustellen, große Fortschritte gemacht. Während anfangs dazu nur die Tätigkeit der Hand herangezogen wurde, hat man sich dabei allmählich die Chemie und die Photographie zunutze gemacht. Man wirkt nämlich mit Hilfe des Lichtes auf dafür empfindliche Stoffe, namentlich Chromsalze ein, welche auf eine zum Drucken in Aussicht genommene Metall- (oder Glas)platte aufgetragen sind.[1]) Dann werden die zum Druck bestimmten Stellen der Metallplatte durch Aufgießung von ätzenden, d. h. metallauflösenden Flüssigkeiten bis zu einer gewissen Tiefe weggefressen. So schafft man dem Steindruck und dem Kupferdruck entsprechend Lichtdruck und Helio-(Photo-)gravüre. Wollten wir aber hier näher auf diese und andere Techniken eingehen, so würde dies zu weit führen. Wir verweisen daher auf das vor einigen Jahren erschienene Büchlein von C. Kampmann, Die graphischen Künste, Leipzig, Göschensche Verlagsbuchhandlung 1898.

Doch soll hier noch kurz ausgeführt werden, wie sich die Illustration der Schriften im Laufe der Jahrhunderte gestaltet hat. Die

1) Mit denselben Hilfsmitteln macht man auch Platten für den Buch-(Hoch)druck zurecht, wobei natürlich umgedreht die nicht druckenden Stellen in der Metall-(Zink)platte weggeätzt werden müssen. Auf diesem Wege sind die meisten Abbildungen dieses Buches hergestellt worden.

Sitte, das Geſchriebene mit Bildern zu erläutern, iſt keineswegs neu; ſie findet ſich ſchon im Altertum bei aſiatiſchen Völkern (Chineſen, Indern, Perſern) wie bei europäiſchen (Griechen, Römern). Griechiſche Gelehrte hielten es für angemeſſen, Schriften über wiſſenſchaftliche Stoffe mit Abbildungen zu verſehen, die zur Veranſchaulichung und Belehrung dienen ſollten. Dies bezeugt unter anderm ein Werk des Aſtronomen und Geometers Eudoxus aus Knidus (um 370 v. Chr.), der nachweisbar zuerſt in Griechenland aſtronomiſche Zeichen zur Erläuterung des Textes hinzufügte; dies beweiſt auch ein noch erhaltenes (in Wien befindliches) Werk des griechiſchen Arztes und Naturforſchers Dioskorides, das um die Mitte des 1. Jahrhunderts n. Chr. verfaßt iſt und von den Arzneimitteln des Pflanzen- und Tierreichs handelt, dies bekundet endlich ein mediziniſches Werk des Apollonius aus Citium über Einrenkungsmethoden aus dem 1. Jahrhundert v. Chr., welches uns in einer Handſchrift aus byzantiniſcher Zeit vorliegt. (Vgl. die beifolgende Abbildung 11.)

Auch die Schulbücher wurden illuſtriert, vor allem der eifrig von der Jugend geleſene Homer; z. B. bewahrt die ambroſianiſche Bibliothek zu Mailand noch Bruchſtücke einer Ilias mit 58 Abbildungen. Dem Beiſpiele der Griechen folgten die Römer, welche verſchiedene Bücher, namentlich den Vergil, zur Freude und Anregung der Schüler mit Bildern ausſtatteten (ſo das in der Vatikaniſchen Bibliothek zu Rom befindliche Exemplar) und auch Geſchichtswerke künſtleriſch ausſchmückten. Das Großartigſte aber, was ſie geleiſtet haben, ſind wohl die 39 v. Chr. erſchienenen „Bildniſſe“ (Imagines) des gelehrten Forſchers M. Terentius Varro, eine Galerie berühmter Männer, in der nach dem Zeugnis des Plinius nicht weniger als 700 Abbildungen von Königen, Feldherren, Staatsmännern, Dichtern, Proſaikern, Künſtlern uſw. mit begleitendem Text enthalten waren.

In den Fußſtapfen der Römer wandelte die ſpätere Zeit. Beſonders waren die Mönche darauf bedacht, Bibeln und Gebetbücher zur Augenweide der Leſer zu „illuminieren“, beſonders Evangeliare, d. h. die Perikopen oder Stücke aus den Evangelien, die in der Liturgie verleſen wurden.[1]) Von ſolchen Werken ſind uns mehrere prachtvolle Stücke erhalten, die ins 4.—6. Jahrhundert unſerer Zeitrechnung zurückreichen: ſo eine Ausgabe des erſten Buches Moſis mit 48 Miniaturen, in denen die bibliſche Geſchichte vom Sündenfall

1) So ſind während der karolingiſchen Zeit in Trier, Fulda, Hersfeld, Corvey, Regensburg, Freiſing, Salzburg und an anderen Orten zahlreiche Werke abgeſchrieben und mit Bildern geſchmückt worden.

bis zum Tode Jakobs dargestellt wird, und eine Schilderung der Taten Josuas auf einer 10 m langen Pergamentrolle. Jene ist ein köstlicher Schatz der Wiener, diese der Vatikanischen Bibliothek in Rom. Neutestamentliche Vorgänge finden wir am frühesten in einem

Abb. 11. Aus dem medizinischen Werk des Apollonius von Citium[1])

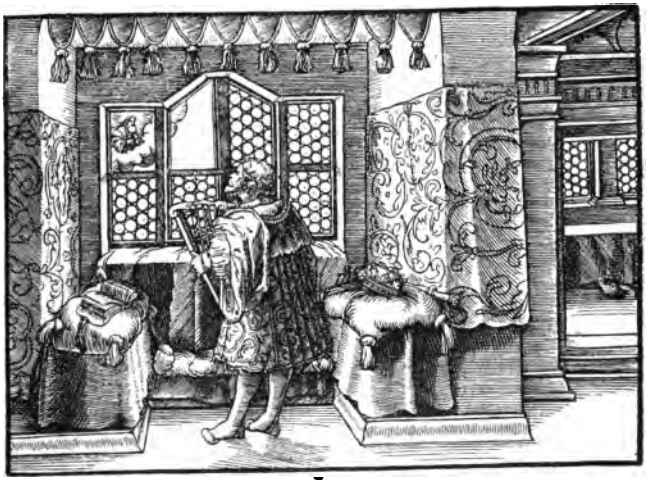
1) Das Bild, welches sich in einem Codex Laurentianus befindet, zeigt eine Umrahmung von ausgesprochen byzantinischem Charakter, während Patient und Arzt, entgegen der byzantinischen Gewohnheit und somit nach einer Vorlage aus dem Altertum, nackt dargestellt sind; dieser renkt jenem, wie die Aufschrift sagt [*ἐμβολὴ μηροῦ ἡ ἐπὶ κεφαλὴν καὶ (διὰ) τοῦ (τῆς) πήχεως τοῦ ἰατροῦ παρὰ τὸν περίναιον γενομένη, ἣν εἰς τὸ ἔσω μέρος ὀλίσθῃ*] einen nach innen luxierten Oberschenkel ein, hat ihn deshalb aufgehangen und seine beiden Arme mit Riemen an den Körper gebunden.

zu Rossano in Calabrien aufbewahrten Evangelienbuche gezeichnet; auch wissen wir, daß der Abt Augustin ein mit reichem Bilderschmuck versehenes Exemplar der Evangelien von Afrika mit sich nach Canterbury in England genommen hat. Die meisten Bilderhandschriften wurden im 13. bis 15. Jahrhundert hergestellt; denn damals hatte man eine wahre Sucht nach bildlichen Darstellungen. Doch war die Art der Behandlung nicht mehr so wie im Altertum. Wie sich die Schrift in den verschiedenen Zeitabschnitten wandelte, so wurden auch die Illustrationen dem jeweiligen Geschmacke der Menschen angepaßt und allmählich von den Anschauungen und Stilformen der Römer und der Byzantiner frei. Ein vollständiger Umschwung trat mit dem Aufkommen der Holzschneidekunst ein, doch gebührt der Buchmalerei das große Verdienst, der folgenden Zeit ein nicht hoch genug zu schätzendes Material an Zierleisten, Arabesken, Vignetten[1]), Initialen usw. übermittelt zu haben. Den Vorteil des Abdrucks in Holz geschnittener Bilder vor dem Malen erkannten bald die Illuminatoren, die seit dem 14. Jahrhundert damit beschäftigt waren, Andacht- und Gebetbücher, Kalender und ähnliche Schriften besonders für den Verkauf auf den Jahrmärkten herzustellen, und sie, um ihnen einen größeren Abnehmerkreis zu sichern, mit Bildchen zierten. Das erste Blatt, das nachweislich in Deutschland durch Holztafeldruck geschaffen wurde, ist das Bild des heiligen Christoph etwa aus dem Jahre 1440; ein anderes mit der Marterung des heiligen Sebastian stammt aus derselben Zeit. Doch läßt sich mit Bestimmtheit annehmen, daß die Kunst schon im 14. Jahrhundert ausgeübt worden ist. Als man endlich den Holzschnitt mit der Tiegeldruckhandpresse zu vervielfältigen vermochte, wuchs die Zahl der Illustrationen sehr. Soweit uns bekannt, ist das älteste damit geschmückte Druckwerk Ulrich Boners Edelstein, eine Sammlung von 100 Fabeln und Erzählungen, die 1461 auf 88 Blättern veröffentlicht wurde; ein Jahr später erschien die sogen. Armenbibel, eine Unterweisung der Unwissenden (pauperes) in der christlichen Heilslehre, mit einer Sammlung von etwa 40 Bildern, die nach den Glasgemälden des Klosters zu Hirsau hergestellt und mit kurzen Erläuterungen versehen waren. Diesen Werken folgten zahlreiche andere nach, die zum Teil prächtig ausgestattet wurden. Namentlich die Titelblätter suchte man in der schönsten Weise zu schmücken. (Vgl. beifolgende Abbildungen.) Zu wirklich künstlerischer

1) Randzeichnungen, die ursprünglich in Weinrankenform gehalten waren und von lateinisch vinea benannt sind. Die ersten Vignetten verwendet Joh. v. Veldener zu Löwen in seinem Fasciculus temporum 1476.

Abb. 12. Titel zu Luthers Schrift: „An den chriſtlichen Adel".

Der Pſalter.



I.

Ol dem der nicht wandelt im rat der Gottloſen/noch trit auff den weg der ſünder/Noch ſitzt da die Spötter ſitzen.

Sondern hat luſt zum Geſetz des HERRN/Vnd redet von ſeinem Geſetze tag vnd nacht.

Der iſt wie ein bawm gepflantzet an den waſſerbechen/der ſeine frucht bringet zu ſeiner zeit/ Vnd ſeine bletter verwelcken nicht/vnd was er machet/das gerett wol.

Aber ſo ſind die Gottloſen nicht/ Sondern wie ſprew/die der wind verſtrewet.

Darumb bleiben die Gottloſen nicht im b gerichte/noch die ſünder jnn der Gemeine der gerechten.

Denn der HERR kennet den weg der gerechten/Aber der gottloſen weg vergehet.

II.

Warumb toben die Heiden/Vnd die leute reden ſo vergeblich?

Die Könige im lande lehnen ſich auff/vnd die Herrn ratſchlahen miteinander/Wider den HERRN vnd ſeinen geſalbeten.

Laſſet vns zureiſſen jre bande/vnd von vns werffen jre ſeile.

Aber der im Himel wonet/lachet jr/Vnd der HERR ſpottet jr.

Er wird einſt mit jnen reden jnn ſeinem zorn/Vnd mit ſeinem grim wird er ſie ſchrecken.

Aber ich

Abb. 13. Anfang des Pſalters a. d. erſten Druck d. vollſtänd. Bibelüberſetzung Luthers.

Bedeutung gelangte aber der Holzschnitt erst im 16. Jahrhundert, wo bedeutende Maler wie Dürer, Holbein (vgl. beifolgende Abbildungen zweier Buchstaben aus seinem Totentanzalphabet), Kranach die Zeichnungen entwarfen und kunstliebende Fürsten wie Maximilian ihre Unterstützung gewährten. Die von verschiedenen Meistern illustrierten Dichtungen dieses Kaisers sind eine Zierde jener Zeit und von bleibendem Werte, namentlich der „Theuerdank", der sich durch den Luxus der Ausstattung und die große Zahl der Bilder auszeichnet, überdies von einem der berühmtesten Buchdrucker, Johann Schönsperger aus Augsburg, in Nürnberg mit besonders dazu gegossenen Lettern 1507 gedruckt worden ist.

Abb. 14.
Buchstabe aus Holbeins Totentanzalphabet.

Namentlich in den Hauptsitzen des Buchdruckergewerbes, in Venedig, Basel, Frankfurt a. M., Nürnberg, Augsburg, Wittenberg, Leipzig, fanden sich bald zahlreiche Leute ein, die es verstanden, mit dem Messer oder Grabstichel geschickt umzugehen, wofür sie freilich oft nicht glänzend bezahlt wurden. Wenigstens schreibt der Züricher Buchhändler Froschauer, der ein großes Verlagsgeschäft, zumal in Bibeln, hatte, 1545: „Ich habe den besten Maler, so jetzt ist, bei mir im Hause und gebe ihm alle Wochen zwei Groschen, Essen und Trinken; er tut nichts anderes als Figuren reißen in Chronika."

Abb. 15.
Buchstabe aus Holbeins Totentanzalphabet.

Doch allmählich wurde der Holzschnitt in besseren Büchern vom Kupferstich zurückgedrängt und erhielt durch den Dreißigjährigen Krieg einen schweren Schlag, blieb aber z. B. für Titel einfacher ausgestatteter Bücher wegen seiner größeren Wohlfeilheit immer in Gebrauch. (Vgl. den folgenden Titel zu Schillers Räubern.) Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurde er, vor allem durch den Engländer Bewick, zu neuem Leben erweckt und nahm, dank der Gründung illustrierter Zeitschriften, in unserm Jahrhundert wieder großen Aufschwung. Welcher Vervollkommnung er aber fähig war, ersieht man z. B. aus den Bildern, mit denen Adolf Menzel die Werke Friedrichs des Großen geschmückt hat.

Die

Räuber.

Ein Schauſpiel

von fünf Akten,

herausgegeben

von

Friderich Schiller.

Zwote verbeſſerte Auflage.

Frankfurt und Leipzig.
bei Tobias Löffler.
1782.

Abb. 16. Titel der 2. Ausgabe von Schillers Räubern.

Abb. 12. Titel zu Luthers Schrift: „An den chriſtlichen Adel“.

Der Pſalter.

I.

Sol dem der nicht wandelt im rat der Gottloſen/noch trit auff den weg der ſünder/Noch ſitzt da die Spötter ſitzen.

Sondern hat luſt zum Geſetz des HERRN/Vnd redet von ſeinem Geſetze tag vnd nacht.

Der iſt wie ein bawm gepflantzet an den waſſerbechen/der ſeine frucht bringet zu ſeiner zeit/ Vnd ſeine bletter verwelcken nicht/vnd was er machet/das gerett wol.

Aber ſo ſind die Gottloſen nicht/ Sondern wie ſprew/die der wind verſtrewet.

Darumb bleiben die Gottloſen nicht im gerichte/noch die ſünder jnn der Gemeine der gerechten.

Denn der HERR kennet den weg der gerechten/Aber der gottloſen weg vergehet.

II.

Warumb toben die Heiden/Vnd die leute reden ſo vergeblich?

Die Könige im lande lehnen ſich auff/vnd die Herrn ratſchlahen miteinander/Wider den HERRN vnd ſeinen geſalbeten.

Laſſet vns zureiſſen jre bande/vnd von vns werffen jre ſeile.

Aber der im Himel wonet/lachet jr/Vnd der HERR ſpottet jr.

Er wird einſt mit jnen reden jnn ſeinem zorn/Vnd mit ſeinem grim wird er ſie ſchrecken.

Aber ich

Abb. 13. Anfang des Pſalters a. d. erſten Druck d. vollſtänd. Bibelüberſetzung Luthers.

eine edle Frau treffliche Worte der Ermahnung an ihren Sohn, den G. Gracchus; hier aber war damals an die Abfassung von Briefen noch nicht zu denken. Selbst um die Mitte des 1. Jahrhunderts konnte Cäsar mit Germanenfürsten wie Ariovist nur mündlichen Gedankenaustausch unterhalten, und erst während der römischen Kaiserzeit waren einzelne mehr von der Kultur beleckte deutsche Heerführer imstande, mit den Römern in schriftlichen Verkehr zu treten, vor allem der Markomannenfürst Marbod († 38), der unter Augustus in Rom die lateinische Sprache und die Kunst des Schreibens erlernt hatte.

Die Bewahrung des Briefgeheimnisses hat zu allen Zeiten Schwierigkeiten gemacht. Im Altertum und Mittelalter kam es nicht selten vor, daß Boten, bei denen man wichtige Nachrichten vermutete, aufgegriffen oder niedergestoßen wurden. Selbst nach Einführung der Staatspost Anfang des 16. Jahrhunderts hörte man noch oft Klagen über unbefugtes Öffnen verschlossener Schreiben. Mitunter geschahen solche Gesetzwidrigkeiten sogar im Auftrage von fürstlichen Personen, denen es verlockend schien, das Privatleben anderer genau kennen zu lernen, und großes Vergnügen bereitete, einen Einblick in die wirtschaftlichen Verhältnisse ihrer Mitmenschen zu tun. Erst 1670 wurde von seiten des Reichs das Briefgeheimnis verbürgt; auch ließen der Große Kurfürst und andere Herrscher die Postbeamten darauf vereidigen. In der Neuzeit aber ist es den Behörden fast nur dann gestattet, den Inhalt eines verschlossenen Schriftstückes festzustellen, wenn es darauf ankommt, den Aufenthalt und die Beziehungen gerichtlich Verfolgter zu ermitteln oder Pläne und Gesinnungen von politisch stark Belasteten zu erforschen. Natürlich hat man auch von altersher nach Mitteln und Wegen gesucht, um das unerlaubte Lesen von Briefen zu erschweren. Ein einfacher Verschluß schützt wohl vor den Augen, aber nicht vor den Kniffen hinterlistiger Gesellen. Darum hat man sich meist durch Geheimschriften vor Verrat bewahrt. Verhältnismäßig unvollkommen war noch das Verfahren, das die Spartaner bei wichtigen Sendungen ins Ausland anwandten. Sie gaben nämlich den außer Landes gehenden Beamten, besonders den in den Krieg ziehenden Feldherren einen Stab (skytale) mit von gleicher Stärke wie der war, den die heimischen Behörden in Gebrauch hatten. Sollte nun eine geheime Botschaft an einen von diesen erlassen werden, so wickelte man um den in der Heimat befindlichen Stab einen schmalen Riemen in der Weise, daß er überall

genau schloß, beschrieb ihn nach der Quere, löste ihn los und schickte ihn ab. Wenn ihn dann der Empfänger auf dieselbe Art wieder um seinen Stab wand, so konnte er die ihm zugegangene Mitteilung mit Leichtigkeit lesen.

Größere Sicherheit bot die Verwendung einer Schriftgattung oder Sprache, deren man in der betreffenden Gegend nicht mächtig war. So schrieb Cäsar einen Brief an seinen von den Belgiern eingeschlossenen Unterfeldherrn Cicero mit griechischen Buchstaben, ja wahrscheinlich auch in griechischer Sprache, damit, wenn das Schreiben den Feinden in die Hände fiele, die Pläne der Römer nicht von ihnen entdeckt würden. Doch bediente sich derselbe Staatsmann gleich anderen Römern im Verkehr mit seinen Freunden auch der verschiedensten Abkürzungen, Buchstabenverstellungen usw., die er vorher mit ihnen verabredet hatte. Weiter ist diese Kunst im Mittelalter ausgebildet worden, wo man Zahlen, Punkte und allerhand andere Zeichen heranzog, die man jetzt Chiffern (= franz. chiffre) oder mit einer anderen Form desselben Wortes „Ziffern" (vgl. auch „entziffern") nannte, weil häufig Zahlen dazu benutzt wurden.[1]) In den gefährlichen Zeiten des 16. und 17. Jahrhunderts war dieses Verfahren ziemlich weit verbreitet, für den politischen Schriftwechsel aber, z. B. zwischen Wallenstein und dem Kaiser, bei der Unsicherheit der Wege geradezu unerläßlich. Neuerdings sind chiffrierte Briefe oder Depeschen immer kunstvoller geworden; man schreibt oft von der Rechten zur Linken, verwendet denselben Buchstaben in mehrfacher Bedeutung, fügt irreführende Zeichen ein, trennt die Wörter nicht usw., so daß die Auflösung gewöhnlich nur dem Empfänger der Nachricht gelingt, weil er einen Schlüssel besitzt.

Mit der Zunahme der Bildung und der Steigerung des Verkehrs wuchs selbstverständlich auch der Umfang der Korrespondenz. In alter Zeit schrieb man wenig, nicht bloß wegen der Umständlichkeit und der hohen Kosten, die durch die Bestellung der Briefe erwuchsen, sondern namentlich, weil die Voraussetzungen eines regen, lebhaften Gedankenaustausches fehlten. Doch können wir in Griechenland und Rom von den Anfängen der Kultur bis zum Ende des Altertums eine stetige Zunahme des Briefwechsels feststellen. Wenig ist davon im Original auf uns gekommen, und die auf anderem Wege überlieferten Texte sind oft gefälscht, namentlich

1) Vgl. Schillers Maria Stuart I, 4: „Geheime Briefe in Ziffern".

gern berühmten Männern untergeschoben worden; doch haben wir noch den Wortlaut von vielen Briefen des römischen Redners Cicero und können aus deren Zahl (787) einen Schluß darauf ziehen, wie sehr es in der Mitte des ersten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung den gebildeten Römern zum Bedürfnis geworden war, sich auch nach der räumlichen Trennung miteinander zu unterhalten. Leute vornehmen Standes hatten sogar oft in Rom einen besonderen Sklaven oder Freigelassenen zur Erledigung ihrer Schreiben und einen eigenen Eilboten, der diese an den Adressaten besorgte.

In Deutschland muß bis ins 14. Jahrhundert hinein der Briefverkehr als unbedeutend angesehen werden; denn fast nur die Geistlichen waren daran beteiligt. Erst durch die Ausbreitung des Handels trat ein Umschwung zum besseren ein; jetzt sahen sich Söhne und andere Angehörige von Kaufmannsfamilien genötigt, oft monate- oder gar jahrelang außerhalb ihrer Heimat zu bleiben, um ihren Geschäften obzuliegen, waren also, wenn sie Nachricht an die Ihrigen geben oder von diesen erhalten wollten, auf schriftliche Gedankenäußerung angewiesen; andere suchten auf brieflichem Wege Waren zu erwerben oder loszuschlagen, Marktpreise zu ermitteln usf.; ferner schrieben seit der Gründung von Hochschulen Studenten an ihre entfernt wohnenden Eltern, oder Gelehrte tauschten ihre Ansichten über wissenschaftliche Stoffe miteinander aus; namentlich seit dem Wiederaufleben der klassischen Studien wurde dieser Schriftverkehr ziemlich rege, ja es gab im 16. und 17. Jahrhundert Männer, die darin eine außerordentliche Tätigkeit entfalteten; zu ihnen gehört z. B. der berühmte Philosoph Leibniz (1646—1716). Denn er hatte nach Ausweis eines noch vorhandenen Verzeichnisses Korrespondenz mit 1054 Personen, unter denen sich 32 Fürsten befanden. Bei anderen war es die amtliche Tätigkeit, die zu oftmaligem Schreiben Veranlassung gab. Luther wurde von Landesherren und Stadträten, die ihn um Geistliche und Lehrer baten, von Predigern, die er schützen, von Mönchen und Nonnen, die er aus dem Kloster befreien sollte, von Gelehrten, die seine Meinung über diese oder jene Frage hören wollten, u. a. mit Briefen förmlich überschwemmt; allen aber antwortete er in seiner einfachen und natürlichen Art. Ähnlich war es bei Ph. J. Spener (1635—1705), dem Begründer der pietistischen Richtung, jener Form der Frömmigkeit, die sich durch schwärmerische Hingebung an die christliche Heilslehre und durch größere Glaubensinnigkeit auszeichnet. Ferner schrieben Fürsten und Fürstinnen viel zur gegenseitigen Unterhaltung, z. B. Elisabeth

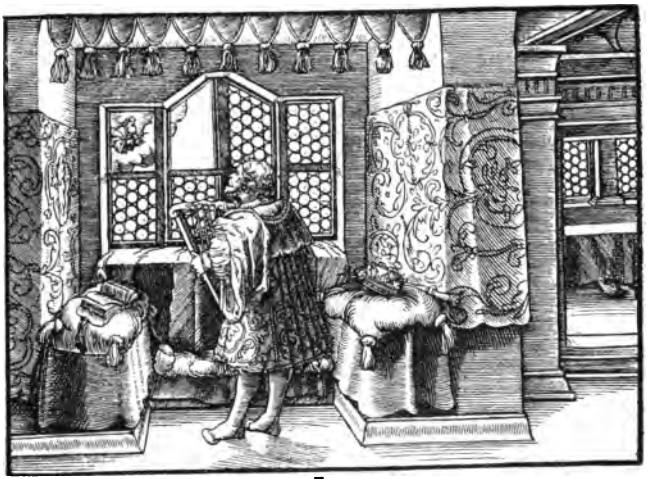
Charlotte, die Tochter Karl Ludwigs von der Pfalz und Gemahlin des Herzogs Philipp von Orléans, des Bruders von Ludwig XIV.; 1698 sandte sie viermal in der Woche Briefe an bestimmte Personen ab: Montags nach Savoyen, Mittwochs nach Modena, Donnerstags und Sonntags an ihre Tante Sophie Charlotte, die Königin von Hannover. 1707 äußerte sie sogar einmal, es vergehe kein Tag, an dem sie nicht mindestens vier Briefe erledige und Sonntags steige deren Zahl zuweilen auf 12. Darunter seien solche von 24—30 Seiten. Aber das sind alles nur Ausnahmen, der Durchschnitt stellt sich niedriger.

Eine stärkere Zunahme des Gedankenaustausches, namentlich betreffs der Zahl der dabei beteiligten Personen, läßt sich im 18. Jahrhundert wahrnehmen. Es war dies die Zeit der Gefühlsüberschwenglichkeit, wo das Herz, nicht der Kopf die Herrschaft behauptete. Alles schwelgte vor Vergnügen, wenn es galt, seine Empfindungen in Briefen an einen gleichfühlenden Freund auszudrücken. Jetzt gab es Leute, die sich schreibselig nannten, wie Goethes Mutter; ja, die geistreiche Karoline Michaelis, welche später den Professor Aug. Wilh. Schlegel und dann den Philosophen Schelling heiratete, spricht von einer Briefwut, „in der sie die Schreiben dutzendweise expediere". Gellert, Gleim, Rabener und andere Dichter jener Zeit fühlten gleichfalls das Verlangen nach einer ausgebreiteten Korrespondenz, Jung Stilling aber, der Straßburger Jugendfreund Goethes, gab mehr Geld für Briefporto aus, als seine Tätigkeit als Arzt einbrachte. Da man sich gern gegenseitig sein Herz ausschüttete und vertrauensselig alle Geheimnisse ausplauderte, so nahmen die Briefe meist einen großen Umfang an. Daher wollte Klopstock einst einen solchen nicht abschicken, weil er ihm noch nicht dick genug erschien; denn mit weniger als 8—10 Seiten war gewöhnlich weder der Schreibende noch der Empfangende zufrieden.

Die neueste Zeit ist trockener und verstandesmäßiger geworden, lange Gefühlsergüsse haben sachlichen Auseinandersetzungen Platz machen müssen; aber dafür macht sich das Bedürfnis des Briefschreibens in weiteren Kreisen geltend. Auch die unteren Stände nehmen mehr und mehr am schriftlichen Verkehr teil, der infolge davon riesig gewachsen ist. Den besten Beweis dafür liefern statistische Zusammenstellungen über die Zahl der Postanstalten, der verkauften Wertzeichen usw. 1900 betrug im Deutschen Reiche (ausschließlich Bayerns und Württembergs) die Zahl der Postanstalten 32045 gegenüber 28683 im Jahre 1896, in demselben Jahre

Abb. 12. Titel zu Luthers Schrift: „An den chriſtlichen Adel“.

Der Pſalter.



I.

Wol dem der nicht wandelt im rat der Gottloſen/noch trit auff den weg der ſünder/Noch ſitzt da die Spötter ſitzen.

Sondern hat luſt zum Geſetz des HERRN/Vnd redet von ſeinem Geſetze tag vnd nacht.

Der iſt wie ein bawm gepflantzet an den waſſerbechen/der ſeine frucht bringet zu ſeiner zeit/ Vnd ſeine bletter verwelcken nicht/vnd was er machet/das gerett wol.

Aber ſo ſind die Gottloſen nicht/ Sondern wie ſprew/die der wind verſtrewet.

Darumb bleiben die Gottloſen nicht im gerichte/noch die ſunder jnn der Gemeine der gerechten.

Denn der HERR kennet den weg der gerechten/Aber der gottloſen weg vergehet.

II.

Warumb toben die Heiden/Vnd die leute reden ſo vergeblich?

Die Könige im lande lehnen ſich auff/vnd die Herrn ratſchlahen miteinander/Wider den HERRN vnd ſeinen geſalbeten.

Laſſet vns zureiſſen jre bande/vnd von vns werffen jre ſeile.

Aber der im Himel wonet/lachet jr/Vnd der HERR ſpottet jr.

Er wird eineſt mit jnen reden jnn ſeinem zorn/Vnd mit ſeinem grim wird er ſie ſchrecken.

Aber ich

Abb. 13. Anfang des Pſalters a. d. erſten Druck d. vollſtänd. Bibelüberſetzung Luthers.

zusassen, für einen Teil der höfischen Erziehung gehalten wurde. Gern bediente man sich dabei der gebundenen Form, weshalb sie auch Freundeslieder hießen.[1])

Anders geartet waren die Briefe der Mystiker, die meist zwischen Geistlichen und adeligen Frauen gewechselt wurden. In ihnen kam die Glaubensinnigkeit und Gemütstiefe der Verfasser treu zum Ausdruck, so daß die Nachrichten über das eigene Befinden und die persönlichen Erlebnisse, besonders den Verkehr mit gleichgesinnten Freunden immer von Gefühlsausbrüchen durchsetzt waren. Vielseitiger wurde der Stoff schon im 14. Jahrhundert. Hier finden wir zunächst Meinungsaustausch zwischen Fürsten und Städten über Kriegsangelegenheiten, gegenseitigen Beistand, Friedensschlüsse, Geldvorschüsse, Münzprägung, auch Mitteilungen von gekrönten Häuptern über den Tod der Vorgänger und den eigenen Regierungsantritt; z. B. ist ein Schreiben erhalten, in welchem König Wenzel 1378 die freie Reichsstadt Straßburg von dem Heimgange seines Vaters Karl IV. in Kenntnis setzt. Daneben begegnen uns allerlei Geschäftsbriefe aus kaufmännischen Kreisen über Handelsverbindungen, stattfindende Märkte, gute Bezugsquellen, Warenpreise u. a. praktische Fragen, überdies Familiennachrichten verschiedener Art wie über die Feier von Geburtstagen und Hochzeiten, ferner über Todesfälle, Seuchen, Brände und andere Unglücksfälle. Auch laufen in Privatbriefen bereits Notizen über wichtige politische Ereignisse von allgemeinem Interesse mit unter, die gewöhnlich als neue Märe, Läufe oder Zeitungen bezeichnet werden. Im 16. Jahrhundert hat man sich schon so sehr an den Briefwechsel gewöhnt, daß man oft bloß zur Feder greift, um ein Lebenszeichen von sich zu geben, ohne daß man imstande wäre, belangreiche Neuigkeiten vorzubringen. Man gibt von seinem Befinden Kunde und forscht nach dem des Adressaten, fügt dazu noch Grüße, und das Schreiben ist fertig.

Die Kunst, Briefe abzufassen, bildete jetzt sogar einen Teil des Schulunterrichts, ja es kamen seit Erfindung des Buchdrucks auch besondere Schriften auf, in denen sie gelehrt wurde, sogenannte Briefsteller. 1484 erschien das erste derartige Buch in Augsburg, und seitdem wuchs ihre Zahl so außerordentlich, daß man ruhig behaupten kann, Deutschland übertreffe in dieser Gattung des Schrift-

1) Vgl. auch E. Meyer, Die gereimten Liebesbriefe des Mittelalters. Marburg 1899 und A. Ritter, Altschwäbische Liebesbriefe, Graz 1898.

tums alle Länder der Erde. Bereits Christian Weise († 1708) konnte äußern, von 200 Jahren her seien so viele Bücher der Art geschrieben worden, daß man mit den bloßen Titeln einen ganzen Kramladen bekleiden könne. Neben ausführlichen Angaben über die beste Briefform sind darin meist Muster zur Nachahmung enthalten, und zwar werden oft Proben von mehr als 20 verschiedenen Briefgattungen vorgeführt, in denen es sich um Bitten, Gesuche, Anerbietungen, Entschuldigungen, Glückwünsche, Benachrichtigungen, Trostspenden, Danksagungen, Abschiede, Einladungen, Lobsprüche, Ermahnungen usf. handelt. Auch werden häufig Formulare von Kaufbriefen beigegeben. Besonders ausführliche Behandlung erfährt die Anredeform entsprechend der peinlichen Sorgfalt, mit der schon damals der Deutsche über seinen Titel wachte.

In jener Zeit, wo die klassischen Studien wieder auflebten, schrieben sich auch die Gebildeten Mitteilungen über ihre Beschäftigung mit den alten Schriftstellern, über Handschriften und Bibliotheken, baten um Ankauf von Büchern oder wünschten Auskunft über den Sinn dieser oder jener Stelle in lateinischen und griechischen Werken. Besonders junge Gelehrte benutzten den Briefwechsel mit bedeutenden Professoren, um sich dadurch bekannt zu machen, erfuhren auch auf diesem Wege Urteile über neu erschienene Bücher und wurden von neuen Ideen hervorragender Männer in Kenntnis gesetzt. Kurz, damals vertrat der Briefwechsel die noch mangelnde Literaturzeitung. Naturgemäß spiegelten sich im Gedankenaustausch jener Zeit auch die religiösen Streitigkeiten des Reformationszeitalters wider, ja manche einschlägige Fragen brachten die Köpfe oft in heftige Erregung. Im 17. Jahrhundert nahm das Interesse für die Wirren des Dreißigjährigen Krieges einen breiten Raum ein, besonders bezeichnend aber waren für diese Periode der Kriecherei, wo man in Unterwürfigkeit erstarb, schmeichlerische, zu selbstsüchtigen Zwecken verfaßte Glückwunschschreiben, Gesuche um Empfehlungen, untertänige Dankbriefe, schwülstige Beileidsbezeigungen bei Todesfällen. Und wie man damals gern mit Heuchelei und Verstellung seinen eigenen Vorteil suchte, so wandte man auch nicht selten das Mittel der Bücherwidmungen an, um sich die Gunst eines Höherstehenden oder eine Geldunterstützung zu verschaffen; ein ehrfurchtsvolles Begleitschreiben durfte dabei natürlich nicht fehlen. Daß aber dieses Verfahren oft von Erfolg war, lehren die Kämmereirechnungen jener Zeit, in denen sich regelmäßig Einträge finden über Gelder, die man einem Gelehrten für übersandte Bücher geschickt hat.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts fing man an, längere Briefe aus Liebhaberei, aus Wohlgefallen an der Korrespondenz zu schreiben; jetzt floß der Mund über von dem, des das Herz voll war. Neuigkeiten wurden oft gar nicht vorgebracht, sondern lediglich Gefühlsäußerungen, gemütvolle, warm aus dem Herzen quellende Worte. Ein länger fortgesetzter Gedankenaustausch war ein Tagebuch voller Empfindungen und Stimmungen, ein fortlaufendes Bekenntnis, wie einstmals, wo die Herzen von mystischen Anschauungen beherrscht wurden. Freund und Briefschreiber waren gleichbedeutend, und wie man über nichts mehr erfreut war als über den Empfang zahlreicher Schreiben, und deshalb oft vor Rührung in Tränen zerfloß, so machte man sich auch ein ganz besonderes Vergnügen daraus, selbst viele lange Briefe abzufassen, ja manche hielten dies für ihr Hauptgeschäft. Einer von Klopstocks Freunden nennt daher den Tag einen besonders glücklichen, an dem er mit dem abwesenden Bekannten plaudert, obwohl er zwei Bogen „mit freundschaftlichem Nichts" angefüllt hat. Überall kommt der Freundschaftskultus deutlich zum Ausdruck, und damit wird der Zeit des Sturms und Drangs der Boden geebnet, wo Überschwenglichkeit des Gefühls und Leidenschaftlichkeit der Empfindung an der Tagesordnung sind. Einen schroffen Gegensatz dazu bildet der schlichte, streng sachliche Stil in folgender Probe aus einem Briefe Friedrichs des Großen an den General von Winterfeldt, der acht Tage nach der unglücklichen Schlacht bei Kolin, Ende Juni 1757, geschrieben wurde.

Und wie steht es mit dem Briefe der neuesten Zeit? Er ist von der Höhe, die er im vorigen Jahrhundert erreicht hatte, wieder herabgesunken. Die Zettel, die wir heute mit Familiennachrichten oder geschäftlichen Notizen füllen, sind nur noch ein schwacher Abglanz seiner Herrlichkeit. Der moderne Mensch hat keine Zeit, ein langes und noch dazu wohlüberlegtes und formvollendetes Schreiben zu Papier zu bringen. Eisenbahnen, Telegraphen, Telephone und andere Einrichtungen der Gegenwart, besonders Zeitungen verbreiten die Kunde wichtiger Vorkommnisse schneller als dies Briefe vermögen, und nach Herzensergüssen im Geschmacke Klopstocks trägt unser nüchternes Zeitalter kein Verlangen.

Wie der Inhalt, so hat auch die Sprache unserer Briefe ihre geschichtliche Entwicklung durchgemacht. Anfangs waren unsere Vorfahren im Banne römischer Kultur und schrieben lateinisch. Nach klassischem Vorbilde setzten sie ihren Namen nicht an das Ende, sondern an den Anfang vor den des Adressaten, fingen also jeden

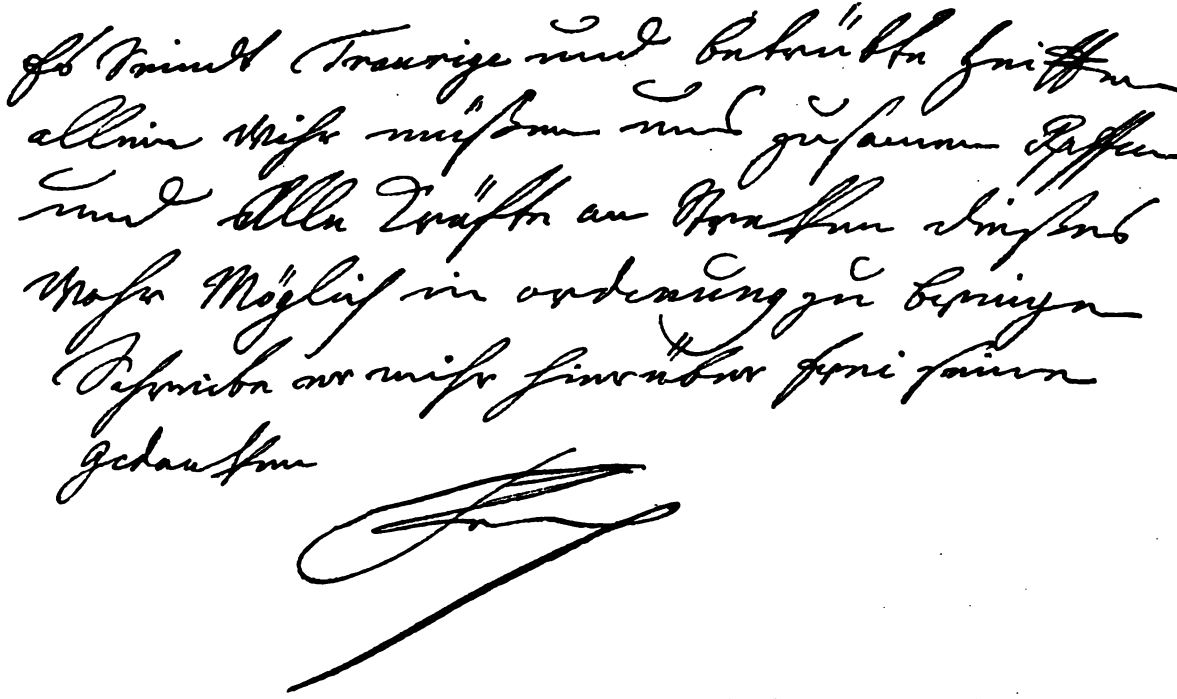


Abb. 18. Schluß eines Briefes Friedrichs des Großen an den Generalleutnant von Winterfeldt kurz nach der Schlacht bei Kolin.

Brief mit dem lieben Ich an, ein Beweis von der Harmlosigkeit der Zeit, die noch nicht so überfeine Anstandsregeln ausgeklügelt hatte. Die gewöhnliche Eröffnungsformel lautete: A sendet seinem B den herzlichsten Gruß (salutem dicit plurimam); darauf folgte eine Mitteilung über das Befinden: „Wenn es Dir wohl ergeht, so ist es gut; ich befinde mich wohl"; am Schlusse aber stand ein kurzes Abschiedswort wie: „Lebe wohl!" (vale!); „Sei gegrüßt!" (salve!) oder: „Bleib gesund!" (cura, ut valeas!). Durch den langjährigen Gebrauch war das Latein unseren Altvordern so zur Gewohnheit geworden, daß sie an diesen Formeln noch festhielten, als schon der eigentliche Text der Briefe deutsch abgefaßt wurde. Selbst die kerndeutschen Mystiker wie Heinrich von Nördlingen schlossen ihre Schreiben gewöhnlich: „Pax tibi!" (Friede sei mit dir!) oder: „Orate pro me!" (Betet für mich!) Und ist uns nicht bis in die jüngste Zeit das Wort Datum (= gegeben) geblieben, welches ursprünglich neben Ort und Zeit der Absendung verzeichnet war (z. B. gegeben zu Köln den...)? Hatten wir nicht noch vor kurzem das Wort Postskriptum für die Nachschrift und cito (schnell) als Vermerk, der auf die Adresse gesetzt wurde, um den Boten zur Eile anzuspornen? Ist nicht das Wort „Brief" selbst ein lateinisches Lehnwort (= breve)? Die Grundbedeutung „kurzes Schriftstück" im Gegensatz zu den umfangreichen Büchern schimmert sogar noch jetzt aus Zusammensetzungen wie Frachtbrief, Lehnbrief, Lehrbrief, Kaufbrief, Steckbrief hervor; denn man verstand darunter ursprünglich jede kurze schriftliche Urkunde. Auch stimmt die ganze Einrichtung einer solchen in der Hauptsache mit der des Briefes überein, wie man leicht aus beifolgendem Schriftstück der Kanzlei Kaiser Heinrichs IV. erkennen kann.[1]) Im jetzigen Sinne findet sich das Wort Brief zuerst bei einem Dichter des 14. Jahrhunderts, während man unser heutiges Schreiben bis dahin Missive (= Sendschreiben) genannt hatte.

Die ersten deutsch verfaßten Briefe zeigen dichterisches Gewand, den frühesten der Versform entkleideten bietet der Minnesänger Ulrich von Lichtenstein in seinem „Frauendienst" (1257). Im Jahre 1400 war die lateinische Briefsprache ein überwundener Standpunkt, seitdem setzte man auch den Namen des Absenders nicht mehr nach lateinischer Sitte an den Anfang, sondern an den Schluß;

1) Die Unterschrift lautet: Data Nonas Aprilis anno dominicae incarnationis MLVII (1057), indictione X, anno VII domini Heinrici quarti regis, ordinationis eius tertio, regni vero anno primo. Actum Wormatia in nomine domini feliciter. Amen.

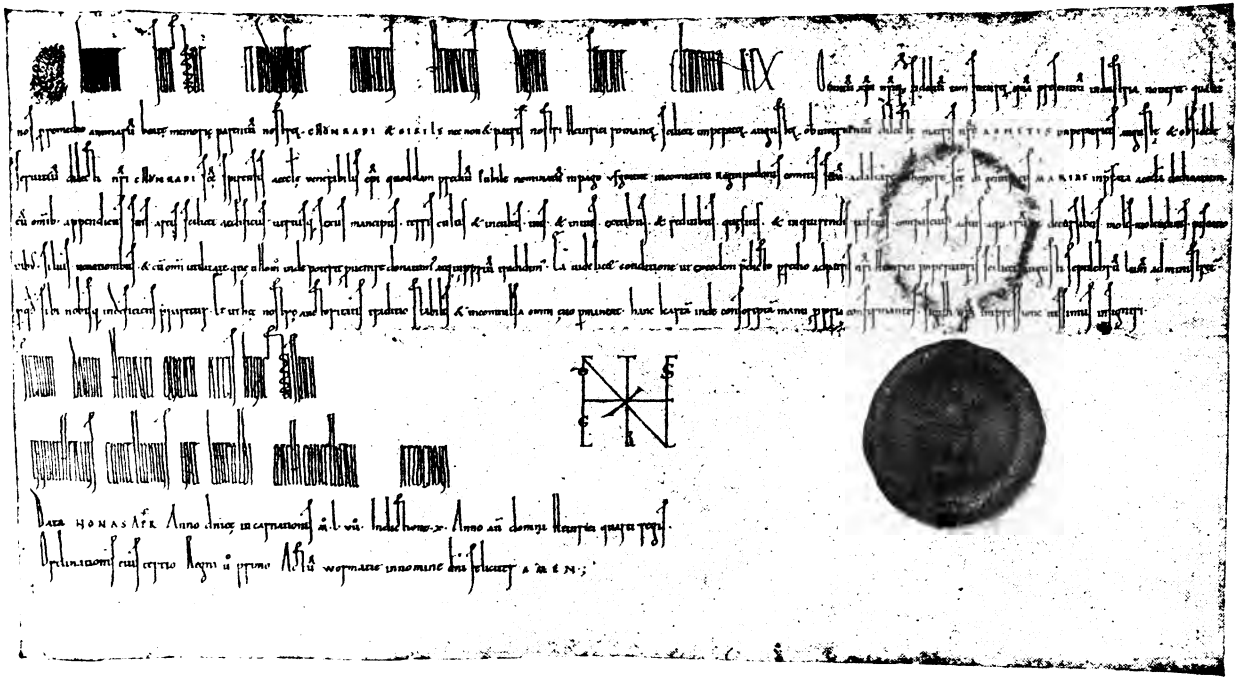


Abb. 19. Urkunde des deutschen Kaisers Heinrich IV.

an Stelle der Formel aber, die dem Wohlbefinden gewidmet war, trat gewöhnlich eine Diensterbietung wie: „Meinen freundlichen Gruß und Dienst bevor!“ oder ein christlicher Wunsch wie: „Gnade und Stärke von Gott bevor!“ Im 17. Jahrhundert kam dies wieder in Wegfall; doch trat damals zuerst in kaufmännischen Kreisen die Angabe über Tag und Jahr der Absendung an den Anfang des Briefes. Auch ließ man jetzt, entsprechend dem unterwürfigen Sinn und der Kriecherei jenes Zeitabschnitts, als Zeichen der Hochachtung den größten Teil der ersten Seite frei und begann das Schreiben ganz unten. Damit stimmt überein, daß die Adresse und die Anrede im Briefe, die bisher kurz gewesen war, in jener Zeit breit wurde und um so mehr Schwulst annahm, je höher der Adressat stand. Erst seit dem 18. Jahrhundert lenkte man hierin wieder in andere Bahnen ein.

Auch sonst hat sich die Form der Briefe mannigfach geändert. Für Pergament und Papyrus war besonders die Rolle üblich, die Wachstafeln hatten viereckige Gestalt. Die seit dem 14. Jahrhundert in Deutschland hergestellten Briefbogen zeigten lange sehr großes Format, etwa in der Ausdehnung unseres jetzigen Schreibpapiers, wurden aber sehr klein gebrochen. Seit dem 18. Jahrhundert wich das längliche Folio allmählich dem breiteren Quart, das dann nach und nach in die jetzige Gestalt überging. Doch sind hier oft besondere Rücksichten von bestimmendem Einfluß gewesen. Wie die Behörden kleiner Städte noch im 15. Jahrhundert gern auf Pergament schrieben, wenn sie mit einer größeren Stadt zu verhandeln hatten, so galt es auch in Zukunft immer für feiner, größere Briefbogen bei Schreiben an Personen zu nehmen, denen man Ehrfurcht zollte; bei solchen an die Behörden ist Folio bis zur Gegenwart üblich geblieben.

Auch die Wahl der Papierfarbe entspricht nicht selten besonderen Absichten: Ich erinnere an die rosafarbenen Briefbogen der Liebenden, an den bekannten „blauen Brief“ der Offiziere und an das goldgeränderte Papier, das Fürsten und andere hochstehende Personen im 17. Jahrhundert benutzten. Einen Trauerrand an Briefen gebrauchte zuerst die kaiserliche Kanzlei gegen Ende des 17. Jahrhunderts. Kuverte gab es vor dem Dreißigjährigen Kriege noch nicht; bis dahin schrieb man die Adresse auf eine Seite des klein zusammengefalteten Briefs, und dies geschah bei gewöhnlichen Schreiben auch noch lange nachher. Die fabrikmäßige Herstellung der Kuverte begann in England etwa 1807, in allgemeinerem Gebrauch

kamen sie aber erst später, auf dem Festlande um 1850. Der Verschluß bestand früher aus Schnuren, welche um die Wachstafeln oder zusammengefalteten Briefe gelegt wurden und zu bestimmtem Zwecke zeitweilig eine besondere Farbe hatten, z. B. für Liebesbriefe im 15.—17. Jahrhundert eine rote. Sie wurden von den Griechen und Römern in der Mitte der Rückseite mit kretischer Siegelerde, von unseren Altvorderen mit Wachs beklebt, auf das man den Siegelring oder das Petschaft drückte. Es hatte bei den gewöhnlichen Briefen in der Regel gelbliche Färbung, bei bedeutsameren rote, in Trauerfällen schwarze. Der Siegellack kam im 15. Jahrhundert aus China und fand seit dem Dreißigjährigen Kriege zum Briefverschluß häufigere Anwendung neben den Oblaten, deren Gebrauch sich etwa seit derselben Zeit nachweisen läßt. Die gegenwärtig so gebräuchliche Gummierung der Briefumschläge und die Verwendung aufklebbarer Briefmarken ist erst im 19. Jahrhundert aufgekommen.[1])

4. Zeitung und Zeitschrift.

Die Zeitung verdankt ihren Ursprung dem berühmten römischen Staatsmanne Julius Cäsar. Er erkannte zuerst den Wert der öffentlichen Meinung und ließ daher während seines Amtsjahres als Konsul (59 v. Chr.) wichtige Vorkommnisse zu Nutzen der Gesamtheit täglich zusammenstellen. So entstand das römische Tageblatt (Diurna urbis acta), ein Versuch, das Nachrichtenwesen wo nicht zu verstaatlichen, so doch im Sinne der Regierung zu beeinflussen. Damit war aber der briefliche Gedankenaustausch, den bisher die Römer mit abwesenden Freunden über wichtige Neuigkeiten unterhalten hatten, keineswegs überflüssig. Denn einmal

1) Briefmarken wurden 1840 in England gebräuchlich, eingeführt von dem Dundeer Buchhändler James Chalmers (1782—1853). Sie haben aber Vorläufer in Frankreich; denn 1653 verlieh König Ludwig XIV. dem Bittschriftenreferenten im Staatsrate, Velayer, das Privileg, in verschiedenen Stadtvierteln von Paris Briefkästen anzubringen und die für die Einwohner von Paris bestimmten Briefe durch Boten gegen eine Gebühr von einem Sou verteilen zu lassen. Wer Briefe aufgeben wollte, mußte kleine Blätter kaufen, die an den Briefen zu befestigen waren und den Aufdruck erhielten: port payé le . . . jour du mois de l'an 16 . . Doch die Sache war nicht von langer Dauer. 1819 trat im Königreich Sardinien eine neue Art von Freimarken auf, bestehend aus weißen Blättern, die sich bis 1836 hielten.

wurde die Zeitung nur in einem einzigen Exemplare verfertigt und bestand aus übergipsten, mit schwarzer Schrift bedeckten Holztafeln, die man an einem öffentlichen Platze der Hauptstadt zur allgemeinen Kenntnisnahme ausstellte (vgl. die beifolgende Ab-

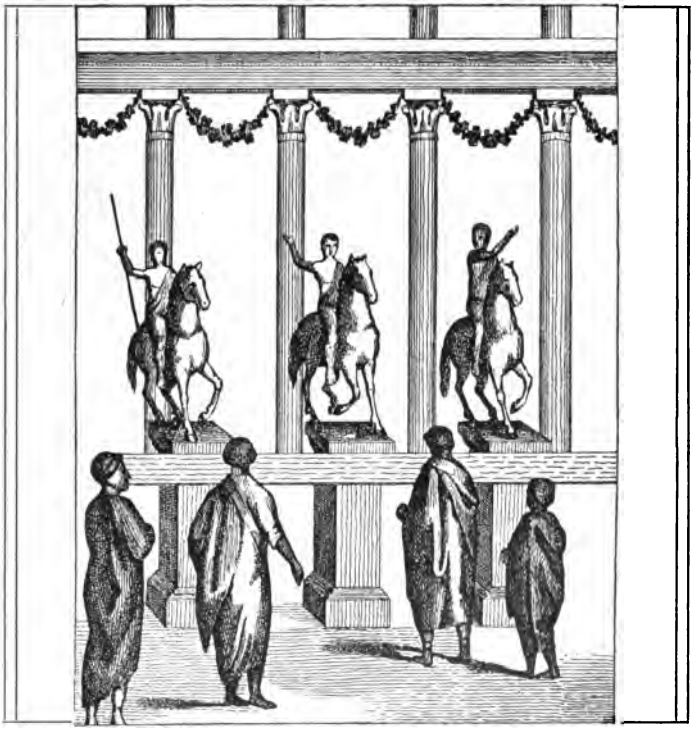


Abb. 20. Römer vor dem „Album".

bildung)[1]), sodann aber war ihr Inhalt beschränkt und bot manches nicht, was für die auswärts weilenden Bürger Wichtigkeit hatte. So brachte sie nur Mitteilungen aus dem Leben der Stadt Rom,

1) Diese Abbildung führt uns eine Anzahl Römer vor, die auf dem Markte eine solche mit Gips überzogene Tafel betrachten, das sogenannte Album (= das Weiße), mit den Verordnungen der Prätoren, Verzeichnissen der Senatoren, Richter u. a.

schloß dagegen alles aus, was sich in den Provinzen des weiten Reiches zutrug; auch nahm sie nur Tatsächliches auf, Berichte über Dinge, die sich wirklich ereignet hatten, aber weder Ankündigungen der Behörden über künftige Maßnahmen, noch Leitartikel mit Betrachtungen über die jeweilige Lage des Staates. Endlich waren auch Familienangelegenheiten nur in mäßigem Umfange und aus den höchsten Kreisen vertreten. Daraus erklärt es sich, daß die neuesten Geschehnisse zwar von zahlreichen Schreibern aus der städtischen Zeitung kopiert, aber vor der Absendung an auswärtige Auftraggeber gewöhnlich durch andere Mitteilungen vermehrt wurden.

Sehen wir nun genauer zu, welche geistige Nahrung man dem Publikum tagtäglich gewährte, so hören wir von wichtigen Gerichtsverhandlungen, Reden, die im Senate und in der Volksversammlung gehalten wurden, Todesurteilen und Verbannungen, Feierlichkeiten am Kaiserhofe und seit Trajans Zeit auch von Huldigungen, die das Volk den Herrschern bereitete, ferner von Geburten und Leichenbegängnissen, Eheschließungen und Ehescheidungen in der feinen Gesellschaft. Z. B. erschien die Anzeige, daß Tiberius „am 16. November des Jahres 42 während des Krieges in der Gegend von Philippi auf dem palatinischen Berge zu Rom geboren sei", ferner ließen die Gemahlin des Kaisers Augustus und die Mutter Neros regelmäßig bekannt geben, wie der Empfang verlaufen war, den sie in ihren Räumen für alle Stände des Volkes veranstaltet hatten. Selbst an „vermischten Nachrichten" fehlte es nicht. So erschien im Jahre 5 v. Chr. die Meldung, daß sich ein gewisser C. Crispinus Hilarus aus Fäsulä bei Florenz mit 8 Kindern, 28 Enkeln, 8 Enkelinnen und 19 Urenkeln in feierlichem Zuge auf die Burg der Hauptstadt begeben und dort ein Opfer dargebracht habe, im Jahre 28 aber wurde von einem Hunde berichtet, der nach der Hinrichtung seines Herrn nicht von der Stelle wich, dabei immer ein klägliches Geheul ausstieß und die ihm hingeworfenen Speisen vor den Mund des Toten trug, endlich, als der Leichnam in den Tiberstrom geworfen wurde, nachsprang und ihn zu bergen versuchte.

Wie lange diese Zeitung bestanden hat, wissen wir nicht. Da sie Anfang des 4. Jahrhunderts n. Chr. noch erschien, so läßt sich annehmen, daß sie bis zum Untergange des weströmischen Reiches (476) oder mindestens bis zur Verlegung der kaiserlichen Residenz von Rom nach Konstantinopel (330) veröffentlicht worden ist. Beachtenswert erscheint jedoch, daß um das Jahr 1550 in demselben

Lande Italien wieder eine Einrichtung ins Leben trat, die mit jener altrömischen große Ähnlichkeit hatte. Damals kam nämlich in dem hervorragenden Handelsplatze Venedig, wo beständig wichtige Nachrichten einliefen, die Sitte auf, bedeutsame Ereignisse durch Anschlag an öffentlichen Orten jedermann zugänglich zu machen, der für das Lesen eine Kleinigkeit entrichtete. Man nannte solche angeheftete Blätter Notizie scritte, geschriebene Nachrichten, oder Gazzetta, kleine Münze, nach dem geringen Betrage, den man für die Erlaubnis zum Lesen zahlte, ein Wort, aus dem der französische Ausdruck für die Zeitung, gazette, hervorgegangen ist, während die andere Bezeichnung journal an das lateinische diurna (acta) erinnert. Ob aber dieser Brauch von der Schöpfung Cäsars angeregt wurde, muß als zweifelhaft bezeichnet werden. Denn wie im fernen China aus den Bedürfnissen der Zeit und des Landes bereits im 10. Jahrhundert die mit Holztafeln gedruckte Pekinger Zeitung hervorging[1]), so ist auch das moderne Nachrichtenblatt der europäischen Länder aus den jeweiligen Kulturverhältnissen erwachsen.

Für die Mitteilung wichtiger Neuigkeiten an Auswärtige war man hier das ganze Mittelalter hindurch auf Botenberichte oder Schreiben angewiesen. Doch enthielt der schriftliche Gedankenaustausch am Ende jenes Zeitabschnittes schon viel politischen Stoff und andere Nachrichten, die für weitere Kreise von Bedeutung waren; ja „Zeitungen", d. h. Neuigkeiten, bildeten damals eine ständige Abteilung in den Briefen, so daß diese geradezu als Vorläufer unserer heutigen Journale betrachtet werden können. In der Regel wurden sie daher an Bekannte und Freunde, von den städtischen Behörden auch an die Ratsherren benachbarter Orte zum Lesen weitergegeben, z. B. 1456 von Nürnberg nach Nördlingen und Rotenburg an der Tauber geschickt. Besonders starken Eindruck machten tief einschneidende Fragen des Staatslebens. Als daher 1453 Konstatinopel in die Hände der Türken gefallen war, beschäftigte dies die Gemüter lange und bot willkommenen Stoff zu ausgedehntem Briefwechsel. Jetzt nahm man auch die kurz vorher entdeckte Buchdruckerkunst für Veröffentlichung wichtiger Begebenheiten in Anspruch. Wurde doch 1455 von Gutenberg in Mainz ein Ablaßbrief des Papstes Nikolaus V. gedruckt, der alle

1) In China hat man 1908 das tausendjährige Jubiläum dieser Zeitung gefeiert, die auf einer Art chinesischen Pergaments hergestellt war und anfangs öffentlich angeschlagen wurde.

Christen dringend ermahnte, die von jenem rohen Volke drohende Gefahr nicht zu unterschätzen, sondern sich zu dessen Vertreibung aus Europa aufzumachen. Kann man sich da wundern, wenn das Schreiben über die Entdeckung Amerikas, welches Kolumbus 1493 an den königlichen Schatzmeister von Spanien richtete, in allen Kulturländern unseres Erdteils übersetzt und durch den Druck vervielfältigt wurde? Seitdem blieb es üblich, Nachrichten, die auf allgemeine Teilnahme rechnen konnten, durch Flugblätter von größerer oder geringerer Auflage zu verbreiten. Als z. B. im Jahre 1500 der Portugiese Cabral an die Küste Brasiliens verschlagen worden war und dieses Land feierlich für seinen König in Besitz genommen hatte, setzte dieses wichtige Vorkommnis die Presse unseres Vaterlandes in lebhafte Tätigkeit, ja die erste „fliegende" Nachricht Deutschlands, welche den Titel „Zeitung" führt, hat es mit jenem neu entdeckten Gebiete zu schaffen. Sie ist 1505 von Erhard Öglin zu Augsburg gedruckt, umfaßt vier Blätter in Quartformat, die gegenwärtig der Münchner Bibliothek gehören, und heißt „Copia der Newen Zeytung auß Presilg Landt" (Brasilien). Bei weniger bedeutenden Vorkommnissen, die nicht gedruckt wurden, dauerte indes die Verbreitung oft ziemlich lange, weshalb sich in jener Zeit der König von Dänemark einmal darüber beklagt, daß er, der „schier am Ende der Welt sitze, bisweilen weniger denn nichts von neuen Zeitungen (Nachrichten) bekomme und froh sei, wenn ein Brief von den Reformatoren in Wittenberg solche enthalte".[1])

Nach der Mitte des 16. Jahrhunderts wurden die einzelnen Flugblätter von Straßburger und Baseler Buchdruckern mit fortlaufenden Nummern versehen[2]), ein Schritt, den man begreif-

1) Auf der Leipziger Universitätsbibliothek befindet sich ein solches fliegendes Blatt vom Jahre 1494, das den Titel führt: Wie und mit welcherley herlykeit und solempniteten auch durch bischofe, prelaten, fürsten und herrn das begengnisse und Exequien etwan von des allerdurchlauchtigsten großmechtigsten Fürsten und Herrn, Herren Friederichs des heyligen römischen Reiches Kaysers usw. (Also Begräbnis Kaiser Friedrichs III.). Die Zeitschrift „Alt-Berlin", 1909 S. 51 veröffentlicht eine märkische Buchhändleranzeige vom Jahre 1511 betreffend den Raub des hochwürdigen Sakraments samt der Monstranz.

2) Die Fürstlich Jablonowskische Gesellschaft in Leipzig hat für das Jahr 1912 als Preisaufgabe gestellt eine Untersuchung über die „Neuen Zeitungen" in Deutschland bis zum Erscheinen der ersten gedruckten Wochenzeitungen und sagt in der Begründung unter anderem folgendes: Seit dem 15. Jahrhundert erscheinen fast gleichzeitig auf

lich findet, wenn man hört, daß sich bis zum Jahre 1600 nicht weniger als 877 solcher Augenblicksschriften nachweisen lassen. Ein weiterer Fortschritt im Zeitungswesen war das regelmäßige Erscheinen in bestimmten, wenn auch vorerst noch weiten Zwischenräumen. 1580—1598 wurden zu Köln anfangs jährliche, dann halbjährliche Berichte über die Streitigkeiten zwischen den Bewohnern Aachens und dem Kölner Erzstifte herausgegeben, ebenso seit 1581 in Frankfurt a. M. halbjährliche Mitteilungen politischen Inhalts unter dem Namen Relationes Historicae (Geschichtliche Berichte), in denen die neuen Vorgänge im Staats- und Völkerleben Besprechung fanden. Etwas näher kam man den Verhältnissen der Gegenwart in den Monatsheften, die von 1597 an in verschiedenen Städten des Südens wie Augsburg und Wien erschienen. Außer diesen gedruckten Blättern gab es auch noch geschriebene, die besonders den Interessen des Kaufmannsstandes dienten, von den Mittelpunkten des Verkehrs (Nürnberg, Augsburg) zum Besten der Handeltreibenden herausgegeben und nach Leipzig und anderen Städten durch Boten befördert wurden. Eine solche geschriebene Zeitung aus den Jahren 1568—1604 hat sich in der Bücherei der Augsburger Kaufherren v. Fugger erhalten. Die 48 Bände, aus denen sie besteht, bieten in der Hauptsache das, was wir jetzt auf unseren Kurszetteln finden und was erst im 17. Jahrhundert den gedruckten Nachrichtenblättern als „Laufbrieflein" beigegeben wurde.

Bedeutenden Einfluß auf die Entwickelung des Zeitungswesens haben auch die Postbeamten gehabt. Bei den Postämtern liefen alle neuen Nachrichten ein; daher war es ganz natürlich, daß man dort frühzeitig versuchte, sie zusammenzustellen. So entstanden die handschriftlichen Ordinarizeitungen, die politische, religiöse und Handelsneuigkeiten enthielten.

handwerksmäßiger Herstellung beruhende, periodisch versandte geschriebene Avisen und periodisch bei bestimmten Anlässen von Buchdruckern herausgegebene Flugschriften (Neue Zeitungen). Während wir über die geschriebenen Zeitungen und die Organisation der Nachrichtensammlung, auf der sie beruhen, durch Forschungen Grashoffs, Opels u. a. einigermaßen unterrichtet sind, entbehren die in den meisten älteren Bibliotheken noch zahlreich vorhandenen gedruckten Neuen Zeitungen abgesehen von der bibliographischen Zusammenstellung Wellers bis jetzt der näheren Untersuchung. Eine solche erscheint aber sowohl durch die Massenhaftigkeit ihres Auftretens nahe gelegt wie durch ihre Verbreitung über alle Kulturländer Europas und durch den Einfluß, den sie nachweisbar als Träger der öffentlichen Meinung ihrer Zeit ausgeübt haben.

Als sich die Beförderungsmittel vervollkommneten und die Mitteilungen schneller auf weite Entfernungen geschickt werden konnten, kam es zu wöchentlich erscheinenden Zeitungen; die ersten, die bald nach dem Jahre 1600 ins Leben traten, sind verloren gegangen; doch besitzt die Heidelberger Universitätsbibliothek den gut erhaltenen Jahrgang einer solchen, die der Straßburger Buchdrucker Johannes Carolus 1609 herausgegeben hat unter dem Titel: „Relation aller Fürnemmen und gedenckwürdigen Historien usw." (vgl. die beifolgenden zwei Abbildungen). Darin sind Mitteilungen aus 17 verschiedenen Städten Europas enthalten, z. B. unter dem 26. März 1609 28 Zeilen Nachrichten aus Köln, und zwar wurden jede Woche 2—4 Blätter in Quartformat der Öffentlichkeit übergeben. Bald folgten andere diesem Beispiele, und so erschien 1611 eine Wiener, 1615 eine Frankfurter[1]), 1617 eine Berliner Zeitung, ebenso 1618 der Fuldaische Postreiter, 1626 die Magdeburger Zeitung, um 1650 die Königsberger Hartungsche Zeitung, 1660 die Leipziger Zeitung.

Dank der besseren Postverbindung wurden im 17. Jahrhundert auch schon auswärtige Zeitungen gelesen und ab und zu als Beilagen zu Briefen verschickt. So bedankt sich Wallenstein einmal bei Tilly für die übersandten französischen Blätter, desgleichen Christian von Anhalt bei dem anhaltinischen Fürsten Ludwig für holländische. Trotz all dieser gedruckten Quellen für den Bezug von neuen Nachrichten unterhielten hervorragende Persönlichkeiten, denen die nötigen Mittel zur Verfügung standen und viel daran lag, möglichst schnell von allen wichtigen Vorfällen in Kenntnis gesetzt zu werden, ihre „Avisenschreiber", die für ihre Bemühungen und Auslagen jährlich etwa 300 Mark empfingen. Natürlich wohnten diese in großen Handelsplätzen, wo immer die Neuigkeiten zuerst bekannt wurden, wie in Nürnberg, Venedig u. a. Z. B. hatte der Augsburger Philipp Hainhofer regelmäßig in kurzen Zwischenräumen an Herzog Wilhelm von Bayern, die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, die Herzöge von Pommern und andere deutsche Fürsten Berichte zu erstatten und sogar an den französischen Hof politische Nachrichten zu senden. Ebenso unterhielten die sieben Söhne Herzog Ernsts des Frommen von Gotha nach der Teilung des Landes zu diesem Zwecke eigene Schreiber in ihrer Vaterstadt, welche ihnen über alle dort einlaufenden wichtigen Botschaften in ihre Residenzstädte Mitteilung machen mußten.

1) Das „Frankfurter Journal", das 1903 eingegangen ist.

Doch beschränkten sich weder diese schriftlichen Berichte noch die gedruckten Blätter auf politische Begebenheiten; sie brachten auch allerhand andere Nachrichten aus dem Leben einzelner Menschen und ganzer Gegenden. Pestilenz und teure Zeit, Kometen und Wunder, seltene Tiere, wie Elefanten, die gezeigt worden waren,

Abb. 21 und 22.
Titel und eine Seite der ersten erhaltenen wöchentlich erscheinenden politischen Zeitung.
Vgl. S. 75.

große Feſtlichkeiten und Feuerwerk wurden kurz oder eingehend beſchrieben. Dagegen fehlten damals noch die Familiennachrichten. Tugendſame Eltern waren ſittlich entrüſtet, als 1722 ein Frankfurter Blatt mit Billigung der Polizei Eheſchließungen und Geburten zu veröffentlichen begann. Die Leipziger Zeitung brachte

12.

Zeitung auß Cöln/ vom 26. Martij. Anno 1609.

AUß Engelland vom 7. diß ſchreibt man/ daß ein frommer Engliſcher Baron mit namen *de zz Vare* ſich mit 1000. Man vnd etlich Frawenperſohnen rüſte nach *Virginia* da die Goldgruben iſt zufahren/ vnd ein theil Landſchafften zubewohnen/ weil die Engliſchen bißher der orten gewohnet/ ſich da ſelbſten wol befunden vnd vermehren/ es ſcheint daß der beſchluß wegen deß anſtands noch nit fertig ſey/ gleich wie vor dieſem außgeben/ der König von Spannia will die Indien nicht *exprimiren*, ſucht vns nur vmbzutreiben/ dann er ein heimlich *Impreſſa* daran viel gelegen iſt vorhanden hat/ gleichwol werden die Herrn Staden/ von ihrer vergenommen *reſolution*, wie zuvermuten nit weichen/ noch ihre Articul deß anſtands ſo ihr May: jvor dieſem herauß geſchickt nicht endern/ auch mögen die von Seeland Nordland vnd Ambſterdam wol in guter hut ſein/ dann gegen dieſelben was vorhanden iſt.

Letſte Brieff von Andorff melden/ daß der *Marquis Spinola* noch nit von Bruſſel kommen ſey/ dann die *deputierten* von *Artois* Hennegaw vnnd Flandern mit jhm nach Andorff/ weil ſelbe *Provnizen* auch jhre *Committenten* bey dieſem frieden oder anſtand haben wollen/ in mittelſt bleiben die andern *Commiſſarien* deß Ertzhertzogs alda/ dürffen nit nach Pergen auff den Soem ziehen/ weil die handlung etwas langſam fort gehen wirdt/ vrſach halben/ daß der König die *renuntiation* auff die Niderland vnd *vnierte Provintien* nicht vor allezeit/ ſondern ſo lang der anſtand wehren wird/ thun will/ haben auch kein eigentliche erklerung wegen der Indianiſchen Fahrt gethan/ es wird auch von andern geſchrieben/ daß die Spanniſchen abermal 3 oder 4. Monat anſtand begehrt/ welches aber die Herrn Staden nit bewilligen wöllen/ vnd Graff Moritz ſeinem Kriegsvolck welches er mit ſich nach Bergen gebracht/ befohlen/ daß ſie in den Lauffgräben vor der Statt fleißige wacht halten ſollen/ deßgleichen der Beſatzung Gertrudenberg vnd andern negſt gelegenen orten *Commendiren* laſſen/ dann er ſich der Spanniſchen betrug vnd liſt beförchtende das Stadiſche Kriegsvolck ſo bißher den armen Bauren/ auch handel vnd wandelsleuten groſſen ſchaden gethan/ ſo lenger nit hat können gedult werden/ haben ſich etliche Baurn mit hülff der zu Herfft vnnd Frieſen zuſammen rottirt/ ſich alſo vnderſtanden von darzutreiben/ vnd deren etlich erſchlagen/ nach dem aber ſich die Stadiſchen verſamlet/ haben ſie deren Dörffer eins gar geplündert/ vnd 4. Bauren mit genommen/ wie es jhn nun ergehen wird/ öffnet zeit.

Auß Rom/ vom 7. Martij.

Sontags morgen iſt in der Jeſuiter Kirchen das 40 ſtündige gebett gehalten worden/ darbey ſich vnſeglich viel Volcks/ wie auch die folgende 3 tag befunden/ vnd hat ſich Mitwochs der Bapſt zu S Sabina bey vorziehung der Altartücher erzeigt/ hernach auch etliche Cardinäl vnd Fürſtliche *Ampaſſatores* eingeſchert/ vnd dieſelben ermahnet/ der Baw der Capellen *S. Thomas de Aquina* helffen zu befördern. Brieff auß Franckreich melden/ das abbleiben zweyer jungen Graffen/ als deſſen von Fuß vnd *Conte de So* auß der *Provinz*, ſo beide nit vber 25. jahr

die erste Todesanzeige an Stelle des bis dahin üblichen Trauerbriefes am 19. März 1785, wo der Kupferstecher Johann Friedrich Bause das Ableben seiner Tochter bekannt machte[1]); die erste Vermählung wurde darin am 5. November 1792[2]), die erste Entbindung am 27. November 1792[3]), die erste Verlobung am 28. November 1795[4]) und die erste Ankündigung eines goldenen Ehejubiläums am 12. April 1794[5]) mitgeteilt. Da nun auch sonstige Ankündigungen nicht entfernt so zahlreich waren wie heutzutage[6]), da ferner ein großer Teil der Bevölkerung nicht zu lesen verstand und gar mancher auch bei der Ohnmacht und Zerrissenheit Deutschlands wenig Sinn für das Staatsleben hatte, so ist es begreiflich, daß selbst bei wichtigeren Blättern die Zahl der Abnehmer nicht bedeutend war. Auch machte es einen sehr großen Unterschied, ob in den Nachbarländern

1) Es geschah dies aber noch im redaktionellen Teile. Die erste bezahlte wirkliche Todesanzeige finden wir Montag, den 26. Oktober 1789. Sie betrifft den kurfürstl. sächs. Geh. Rat und Oberstallmeister H. G. Reichsgrafen v. Lindenau, dann folgt am 10. November eine Gräfin v. Wartensleben usw., überhaupt zunächst nur aristokratische Familien, deren Vertreter bei dem Bruch mit der alten Sitte, sich der Trauerbriefe zu bedienen, den Ton angegeben haben, weil sie mit Recht glaubten, daß den Todesanzeigen durch Benutzung der Leipziger Zeitung eine viel weitere Verbreitung gesichert werde als durch die umständliche und noch dazu recht kostspielige Benutzung der Trauerbriefe. 1790 finden wir die erste Todesanzeige eines Bürgerlichen.

2) Die von G. J. Not, Superintendenten der Grafschaft Stollberg-Roßla.

3) Anzeige des Freiherrn E. v. Rotkirch-Trach, Königl. preuß. Kammerherrn.

4) Anzeige von H. E. v. Heynitz.

5) Anzeige des Obersten v. Strobschütz. Sie lautet: „Allen unseren Verwandten und guten Freunden machen (wir) andurch bekannt, daß wir gesonnen sind, den 15. April dieses Jahres bei erlebtem 50. Jahre unsere am 15. April 1744 geschlossene Eheverbindung in Görsdorf bei Sorau zum Lobe Gottes von neuem einsegnen zu lassen." Genaueres über die Familiennachrichten der „Leipziger Zeitung" in den „Wartburgstimmen" 1903 S. 269 ff.

6) Die „Fliegenden Blätter" vom 8. April 1898 (Nr. 2750) enthalten 28 Seiten Inserate. Ein so gewaltiger Zuwachs an Anzeigen in diesen und in anderen Blättern erklärt sich einmal aus der starken Zunahme des Handels und Verkehrs, sodann aber auch aus der großen Tätigkeit der Annoncenbureaus, die seit 1855 (Haasenstein u. Vogler in Hamburg) bestehen und nicht allein die Annoncenvermittlung besorgen, sondern vielen Zeitungen geradezu den Inseratenteil abgepachtet haben. Reklamen, d. h. Anpreisungen der inserierten Gegenstände im redaktionellen Teile, sind seit den sechziger Jahren bei uns üblich geworden.

(Frankreich, Türkei u. a.) Krieg herrschte oder die Fluren deutscher Gebiete davon heimgesucht wurden. So wies die Leipziger Zeitung 1714, als Karl XII. den Norden Europas in Schrecken versetzte, 1200—1300 Abonnenten auf, verlor aber 1760 infolge des Siebenjährigen Krieges davon etwa 900, so daß die Leserzahl trotz des großen Eifers der Herumträger auf 325 herabsank.

Einen größeren Aufschwung nahm das Zeitungswesen erst seit der großen französischen Staatsumwälzung vom Jahre 1789.[1]) Denn nicht nur wurden von nun an manche Blätter, die bis dahin einmal wöchentlich erschienen waren, zwei- bis viermal in der Woche herausgegeben, sondern es traten auch zahlreiche neue ins Leben, die meisten in Frankreich, wo die Revolutionszeit nicht weniger als 750 geschaffen hat. In Deutschland entstand damals (1798) unter anderen die „Allgemeine Zeitung", die in den hundert Jahren ihres Bestehens eine hervorragende Rolle im deutschen Geistesleben gespielt hat und erst in den letzten Jahrzehnten an Bedeutung überflügelt worden ist von der „Kölnischen Zeitung" (gegründet um 1762), der größten und namentlich außerhalb Deutschlands am weitesten verbreiteten, die unser Vaterland jetzt aufzuweisen hat. Vor allen Dingen aber erhielten die bisherigen Blätter einen viel größeren Wert und konnten ihren Umfang und ihr Absatzgebiet bedeutend erweitern, so der „Hamburgische Korrespondent" (gegründet 1714) und die „Schlesische Zeitung" (gegründet 1741). Denn die Freiheitsideen, die damals von Paris aus mit Blitzesschnelle ganz Europa durchdrangen, weckten die Lust zur Beschäftigung mit der Politik und trieben den berufenen Verkündern neuer Vorfälle und neuer Gedanken immer mehr Anhänger zu. Seitdem ist die Bedeutung der Presse langsam, aber stetig gewachsen. Schon die gewaltige Erscheinung des Korsen Bonaparte erweckte vielseitiges Interesse, doch wurden die Geister noch lebhafter erregt, als nach dessen Sturz von den Regierungen die Zügel straffer angezogen und die freiheitlichen Bestrebungen niedergehalten wurden. Die lebhafte Anteilnahme der Bürger an den Staatsverhältnissen ersieht man schon daraus, daß allein in Jena damals eine Reihe von freisinnigen Blättern ins Leben gerufen wurde, wie Okens Isis und Ludens Nemesis, des deutschen Burschen fliegende Blätter von Fries und der Volksfreund von Wieland. „Die Zeitungen

1) Trotz der Förderung, die ihnen Friedrich der Große angedeihen ließ, von dem der Ausspruch bekannt ist: „Gazetten müssen nicht geniret werden."

wuchsen", wie Professor Oken einem Freunde schrieb, „gleich Pilzen aus der Erde." Doch liefen bald von verschiedenen Bundesstaaten, namentlich Österreich, Beschwerden über das Jenenser Treiben bei der Weimarischen Regierung ein; besonders waren Metternich und seine freiheitsfeindlichen Gesinnungsgenossen entrüstet über die Offenheit, mit der Zustände des Reiches gegeißelt wurden. Und als vollends der russische Staatsrat Kotzebue 1819 von dem fanatischen Jenaer Studenten Sand ermordet wurde, kamen Bundestagsbeschlüsse zustande, die den Untergang der am Ende des 18. Jahrhunderts erworbenen Preßfreiheit und damit auch der meisten liberalen Zeitungen herbeiführten.

Erst als nach der Julirevolution von 1830 wieder ein Hauch größerer Freiheit über die deutschen Fluren wehte, traten die politischen Blätter abermals bedeutsam hervor. Denn einmal gründete man manche neue wie die deutsche Tribüne, das bayrische Volksblatt, den Freisinnigen, und sodann wurden im Preßwesen Einrichtungen geschaffen, die es mit rascheren Schritten zur Entwickelung brachten. Denn jetzt trat das Feuilleton mehr in den Vordergrund, das um das Jahr 1800 in Frankreich aufgekommen war und zunächst Besprechungen von Theaterstücken und Büchern, Reiseberichte und Verwandtes, schließlich aber auch Romane und Novellen enthielt; ferner wurde das Anekdotenhafte, das bisher noch vielfach in den Blättern geherrscht hatte, sehr zurückgedrängt und die Abhängigkeit des Inhalts von französischen Zeitungen wesentlich geringer, da man sich selbständiger fühlte und mehr auf eigene Füße stellte. Hauptsächlich aber trat der Parteistandpunkt der Zeitungen stärker hervor, und infolgedessen fanden die Leitartikel allgemeinere Aufnahme. Denn wie ein jeder in seinem Journale die politischen Ansichten von sich und seinen Genossen ausgesprochen zu sehen wünschte, so glaubte er auch, man müsse durch Aufsätze von einer bestimmten Färbung auf das Volk einzuwirken suchen. Mit dem Aufkommen der neuen Verkehrsmittel vollends, welche die Zeitung sofort in ihre Dienste nahm, wuchs diese ganz gewaltig. Bei der Umsturzbewegung von 1848 stand sie bereits im Vordertreffen des öffentlichen Lebens; daher wurden in den Jahren 1847—1850 in Deutschland 66 Blätter gegründet, ja, jetzt tauchten ganz neue Gattungen derselben auf, z. B. solche, die den politischen Witz pflegten, wie der Berliner Kladderadatsch und der Wiener Kikeriki.

Zur gegenwärtigen Blüte aber wurde die Presse namentlich durch drei Dinge gebracht, die Korrespondenzen, den Telegraphen

und das Telephon. 1832 richtete ein Deutscher in Paris die Correspondance Garnier ein, die für 4800 Mark ein Jahr lang lithographierte Nachrichten an Redaktionen versandte; damals bestanden aber wohl auch in Deutschland schon einzelne diesem Zwecke dienende Bureaus; denn sonst würde sich nicht der Bundestag veranlaßt gesehen haben, gegen sie dieselben Überwachungsmaßregeln anzuordnen wie gegen gedruckte Bücher. Große Bedeutung erlangten jedoch die Institute erst seit 1848; ja, fortan finden wir sie in verschiedenen europäischen Hauptstädten; in Brüssel traten sie sogleich, in London 1850 ins Leben; in Berlin errichtete Wolff 1849 eine gleiche Anstalt, die allerdings zunächst nur Börsenberichte lieferte und diesen die eingegangenen Neuigkeiten hinzufügte, aber 1865 auch die Landtagsverhandlungen u. a. aufnahm. Bald gab man ganze lithographisch hergestellte Zeitungen zur Benutzung für die Tagespresse heraus, die Politisches und Wirtschaftliches, merkwürdige Vorgänge und neue Börsenpreise (Kurse), kurz alles, was die Blätter brauchten, für den monatlichen Betrag von 20—60 Mark an die Redaktionen schickten. Selbst die Regierungen suchten nach und nach engere Fühlung mit der Presse zu gewinnen und schufen sich eigene Preßbureaus, häufig in mehreren Abteilungen, für innere und für äußere Angelegenheiten; in ihnen wurden Artikel verfaßt, welche man an hervorragende Zeitungen des In- und Auslandes schickte, um die öffentliche Meinung in dem gewünschten Sinne zu beeinflussen; auch hatten sie die Aufgabe, die tonangebenden Blätter im Auge zu behalten, etwaige Angriffe zurückzuweisen und schiefe Angaben oder unwahre Mitteilungen richtig zu stellen. Überdies wurden von den Regierungen ab und zu ganze Zeitungen gekauft, die ihre Ansichten zur Geltung bringen sollten, z. B. 1866 von Preußen das Frankfurter Tageblatt, das seitdem unter dem Namen Frankfurter Presse erschien. Sie hießen zum Unterschiede von den offiziellen, die sich offen als Regierungsblätter bekannten, die offiziösen.

Ebenso wichtig wie die Korrespondenzen waren die Drahtmeldungen; und doch kostete es anfangs Mühe, die Redakteure zum Abdruck von Depeschen zu veranlassen, weil das Vorurteil eingewurzelt war, daß telegraphische Neuigkeiten meist erlogen seien, und es überdies viele unangenehm berührte, Meldungen mit dem gleichen Wortlaute wie andere Blätter zu bringen. Nach großen Anstrengungen und Geldopfern gelang es einem Deutschen, dem Kurhessen Reuter aus Kassel, die Neuerung in London durchzusetzen.

In Aachen, dem Endpunkte der ersten Berliner Drahtleitung, faßte er 1849[1]) den Plan zu seinem Unternehmen, für Zeitungen und Bankgeschäfte Depeschen zu vermitteln, ja er richtete, um die Pariser und Londoner Nachrichten schneller zu erhalten, eine Brieftaubenpost nach Brüssel ein. Bald jedoch (1851) siedelte er nach der Hauptstadt Englands über, weil er die Wichtigkeit dieses Welthandelsplatzes für den telegraphischen Verkehr sofort erkannte. Doch alle Anerbietungen, die er dort den Redaktionen machte, blieben erfolglos, bis er sich endlich dazu entschloß, einen Monat lang die eingehenden Drahtberichte den Londoner Zeitungen umsonst zuzustellen. Dieses Mittel wirkte. Denn bald überzeugte man sich, daß die gemeldeten Vorfälle nicht aus der Luft gegriffen waren, sondern auf Wahrheit beruhten, und so wurde eine Zeitung nach der anderen für das neue Unternehmen gewonnen. Reuter selbst aber dehnte seine Verbindungen in kurzer Zeit nach allen Richtungen aus, gründete in allen Erdteilen Zweigbureaus, schickte Berichterstatter auf Kriegsschauplätze, z. B. 1859 nach Oberitalien, und richtete eigene Telegraphenlinien oder Kurierdienste ein. So hatte sich ein „blinder Hesse" einmal als sehr weitsichtiger Mann gezeigt.

In Berlin gründete 1855 der schon genannte Wolff eine Telegraphenagentur, die 1865 in eine Aktiengesellschaft umgewandelt wurde. Nach und nach nahmen die Eilberichte größeren Umfang an; schon 1866 finden wir in den Zeitungen solche von 30—40 Zeilen; ja damals begann man in England und Amerika bereits ganze Reden, zum Teil von großer Länge, auf dem Drahtwege zu befördern; z. B. umfaßte eine Thronrede der Königin Viktoria, die man 1873 von London aus telegraphisch verbreitete, 858 Wörter. Natürlich druckten kleine Blätter die Depeschen einfach aus den größeren ab, weil sie nicht die Mittel besaßen, sie für ihre Rechnung direkt zu beschaffen; die großen aber gingen bald dazu über, sich eigene Drähte ganz oder auf bestimmte Stunden zu mieten.

In neuester Zeit genügt nicht einmal mehr das Telegraphieren, sondern man hat zum Nachrichtendienst auch den Fernsprecher mit herangezogen, der 1860 von Philipp Reis in Frankfurt a. M. erfunden und 1876 von Graham Bell in Boston wesentlich vervollkommnet wurde. Schon ein Jahr darauf (1877) konnte die erste telephonische Verbindung in Berlin eingerichtet und ein Fern-

1) Das erste Zeitungstelegramm brachte die „Kölnische Zeitung" in ihrer Nummer vom 5. Oktober 1849.

sprechamt für den öffentlichen Verkehr in Betrieb gesetzt werden. 1888 betrug die Zahl der in Deutschland vermittelten Gespräche 141 Millionen, 1899 574 Millionen. Natürlich haben sich die großen Zeitungen angelegen sein lassen, eigene Verbindungen zu erhalten; daher ist es kein Wunder, daß sie so schnell in den Besitz aller neuen Nachrichten gelangen.

Aus alledem geht hervor, daß die Zeitungen einmal durch die Revolutionen von 1789, 1830 und 1848 mit den dadurch verbreiteten freiheitlichen Bestrebungen und sodann durch den Aufschwung des Handels und Verkehrs mit den dadurch herbeigeführten Verbesserungen im Nachrichtendienst zur Blüte gebracht worden sind. Rechnet man dazu die Erstarkung des Nationalgefühls, die durch das siegreiche Vorgehen Preußens, die Gründung des Norddeutschen Bundes und des Deutschen Reiches mächtig gefördert wurde, und das infolge davon zunehmende Interesse für die Staatsangelegenheiten, so wird man begreifen, daß sich die Presse jetzt zu einer Großmacht entwickelt hat gleich dem Gelde, welches den Weltmarkt beherrscht. Bezeichnend ist in dieser Hinsicht die Äußerung, die ein hervorragender Geistlicher, Bischof Ketteler von Mainz, auf die Frage, was der Apostel Paulus wohl anfangen würde, wenn er heute seines Amtes zu walten hätte, getan haben soll: „Er würde eine Zeitung gründen." In der Tat sind die Tagesblätter die wichtigsten Träger der neueren Kultur geworden. In allen Familien trifft man sie an, sie bilden oft den einzigen Lesestoff, der neben Bibel, Gesangbuch und Kalender in den Wohnungen von Kleinbauern und Arbeitern vorhanden ist. Sie wirken daher aufklärend, verbreiten Wissen, indem sie die Ergebnisse der Denkarbeit führender Geister an die große Masse übermitteln, und helfen erziehen. Sie sind das öffentliche Gewissen, da sie menschliche Handlungen dem Urteil der Gesamtheit unterbreiten. Erst bloß referierend[1]), wirken sie jetzt auch kritisch und agitatorisch. Infolge davon haben diejenigen, die ihnen früher feind waren, sie zuerst fürchten und dann sich ihrer bedienen lernen. Die Behörde kann ihrer jetzt so wenig entraten als der Privatmann, die Kaufleute so wenig als die Handwerker; den größten Nutzen aber gewähren sie der Börse, die sich ohne sie überhaupt nicht denken läßt.

Freilich hat die Presse auch ihre Schattenseiten. Denn sie hintergeht oft ihre Leser oder leitet sie irre. Manches verschweigt sie,

1) Noch 1695 äußerte sich Kaspar von Stieler in seinem Werk Zeitungslust und -Nutz, die Journalschreiber hätten sich jegliches Urteils über die politischen Dinge zu enthalten.

weil es der Partei, die sie vertritt, nicht angenehm ist, anderes entstellt oder färbt sie nach dem Wunsche der Männer, in deren Dienste sie steht. Um den Gegnern zu schaden, sucht sie kleine Dinge aufzubauschen oder wichtigere Vorkommnisse abzuschwächen; um großen Bankfirmen zu nützen, preist sie minderwertige Papiere an, bei deren Umsatz wohl der Bankherr gewinnt, aber der kleine Mann oft große Verluste erleidet. Ein anderer Übelstand der modernen Zeitungen ist die Flüchtigkeit, mit der die Leitartikel auf das Papier geworfen werden. Bei der Raschheit nämlich, mit der in unserer schnellebigen Zeit alle Neuigkeiten veröffentlicht und besprochen werden müssen, ist es nicht anders möglich, als daß die Sprache dabei oft arg gemißhandelt wird. Zum Feilen und Glätten des Ausdrucks kommt es selten; wenn kaum die Tinte getrocknet ist, wandert das Manuskript in die Druckerei; zum nochmaligen Überdenken und Durcharbeiten fehlt die Zeit; denn jede Minute muß ausgenutzt werden. Daher sind schiefe Gedanken und falsche Konstruktionen an der Tagesordnung; Flüchtigkeiten im Ausdruck, in der Wortstellung und im Gebrauch der Satzzeichen laufen häufig unter, Fremdwörter, die leicht zu vermeiden wären, machen sich an Stelle von gut deutschen Bezeichnungen breit. Das schlimmste aber ist, daß derartige Artikel oft in alle möglichen Blätter übergehen und so das Sprachgefühl der Menge in übler Weise beeinflussen.

Als ein Krebsschaden des deutschen Zeitungswesens im besonderen kann es bezeichnet werden, daß wir an einer übergroßen Zahl von Blättern leiden; denn jede kleine Stadt will jetzt ihr eigenes Organ haben und darin ihre eigensten Angelegenheiten besprochen sehen. Dadurch wird aber den größeren Journalen Abbruch getan und die Möglichkeit genommen, so viel zu ihrer Vervollkommnung zu tun, als sie wollen. In Berlin allein werden gegenwärtig etwa 700 verschiedene Zeitungen und Zeitschriften herausgegeben, die Gesamtzahl der in Deutschland erscheinenden Blätter aber ist von etwa 300 im Jahre 1820 auf 948 im Jahre 1871, auf 2337 im Jahre 1881 und auf etwa 9000 im Jahre 1906 gestiegen. Dazu kommt die große Zersplitterung, die durch Sonderinteressen herbeigeführt worden ist. Seit den Zeiten des Kulturkampfes ist die Summe der katholischen Organe 1908 auf 439[1]), seit der Tätigkeit von Lassalle

1) In Preußen erscheinen 270, in Bayern 93, in Baden 32, in Württemberg 21.

und Marx für das Wohl der arbeitenden Klassen die Ziffer der sozialdemokratischen auf 130 angewachsen. Und wie zahlreiche Fachzeitungen sind nicht im Laufe der letzten Jahrzehnte entstanden! Kein Wunder, daß in unserem Vaterlande etwa 2700 Zeitungen mehr als in England, 4700 mehr als in Österreich erscheinen. Wenn daher das 1885 durch O. v. Forckenbeck gegründete Zeitungsmuseum in Aachen von jedem in Deutschland gelesenen Blatte auch nur einen Jahrgang erwürbe, wie reichhaltig würde dann schon die Sammlung werden!

Im engsten Zusammenhange mit dieser bunten Vielheit steht die verhältnismäßig geringe Zahl von Lesern, die unsere großen Journale haben. Die französischen und englischen Zeitungen weisen deren viel mehr auf. Schon Mitte der siebziger Jahre zählte der Daily Telegraph 170 000 Abnehmer, der Standard 140 000, das Echo 80 000, die Times 70 000[1]); das Pariser Petit Journal aber wird zurzeit von mehr als einer Million Menschen gelesen. Bei uns haben fast nur diejenigen Blätter eine ansehnliche Auflage zu verzeichnen, die durch ihre Anzeigen Angebot und Nachfrage vermitteln und mehr wegen der Inserate als wegen ihres politischen Inhalts gelesen werden, d. h. die Generalanzeiger. So hatte im Jahre 1900 der Berliner Lokalanzeiger 210 000 Abonnenten (1901 235 000), der Breslauer Generalanzeiger 103 500, der Frankfurter 83 000, der Hamburger 82 500. Von den übrigen deutschen Blättern sind wohl die gelesensten die Berliner Morgenzeitung mit 150 000, die Münchener Neuesten Nachrichten mit 85 000 und die Deutsche Warte mit 82 000 Abonnenten. Andere bleiben meist hinter diesen Ziffern zurück.

Auch sonst lassen sich nennenswerte Unterschiede im Zeitungswesen zwischen Deutschland und anderen Ländern feststellen. In den französischen Journalen werden laut Staatsgesetz vom Jahre 1850 die Aufsätze politischen, religiösen und philosophischen Inhalts mit den Namen der Verfasser unterzeichnet; oft geschieht dies auch in England, bei uns aber ziemlich selten, offenbar zum Nachteile der Presse. Denn jeder, der mit seinem Namen hervortritt, gibt sich unwillkürlich mehr Mühe, nach Inhalt und Form Vortreffliches zu bieten. Das ist auch einer von den Gründen, weshalb die französischen Leitartikel die unsrigen häufig an Gewandtheit der

1) In Amerika zählt The Sun 200 000 Abonnenten, ebenso eine beträchtliche Zahl World, New York Herald, New York Tribune und die (deutsche) New Yorker Staatszeitung.

Darstellung und Übersichtlichkeit der Anordnung übertreffen, wiewohl zugegeben werden muß, daß uns unsere westlichen Nachbarn bei ihrem angeborenen Sinn für schöne Form auf diesem Gebiete schon an und für sich überlegen sind. Ein weiterer Unterschied liegt in der Art des Bezugs. Während man in Deutschland gewöhnlich ein festes Abonnement auf ein Vierteljahr eingeht, werden in Paris und London die Zeitungen meist nummernweise auf den Straßen verkauft, das Stück für 5—10 Pfennige, wobei die Möglichkeit gegeben ist, heute dieses, morgen jenes Blatt zu lesen.

Ferner ist bei uns, die wir ruhiger sind als die leicht erregbaren Franzosen und weniger auf Gewinn bedacht als das Handelsvolk der Engländer, die Lesewut nicht entfernt so groß als bei diesen Nationen. So hat sich der Schriftsteller Julius Rodenberg in den sechziger Jahren über die Londoner Verhältnisse etwa folgendermaßen geäußert: „Wohin man sieht in London, man sieht Zeitungen. Man sieht sie in den Läden der News-vendors (Zeitungsverkäufer) hängen, man sieht sie die Fenster zahlloser Kaufhäuser dekorieren, man sieht sie vom Dache jedes Omnibus herabwehen und man sieht sie auseinandergebreitet im Innern eines jeden Cabs (Kabriolett). Es gibt in ganz London keinen des Lesens kundigen Menschen, den man nicht zu irgendeiner Stunde des Tages, sei es im Hause oder auf der Straße, im Wagen oder auf dem Dampfschiffe irgendeine Zeitung durchfliegen oder studieren sähe. Man kauft sie vom Zeitungsjungen für einen Groschen und stellt sich dann mitten auf das Trottoir, wie ein Eisbrecher, an dem sich die Woge der Menschenmenge spaltet, um die Neuigkeiten zu ergründen. Es ist keine Frage, daß in England mehr gelesen wird als in Deutschland, nicht bloß verhältnismäßig, sondern absolut, d. h. auf jeden einzelnen Mann kommt in London durchschnittlich mehr als auf jeden einzelnen Mann z. B. in Berlin."

Endlich erscheinen die großen Journale der genannten Länder in der Regel nur einmal täglich, bei uns aber werden verschiedene (z. B. die Kölnische, die Schlesische und die Frankfurter Zeitung) dreimal, andere, wie die meisten Berliner (z. B. die Nationalzeitung, die Vossische Zeitung, die Germania), aber auch die Münchener Allgemeine, die Königsberger Hartungsche Zeitung, der Hannoversche Kurier, die Hamburger Nachrichten usw. zweimal täglich herausgegeben.[1])

1) Einzelne deutsche Blätter haben infolge von zahlreichen Inseraten größeren Umfang, so die „Leipziger Neuesten Nachrichten", namentlich Sonntags; z. B. hat die Nummer vom 28. November 1909

Dafür haben die leitenden Organe des Auslandes, namentlich Englands und Amerikas, in der Regel einen größeren Umfang. Die Times z. B., welche 1785 begründet wurde und damals auf vier Seiten zu je vier Spalten erschien, hatte am 21. Juni 1861 24 Seiten zu je sechs Spalten und am 6. August 1898 18 Seiten mit gleicher Spaltenzahl. Anfang des 19. Jahrhunderts zählte jede Nummer etwa 150 Annoncen, seit 1860 oft über 4000.

Hatten wir es bisher fast nur mit politischen Blättern zu tun, so gilt es nun auch noch einen Blick auf die wissenschaftlichen Zeitschriften und die periodische Unterhaltungsliteratur zu werfen. Jene sind ein Erzeugnis des 17. Jahrhunderts; zu den frühesten gehören die Leipziger Acta eruditorum (Zeitung für Gebildete), die 1682—1776 erschienen. Doch haben sich nur außerordentlich wenige von diesen älteren Gründungen zu behaupten vermocht wie die Göttinger Gelehrten Anzeigen (seit 1753), welche die 1739—1752 erschienenen Göttingischen Zeitungen von gelehrten Sachen ersetzen sollten. Bald hatte eine ganze Reihe von Gelehrtensitzen ihre besonderen Blätter, in denen die neuesten Erscheinungen der Literatur besprochen und die Fortschritte der Wissenschaft verfolgt wurden. Besonders die Universitätsstädte, Halle, Erlangen, Jena, Heidelberg, München und Wien taten sich in dieser Hinsicht hervor, und wenn auch manches von den neuen Organen nur wenige Jahre bestanden hat, so ist doch ihr Nutzen nicht zu unterschätzen. Denn sie haben durch ihre Unparteilichkeit und Gründlichkeit dem geistigen Leben der Zeit große Dienste geleistet. Wurde in ihnen die Wissenschaft stärker betont, so trat in anderen die schöne Literatur mehr in den Vordergrund, z. B. in den verschiedenen Zeitschriften, die von Dichtern wie Lessing (Literaturbriefe), Schiller (Horen und Musenalmanach) u. a. herausgegeben wurden. Manche Dichterschulen hatten ihre eigenen Blätter, in denen sie ihre Ansichten erörterten und gegen die abweichenden Meinungen anderer vertraten, z. B. der Leipziger Dichterkreis die sogenannten Bremer Beiträge und die Romantiker das Athenäum.

Unter den periodischen Erzeugnissen, die für die große Masse veröffentlicht wurden, nahmen lange Zeit die Kalender[1]) und Alma-

68 Seiten, und zwar außer dem Hauptblatt 16 Beilagen und etwa 50 Seiten Annoncen und überdies vier von verschiedenen Geschäften beigegebene Prospekte als Sonderbeilagen.

1) Vgl. W. Uhl, Unser Kalender und seine Entwicklung von den ältesten Anfängen bis heute. Paderborn, Schöning, 1893.

nache den wichtigsten Platz ein. Sie waren beide schon um die Mitte des 15. Jahrhunderts vorhanden und wurden anfangs auf Holztafeln gedruckt; doch erschienen sie erst über 50 Jahre später regelmäßig.[1]) Hatte man sich ursprünglich damit begnügt, die Monate und Tage darin zu verzeichnen, so nahm man allmählich noch anderen Stoff auf, besonders Messen und Märkte, Angaben darüber, wann gebadet und zur Ader gelassen werden solle, Gedichte, Anekdoten, Novellen und kleinere Erzählungen. Seit Anfang des 18. Jahrhunderts treten die moralischen Wochenschriften bedeutsam hervor, die nach englischem Muster (Spectator, Guardian) gegründet wurden. So erschien von 1713 an in Hamburg der „Vernünftler" und von 1724 an der „Patriot", der bereits im ersten Jahre seines Bestehens 4500 Abonnenten hatte.[2]) Seit etwa 1810 trat die Neigung, unterhaltenden und belehrenden Stoff zu bieten, immer entschiedener hervor. Überhaupt war damals das Bestreben, Belletristisches zu lesen, außerordentlich groß, ja, die Jahre 1820—1840 zeigten eine Blüte der Unterhaltungsliteratur, wie sie erst in unserem Jahrzehnt wieder erreicht worden ist. Die Blätter dieser Richtung schossen üppig auf, gleichwie auch damals zahlreiche Romane in Buchform erschienen. Dabei hatte man Zeitschriften für die „elegante Welt" und für das Volk. Zu den letzteren gehört u. a. das 1833 gegründete Leipziger Pfennigmagazin, das zum ersten Male in Deutschland Holzschnitte enthielt. Später betraten auch andere den so gebahnten Pfad und legten bald das Hauptgewicht auf die Abbildungen wie die 1843 von Weber ins Leben gerufene „Illustrierte Zeitung", bald auf den Text wie die „Gartenlaube" (1853) oder das „Daheim" (1864). Ja, diese Zeitschriften erlangten oft eine Leserzahl, die man kaum für möglich gehalten hätte, z. B. wurde die Gartenlaube 1873 in einer Auflage von 460 000 Exemplaren hergestellt; um dieselbe Zeit wiesen „Über Land und Meer" (gegründet 1858), die „Illustrierte Welt" (gegründet 1853) und einige andere Wochenschriften eine Leserzahl von etwa 150 000, das Modeblatt Bazar 140 000, das Daheim 80 000 Abonnenten auf. Jetzt hat ihnen allen „Die Woche" den Rang abgelaufen, die 1901 in 410 000 Exemplaren hergestellt wurde.

1) Der älteste in der kaiserl. Bibliothek zu Wien befindliche Kalender ist im Jahre 1439 berechnet und wahrscheinlich 1465 in Holz geschnitten.

2) Vgl. K. Jacoby, Die ersten moralischen Wochenschriften Hamburgs. Hamburg 1888.

Es kann nicht unsere Absicht sein, die umfangreiche Literatur der periodischen Blätter unseres Vaterlandes genau zu durchmustern, ja, es würde zu weit führen, wollten wir hier nur alle Titel verzeichnen. Wir müssen uns damit begnügen hervorzuheben, daß Deutschland die meisten illustrierten und nichtillustrierten Zeitschriften unter allen Ländern der Welt herausgibt, und sodann, daß man sich im Laufe der letzten fünfzig Jahre entsprechend den immer mehr ins einzelne dringenden Bestrebungen der Wissenschaft und den immer weiter auseinandergehenden Interessen der Menschen vor allem auf das Besondere geworfen hat. Zwar gibt es noch mehrere Organe, in denen alle wissenschaftlichen Fächer gleichmäßig berücksichtigt werden wie Zarncke's Literarisches Zentralblatt (1850); zwar beschäftigen sich auch die für größere Kreise berechneten Blätter wie die Grenzboten (1842), die Gegenwart (1848), die Preußischen Jahrbücher (1858) ebenso mit Fragen der Politik und Wirtschaftslehre wie mit solchen der Kunst und Wissenschaft; aber im übrigen ist der Grundsatz der Teilung so durchgeführt, daß jedes Forschungsgebiet seine eigenen Blätter zur Verfügung hat, ja, daß in diesen noch die einzelnen Richtungen der Forscher und die verschiedenen Zweige des Fachs vertreten sind. Da gibt es Zeitschriften für Geschichte, klassische Philologie, neuere Sprachen, Erziehungslehre, Philosophie usf. Weil es aber bei der Unmenge von kleineren Artikeln, die überall umher verstreut sind, ziemlich schwer fällt, die neuesten Veröffentlichungen über einen Gegenstand richtig zu überblicken, haben sich in den letzten Jahrzehnten Jahresberichte nötig gemacht, in denen mit übersichtlicher Anordnung zusammengestellt wird, was innerhalb eines Jahres in den Blättern behandelt worden ist. Und wenn man bedenkt, daß es Anfang der siebziger Jahre schon achtzig landwirtschaftliche und siebzig gewerbliche Blätter in unserem Vaterlande gab, daß damals schon 28 Modezeitungen, 23 Organe für Baukunst, 20 für Forst- und Jagdwesen, 20 für Handel, 8 für Bergbau, 7 für Bienenzucht, 5 für Weinbau usf. erschienen, sowie daß in den letzten Jahrzehnten fast jedes Handwerk eine oder mehrere besondere Zeitschriften für sich geschaffen hat, also jetzt Schuhmacher-, Fleischer-, Kürschner- und andere Zeitungen erscheinen, so wird man zugeben, daß ein charakteristisches Zeichen unserer Zeit das Trennen und Sondern, die Pflege der Spezialitäten ist.

5. Inschriften.

Die inschriftlichen Aufzeichnungen spielten im Altertum eine weit größere Rolle als in der Neuzeit. Denn damals meißelte man vielfach in Stein oder ritzte in Metall und stellte so öffentlich aus, was heutigen Tages durch die Zeitungen zur allgemeinen Kenntnis gebracht oder in Bücher eingetragen und von Behörden aufbewahrt wird, wie Gesetze und Erlasse der Regierungen, Verträge, Beschlüsse gesetzgebender Körperschaften, Berichte von Beamten oder Kaufkontrakte, Schenkungen und Abmachungen anderer Art. Jene nennen wir Staats-, diese Privaturkunden. So haben die Herrscher und die Großen Mesopotamiens und des Nillandes gleichermaßen wie die Staatsmänner Griechenlands und Roms den Untertanen alle wichtigen Verordnungen in der Weise mitgeteilt, daß sie sie an wichtigen Orten des Reiches, womöglich an mehreren Stellen, ausstellen ließen.

Dabei wurde immer auf die verschiedenen Hauptsprachen, welche die Bewohner des Landes sprachen, Rücksicht genommen. Deshalb sind die Inschriften der persischen Könige gewöhnlich babylonisch und persisch, die der Ägypter hieratisch (in Priesterschrift), demotisch (in Volksschrift) und griechisch abgefaßt. Das gilt z. B. von dem berühmten Basaltsteine, der 1799 während des ägyptischen Feldzuges der Franzosen in Rosette entdeckt, dann von den Engländern erbeutet und nach London gebracht worden ist. Da er den Anlaß zur Entzifferung der Hieroglyphen gegeben hat, so verdient er hier ausführlich besprochen zu werden, wobei bemerkt werden muß, daß er von der ägyptischen Priesterschaft dem jungen Könige Ptolemäus Epiphanes im neunten Jahre seiner Regierung 197 v. Chr. als Auszeichnung für die zahlreichen den Tempeln des Landes erwiesenen Wohltaten gesetzt worden ist. Die darauf stehende Inschrift lautet: „Unter der Regierung des jungen Königs, der die Herrschaft von seinem Vater übernommen hat, des Herrn der Diademe, des ruhmesgroßen, der Ägypten aufgerichtet hat und fromm gegen die Götter ist, des Siegers über seine Feinde, der das Leben der Menschen wiederherstellt, des Herrn der dreißigjährigen Festperioden gleich dem großen Ptah (Hephäst), der wie Ra (Helios, Sonnengott) regiert als großer König über die oberen und unteren Lande, des Abkömmlings der göttlichen Philopatoren, den Ptah auserwählt, dem Ra den Sieg verliehen, des lebenden Abbildes des Zeus, des Sohnes des Helios Ptolemäus, des ewig lebenden,

von Hephäst geliebten . . .; die Erzpriester und die Propheten und die ins Allerheiligste zur Bekleidung der Götter gehenden und die Pterophoren (mit der Abfassung der heiligen Schriften betrauten Schreiber) und das Kollegium des Schrifthauses (die Hierogrammateis) und alle anderen Priester, die aus den Tempeln des Landes nach Memphis gekommen zum König beim Feste der Übernahme des Königreichs des Ptolemäus, des ewig lebenden, von Ptah geliebten, des Gottes Epiphanes-Eucharistos, welches er übernommen hat an Stelle seines Vaters, versammelten sich im Tempel von Memphis und sprachen an diesem Tage: Dieses Dekret möge auf eine Säule von hartem Stein in der heiligen, landesüblichen und griechischen Schrift aufgezeichnet und in jedem Tempel der ersten, zweiten und dritten Ordnung neben dem Bildnis des ewig lebenden Königs aufgestellt werden."

Weit großartiger aber als diese Tafel sind die Rieseninschriften, welche orientalische Herrscher in den Wänden ihrer Paläste oder der Göttertempel, auf Säulen und Standbildern, in Grabgemächern und an Felswänden oft in gewaltiger Höhe haben einmeißeln lassen: Verzeichnisse der Könige, Aufzählung ihrer Taten, die meist ziemlich ausführlich gehalten sind und mit allerhand Bildern veranschaulicht werden, sowie anderes mehr. Z. B. hat König Darius I. von Persien (521—485) auf einer 550 m hohen, senkrecht abfallenden Marmorwand bei Behistân (Bagistana) an der alten Heerstraße von Babylon nach Egbatana in einer Höhe von 100 m über der Talebene eine aus 400 Zeilen bestehende Inschrift anbringen lassen, in der er über die Siege Bericht erstattet, die er in den ersten Jahren seiner Regierung über die Rebellen seines Reiches erfochten hat. Dabei werden die unterworfenen Völker namhaft gemacht und auch die Vorgeschichte des Aufstandes eingehend behandelt. Daneben ist dargestellt, wie der König, von zwei Kriegern begleitet, über die Besiegten Gericht hält, den Fuß auf Gaumata (Smerdis) setzt und die übrigen Aufrührer, die gefesselt auf ihn zukommen, aburteilt.

Auf anderen Inschriften, z. B. einer aus neun Kolumnen bestehenden, im East-Indiahouse zu London befindlichen gibt König Nebukadnezar von Babylon über alle wichtigen Bauwerke Auskunft, die während seiner Regierung ausgeführt worden sind, und auf den 1881 unweit Beirut gefundenen Keilschrifttexten erstattet derselbe König über die von ihm vorgenommenen Kanalisationsarbeiten Bericht. Oft sind diese Inschriften von bedeutsamem Um-

fange; so bedeckt eine am Ostabhange des Libanon 1883 aufgefundene eine Fläche von 580 m Länge und 3 m Höhe. Und wer die Prunkinschriften des Königs Thutmes III. auf seinen Prachtbauten im oberägyptischen Theben betrachtet oder die ausgedehnten Aufzeichnungen durchmustert, welche die Wände des Tempels von Edfu zieren, oder auch nur einen Gang durch die orientalischen Altertümer des Britischen Museums und des Louvres unternimmt, der erstaunt über die Beharrlichkeit und den Fleiß, womit diese Millionen von Schriftzeichen eingemeißelt sind, und muß sich sagen, daß sie gleich den Riesenwerken der Pyramiden und Sphinxe nur in Ländern ausgeführt werden konnten, wo Tausende von Menschen dem Herrscher bequem und billig zur Verfügung standen.

In viel bescheideneren Formen treten solche Inschriften bei den Griechen und Römern auf. So wissen wir, daß dem Testamente des Kaisers Augustus drei Urkunden beigegeben waren, von denen die dritte eine Übersicht über seine hervorragendsten Unternehmungen vom ersten Erscheinen in der Öffentlichkeit an bis zu seinem Tode gibt, d. h. über Gesetze und Verordnungen, empfangene Würden und Auszeichnungen, gemachte Schenkungen und Stiftungen, Eroberungen und Gebietserweiterungen, ausgeführte Bauwerke und Schaustellungen. Eine Kopie der bei seinem Grabmal aufgestellten, auf Bronze eingegrabenen Inschrift hat sich im kleinasiatischen Orte Angora erhalten, und nach diesem ist das Grabmal mit dem Namen monumentum Ancyranum benannt worden. Ferner sind mehrere Exemplare eines Erlasses vom Kaiser Diokletian auf uns gekommen, worin Preise für Lebensmittel und Erzeugnisse des Gewerbfleißes, für Arbeitslöhne und Honorare stehen, und 1528 sind in Lyon zwei Bronzetafeln ausgegraben worden mit einer Rede, die Kaiser Claudius über die Erteilung des Bürgerrechts an die Gallier gehalten hat. Auch Staatsverträge und Bündnisse lassen sich noch in großer Zahl nachweisen, so eine zwischen zwei griechischen Städten auf 100 Jahre abgeschlossene Abmachung (Bronzetafel aus dem 6. Jahrhundert v. Chr.) und ein zwischen Rom und der apulischen Gemeinde Bantia bestehender Vertrag, während Rechnungsablegungen von Beamten in den auf der Burg von Athen aufbewahrten zahlreichen Seeurkunden und Steuerlisten der Oberrechnungskammer vorliegen. Endlich mag hier als Beleg für eine religiöse Verordnung die Inschrift Platz finden, die nach Xenophons Angabe auf einer Säule neben dem von ihm gestifteten Artemistempel bei Olympia stand: „Dieser Bezirk ist der Artemis heilig. Wer ihn besitzt und die

Nutznießung hat, der hat jedes Jahr den Zehnten zu weihen und vom Überfluß das Heiligtum zu erhalten. Zuwiderhandelnde wird die Göttin bestrafen."

Daneben sind Privaturkunden aller Art in großer Zahl erhalten, mag es sich nun um Kauf oder Schenkung, Freilassung von Sklaven, Testament oder Ehrung handeln. Sie sind so gut im Morgenlande wie im Abendlande zu belegen. Für jenes bieten ein wichtiges Zeugnis die 1875 für das Britische Museum erworbenen 3000 Tontäfelchen mit den Geschäftsbüchern der babylonischen Firma Egibi (= Jakob), meist Abschlüsse von Käufen und Verträgen, die man, sorgfältig in Tonkrügen verpackt, aufgefunden hat; für dieses die große Menge der Urkunden, die in den Sammelwerken griechischer und römischer Inschriften enthalten sind. Von diesen greife ich hier eine heraus (vgl. die beifolgende griechische Inschrift), welche also lautet: „Die Delphier haben dem Pankrates aus Thuria in Messenien, dem Sohne des Pasiteles, für ihn selbst und seine Nachkommen öffentliche Gastfreundschaft, Vorrecht bei der Befragung des Orakels, Vorsitz bei Beratungen, Schiedsrichteramt, Unverletzbarkeit und gänzliche Freiheit von Abgaben verliehen unter dem Archon Diokles und den Buleuten Damon, Orestes und Charixenos."

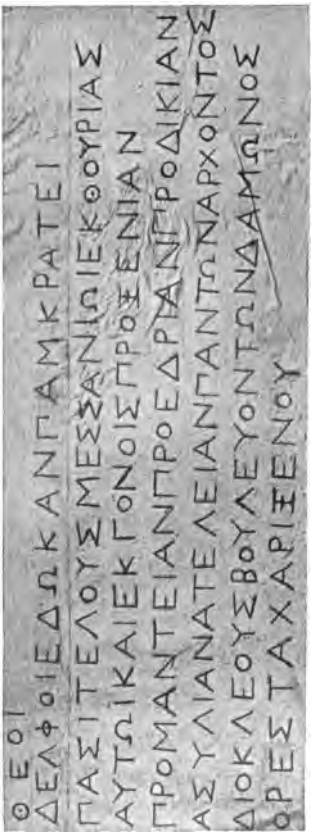


Abb. 23. Griechische Inschrift aus Delphi.

Ebenso zahlreich und mannigfaltig ist die zweite Gruppe der Privataufzeichnungen, die wir auf Gräbern, Ehrendenkmälern und Weihgeräten, und zwar gleichfalls schon in dem schreibseligen

Morgenlande finden. Ich erinnere an die im assyrischen Tempel des Nebo zu Kelach ausgegrabene Statue dieses Gottes, deren Gewand unter den Hüften mit folgender Weihinschrift des Stifters bedeckt ist (vgl. die beifolgende Abbildung der Statue des Nebo): „Dem Nebo, dem starken Gotte, dem Hohen, dem Sohne von Esagila, dem Allwissenden, dem gewaltigen, erhabenen, allmächtigen Sohne des Nukimmut (Gott der Schöpfung), dessen Befehl an erster Stelle gilt, dem Beherrscher der Küste, der die Aufsicht hat über alles im Himmel und auf Erden, der weise ist in allerhand Dingen und ein offenes Ohr hat, der den Schreibgriffel hält, der das Schreibrohr trägt, dem Barmherzigen, dem Entscheider, dem Lieblinge Bels, des Herrn der Herren, dessen Macht ohnegleichen ist, ohne den im Himmel kein Rat gehalten wird, dem Gnädigen, freundlich sich Zuwendenden, der da wohnet zu Ezida in Kelach, dem großen Herrn, seinem Gebieter hat zur Förderung des Lebens des Rammanniraris, des Königs von Assyrien, seines Herrn, und des Lebens der Sammuramat (= Semiramis), der Palastfrau, seiner Herrin, Beltarsiiluma, Statthalter von Kelach, damit er lebe, seine Tage lang seien, seine Jahre sich mehren, damit er Frieden habe, sein Haus und seine Leute von Krankheit verschont bleiben, dies anfertigen lassen und als Geschenk geweiht. Du künftiger Mensch, auf Nebo traue, auf einen anderen Gott nicht!"

Abb. 24.
Statue des Nebo mit Weihinschrift

Nicht minder bedeutsam treten die Grabinschriften des Orients hervor, die teils außen am Felsen (vgl. die folgende Abbildung aus Gizeh in Ägypten) angebracht, teils in den Grabgewölben eingemeißelt sind. So ließ der ägyptische König Sahurre im 3. Jahrtausend v. Chr. seinem Leibarzt Sakkara ein Grabmal errichten und gedachte mit ehrenden Worten der Verdienste, die sich der getreue Mann um das Leben seines Herrn er-

worden; vor allen Dingen aber hat man den Fürsten des Orients prunkvolle Grabstätten erbaut, deren Steine oft mit beredten Worten von ihnen Kunde geben. Selbst das inschriftenarme Gebiet der Phönizier zeigt auf zwei 1855 und 1887 entdeckten Gräbern sidonischer Könige ausführliche Texte.

In Griechenland können wir Grabschriften seit den Perserkriegen überall nachweisen; aber schon lange vorher werden sie üblich gewesen sein, zunächst in Felsen, dann in eigens zurechtgemachte

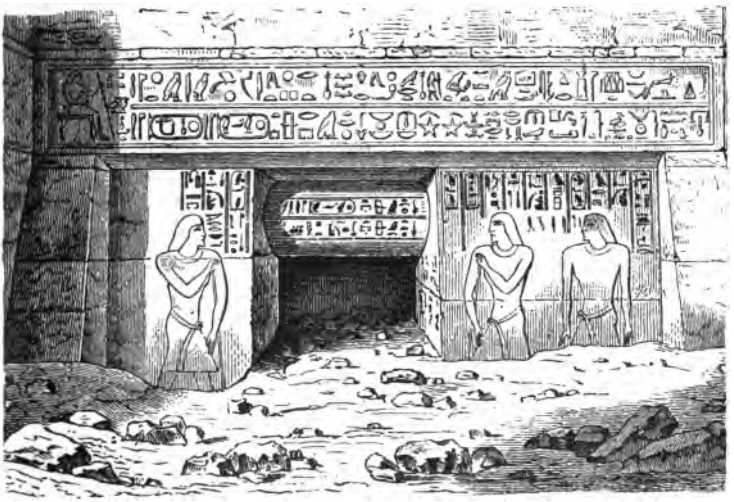


Abb. 25. Felsgrab mit Hieroglyphen.

Steine eingehauen. Anfangs genügte den Griechen der bloße Name des Verstorbenen, später wurde der des Vaters, hier und da auch der des Heimatsortes hinzugefügt. Nach und nach ging man von der ungebundenen Rede zur gebundenen über und pries in Versen kurz die Tugenden des Entschlafenen, wie auf jenem altattischen Steine:

„Für Xenophantus' Gebein erbaute dies Mal Kleobulus;
Ehren wollt' er damit Tugend und wackeren Sinn"[1]),

1) Vgl. W. Janell, Ausgewählte Inschriften, Griechisch und Deutsch, Berlin, Weidmann, S. 133. In Sparta war es schon durch die lykurgische Verfassung verboten, irgend etwas anderes dem Namen auf

oder auf dem viel bekannteren, der den im Thermopylenkampfe Gefallenen gesetzt wurde:

„Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest Uns hier liegen gesehn, wie das Gesetz es befahl."

Und wie darin Simonides mit schlichten Worten die Treue der Spartaner und ihren Gehorsam bis zum Tode verherrlicht, ohne große Lobeserhebungen im einzelnen daran zu knüpfen, so waren die Grabaufschriften in allen griechischen Staaten damals einfach und knapp gehalten; ebenso große Schlichtheit zeigen die Ehreninschriften an Denkmälern, die man zum Ruhme bedeutender Männer auf dem Markte und auf anderen belebten Plätzen griechischer Städte setzte, z. B. in Athen den Tyrannenmördern Harmodius und Aristogeiton schon am Ausgange des 6. Jahrhunderts.

Auch auf italischem Boden hat man sich zunächst damit begnügt, den bloßen Namen des Verewigten, höchstens mit Hinzufügung des Vaters, auf den Sarkophag zu schreiben, so noch im 2. und 3. Jahrhundert v. Chr., aber mit zunehmender Freude an prächtiger Ausstattung der Denkmäler wuchs auch die Menge der Angaben, die für nötig befunden wurden. Überdies folgte man bald dem Beispiele der Griechen, dabei Verse anzuwenden. Man nannte diese Art der Grabschrift n elogium, ein Wort, das in der französischen Form Eloge mit der Bedeutung Lobpreisung zu uns gekommen ist. Denn naturgemäß pflegte man von den Toten nur Gutes zu sagen. Solche elogia weisen die Grabmäler der Scipionen auf, die im Vatikanischen Museum zu Rom gezeigt werden und auf denen außer den mit roter Mennigfarbe geschriebenen Namen die von ihnen bekleideten Ämter und ihre Kriegstaten in gebundener Rede verzeichnet sind; z. B. steht auf dem Sarkophage des L. Cornelius Scipio Barbatus, des Konsuls vom Jahre 298 v. Chr., außer dessen Namen: „Sohn des Gajus, ein tapferer und kluger Mann, dessen Äußeres seiner Tüchtigkeit entsprach. Er war Konsul, Zensor, Ädil, eroberte Taurasia, Cisauna, Samnium, unterwarf ganz Lukanien und führte Geiseln fort" (vgl. die beifolgende Abbildung). Gerade an diesem Grabmal kann man deutlich den Unterschied zwischen dem Brauche Athens und Roms erkennen. Denn obwohl beide in der Blütezeit republikanische Verfassung hatten, so war

dem Grabstein hinzuzufügen als die Bemerkung, daß der Betreffende im Kriege gefallen sei; daher finden wir spartanische Inschriften wie „Taskos im Kriege" oder „Eurybiades der Olympiasieger im Kriege".

doch nur hier, wo die Staatsämter nicht nach dem Lose verliehen wurden, der Staatsgedanke und der politische Ehrgeiz derartig entwickelt, daß man auf dem Stein die verwalteten Staatsämter gewissenhaft verzeichnete.

Ausführlicher wurde der Text der Inschriften, als die Sitte aufkam, die Grabstätten als geweihte Spenden an die göttlich verehrten Geister der Verstorbenen (Manen) aufzufassen; jetzt wurde oft eine ganze, wenn auch gedrängte Lebensbeschreibung des Dahingeschiedenen in den Stein eingegraben, daher auch die Verwandtschaftsverhältnisse eingehend erörtert, die Todesart erwähnt, usw. Sogar Testamente, Leichenreden oder Teile davon findet man in dieser Weise verewigt. So nahmen die Grabinschriften schließlich einen großen Umfang an. Ähnlich war der Verlauf bei den Ahnenbildern und Stammbäumen, mochten diese nun im

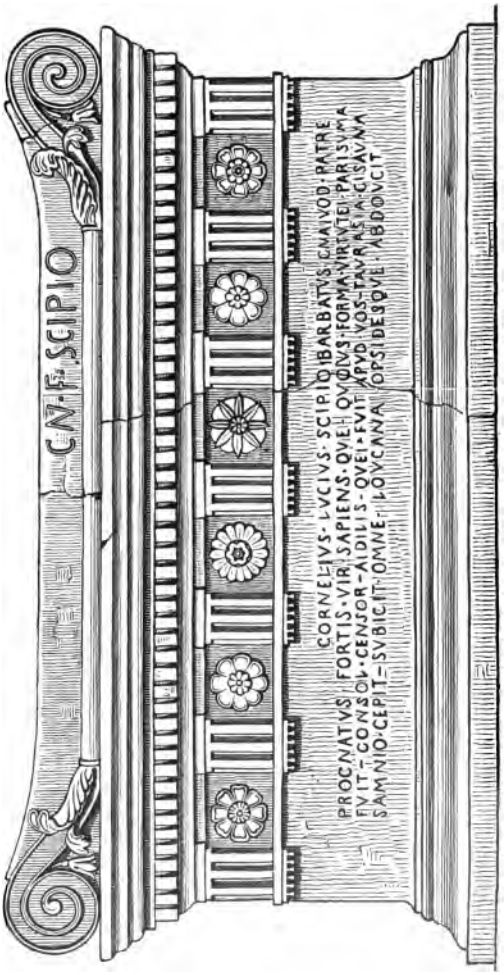


Abb. 26. Sarkophag des L. Cornelius Scipio Barbatus mit Grabinschrift.

Wohnzimmer des römischen Hauses aufgestellt werden oder in einem Tempel.

Auch bei anderen Ehrenaufschriften, die unter Bildsäulen angebracht wurden, gingen die Römer in späterer Zeit oft über das rechte Maß hinaus. Anfangs verzeichneten sie nur die Namen derer, welchen die Auszeichnungen zuteil werden

Abb. 27. Triumphbogen des Titus in Rom; vgl. S. 99.

sollten, unter Angabe des Stifters, z. B. auf einem Denkmal, das die „Italiker dem L. Cornelius Scipio Ehren halber" setzten. Als aber Triumphbogen für die siegreichen Feldherren, namentlich die Kaiser, erbaut wurden, nahmen die Aufschriften nicht selten großen Umfang an; nur wenige sind so kurz gehalten wie die des Titusbogens, der zum Gedächtnis des Sieges über die Juden (70) von Domitian errichtet und 81 geweiht wurde. Sie lautet: „Der Senat und das Volk der Römer dem göttlichen Titus, Sohn des göttlichen Vespasian unter der Regierung eines Kaisers aus der Familie der Vespasiane." (Vgl. die beifolgende Abbildung auf S. 98.)

Aber Widmungen von Tempeln und Altären bewahrten meist eine knappe Form, z. B. die Aufschrift, die der Erbauer des allen Göttern gewidmeten Pantheons in Rom anbringen ließ: „Marcus Agrippa, der Sohn des Lucius, hat (dies Gebäude) während seines dritten Konsulats errichtet" oder diejenige, welche ein Bewohner der an der Scheldemündung gelegenen Insel Walcheren auf einem Altar der germanischen Lokalgöttin Nehalenna einmeißelte: „Der Göttin Nehalenna hat Januarinus Ambacthius für sich und die Seinigen (diesen Altar) als Gelübde gern verdientermaßen (votum rito libens merito) dargebracht."[1]) (Vgl. die beifolgende Abbildung.)

Abb. 28. Altar der Göttin Nehalenna mit Weihinschrift.

Als Erben der Kultur des Altertums wandelten unsere Vorfahren lange in den Fußstapfen der Römer. Zwar sind alte, in

1) Als Schiffahrtsgöttin setzt sie den Fuß auf ein Schiffsvorderteil, der Hund ist ein treuer, wachsamer Begleiter der Schiffe.

den Felsen gehauene Runeninschriften, wie wir sie in den nordeuropäischen Staaten finden, in Deutschland, abgesehen von Schleswig, nicht mehr vorhanden[1]), wohl aber bestehen noch zahlreiche mittelalterliche Grabdenkmäler, die man deutschen Fürsten oder anderen hervorragenden Personen gesetzt hat. Deren Aufschriften sind bis ins 14. Jahrhundert größtenteils in lateinischer Sprache abgefaßt worden. (Vgl. die beifolgende Abb.)[2]) Daneben kommen aber auch deutsch geschriebene vor, z. B. eine althochdeutsche Grabinschrift aus der Zeit um das Jahr 1000, die man kürzlich in Rheinhessen gefunden hat. Diese lautet: Gehugi Dietericheſ Go ... inde Drulinda son, Gedenke des Dietrich, des Sohnes des Go ... und der Dru(t)linde.[3])

Im Gegensatz zu den Römern können wir bei uns meist, namentlich neuerdings, Neigung zur Kürze feststellen. Je größer der Mann, für desto ehrenvoller gilt es, den bloßen Namen unter sein Standbild oder auf seinen Grabstein zu setzen. Höchstens fügt man noch Zeit und Ort der Geburt und des Todes hinzu. Nach unserem Gefühl ist der Zusatz „der große Philosoph" auf dem Münchener Schellingdenkmal für den Gefeierten nicht so ehrenvoll als es der bloße Name sein würde. Denn wir nehmen an, daß jeder gebildete Deutsche den großen Denker kennt. Höchstens in einfachen, ländlichen Verhältnissen, namentlich in entlegenen Ortschaften treffen wir noch geschwätzige Grabinschriften an, die an die spätrömische Zeit erinnern, ohne daß sie von Italien beeinflußt worden sind. Wenn wir z. B. einen Tiroler Friedhof durchwandern, so können wir dort dichterische Ergüsse schauen ähnlich dem, der auf dem Grabe einer

1) Dagegen noch zahlreich in Dänemark, Skandinavien und England. Runeninschriften auf Geräten, namentlich Waffen und Schmuckgegenständen, hat man auch auf deutschem Boden gefunden, z. B. auf den Spangen von Nordendorf und Freilaubersheim.

2) Das gilt auch von der hier vorliegenden Grabplatte des Bürgermeisters Clingenbergh in der Petrikirche zu Lübeck, einer niederländischen Arbeit aus dem Jahre 1356. Ihre Aufschrift lautet: Octava die post Sancti Mathie (24. Febr.) apostoli videlicet tertia die mensis Marti obiit dominus Iohannes Clinghenberg, Consul Lubicensis, cuius anima in Jhesu Christo et in eius misericordia requiescat.

3) Vgl. Kluges Zeitschrift für deutsche Wortforschung I, S. 374. Selten sind alte hebräische Inschriften, die wir auf israelitischen Kirchhöfen finden, z. B. in Worms, wo die Grabsteine bis 905 zurückreichen. Vgl. Vom Rhein, Monatsschrift des Altertumsvereins der Stadt Worms, I (1902), S. 4ff.

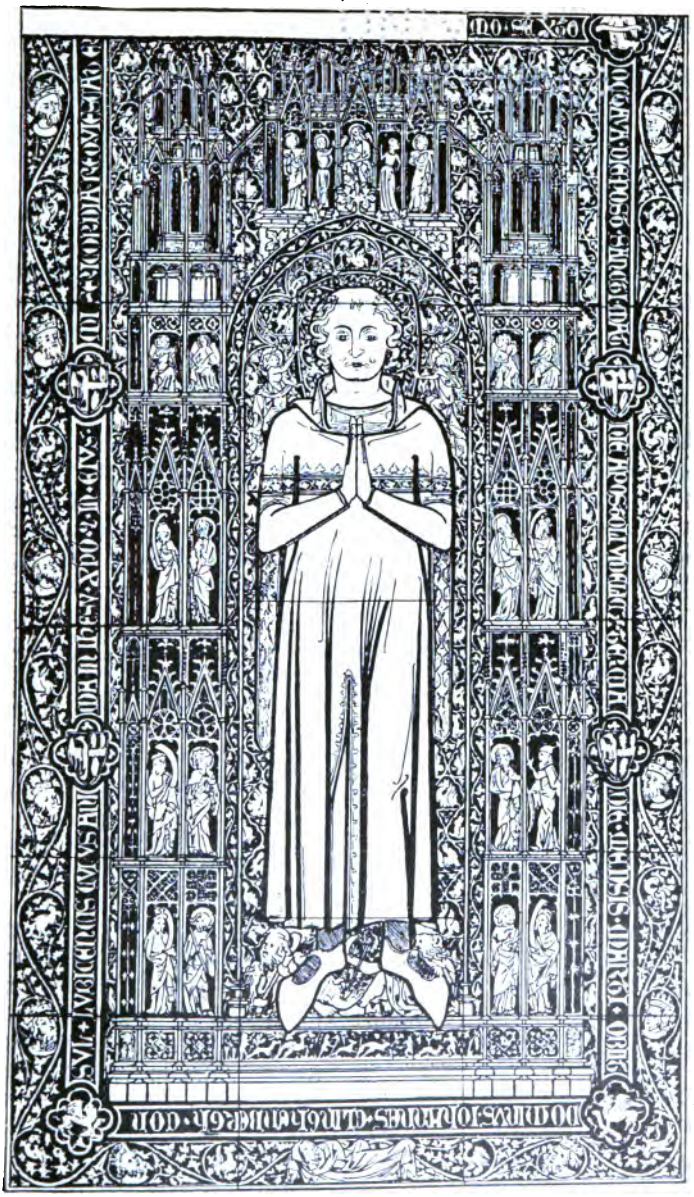


Abb. 29. Messinggrabplatte des Bürgermeisters Klingenberg i. d. Petrikirche zu Lübeck.

römischen Frau stand: „Kurz, Wandrer, ist mein Spruch, halt an und lies ihn durch! Es deckt der schlichte Grabstein eine schöne Frau. Mit Namen nannten Claudia die Eltern sie. Mit eigner Liebe liebte sie den eignen Mann. Zwei Söhnen gab das Leben sie, den einen ließ auf Erden sie zurück, den anderen barg sie in der Erde Schoß. Sie war von art'ger Rede und von edlem Gang, besorgt ihr Haus und spann. Ich bin zu Ende, geh!" In der Zeit des Barock- und Rokokostils aber finden wir endlos lange, prahlerische und schwülstige Grabschriften, die ganz in Einklang stehen mit der überladenen Form der Denkmäler. Wer wird sie heute nicht mit stillem Lächeln betrachten?

Wesentliche Verschiedenheit von diesen Inschriften, die zu Ehren Verstorbener und Lebender durch andere errichtet worden sind, weisen diejenigen auf, welche Reisende gelegentlich zur Erinnerung an ihre Person und ihren Aufenthalt in einer bestimmten Gegend eingeritzt haben. Eine solche Neigung, sich auf bequeme und billige Weise zu verewigen, ist dem Altertum nicht minder als der Neuzeit eigen. Schon um 590 v. Chr. haben griechische Söldner des ägyptischen Königs Psammetich ihren denkwürdigen Marsch nach dem Oberlauf des Nils (Nubien) dadurch der Nachwelt kundgegeben, daß sie ihre Namen auf den Füßen eines in Abu Simbal stehenden Riesenbildwerkes verzeichneten. Ebensowenig haben die Römer auf ihren Reisen der Versuchung widerstehen können, sich irgendwo einzukritzeln. Daher lesen wir z. B. an einer Hauswand in Pompeji: „C. Pumilius Dipilus war hier am 11. Oktober unter dem Konsulate des Marcus Lepidus und des Quintus Catulus." (78 v. Chr.)

Mit der Zunahme der Reisen im 1. Jahrhundert v. Chr. wuchs auch die Sucht der Touristen, Steine und Holz zu beschmieren; namentlich in vielbesuchten Gegenden finden wir oft Hunderte von Namen auf engem Raume beisammen. So lenkten unter den Wunderwerken Ägyptens zwei eigentümliche Bilder die Aufmerksamkeit der Fremden ganz besonders auf sich hin. Es waren sitzende Riesenfiguren, die in der Nähe Thebens standen, je 18 m hoch und vier Stunden weit sichtbar. Seitdem ein Erdbeben um das Jahr 27 v. Chr. den oberen Teil der einen (Memnonssäule) herabgeworfen hatte, konnte man ein seltsames Schauspiel beobachten. „Wenn bei Sonnenaufgang die beiden Kolosse ihren ungeheueren Schatten über die schweigende Einöde warfen, klang aus dem zertrümmerten ein leiser, aber deutlicher Ton, dem Schalle eines kupfernen Gefäßes

vergleichbar. Seitdem hatte der Koloß große Anziehungskraft für griechische und römische Reisende. Von den vielen, die dahin pilgerten, haben manche ihre Namen, zum Teil auch den Tag ihrer Anwesenheit und längere oder kürzere Bemerkungen, selbst Gedichte, fast sämtlich in die Beine der Figur eingehauen. Von 72 sind 35 mit Datum versehen, die ersten aus Neros Zeit, die meisten aus der Hadrians; selbst dieser, seine Gemahlin und Personen seines Gefolges haben sich zur Erinnerung an einen im November des Jahres 130 unternommenen Besuch dort eingezeichnet." Auch an den in der Nähe Thebens befindlichen Königsgräbern sind über 100 Inschriften von Reisenden gefunden worden, die man bei Fackelschein flüchtig eingeritzt oder mit roter Farbe aufgemalt hat, z. B. „Die, welche dies nicht gesehen haben, haben nichts gesehen" oder „Glücklich ist, wer dies geschaut hat", Wendungen, die uns lebhaft an die Gefühlsausbrüche in den Fremdenbüchern der Neuzeit erinnern.

Von den zahlreichen übrigen Aufschriften verdienen hier besonders noch die hervorgehoben zu werden, welche man an Haus und Gerät, sei es aus praktischen Gründen oder zur Zierde angebracht hat. Im Altertum liebte man vor allem, Vasen mit Bildwerk und Sprüchen auszuschmücken. Auch tragen Schüsseln, Trinkgefäße und andere Gerätschaften[1]) häufig kurze Inschriften wie: „Gebrauche es glücklich (utere felix)!" oder: „Lebe, bleib gesund und siege (vivas, valeas, vincas)!" gleich unseren Geburtstagskaffeetassen, auf denen man oft die Worte liest: „Trinke lange daraus!" Unsere Altvordern aber hatten ihre Freude daran, Geschmeide und Waffenstücke in dieser Weise zu bemalen, also Gegenstände, an denen ihr Herz in hohem Grade hing; so sind auf deutschem Boden Spangen aufgefunden worden, die mit Runen bedeckt waren. Und wie man die Schwerter mit besonderen Namen benannte und mit Aufschriften versah, so trugen auch die Schilde neben dem Wappen gewöhnlich Schriftzüge (die Devise, den Wahlspruch), ein Brauch, von dem sich wahrscheinlich der Ausdruck schildern herleitet. Noch weiter verbreitet war die Sitte, Gebäude mit Sinnsprüchen zu zieren. Wie Werner Stauffacher in Schillers Tell sein neues Haus in dieser Weise ausstattete, so schmückten unsere Väter

1) Auf griechischen Ringen finden sich z. B. folgende Inschriften: „Mein Licht ist Theano" und „Sie reden, was sie wollen. Mögen sie reden, ich kümmere mich nicht darum; du liebst mich, das genügt mir." Vgl. E. Ziebarth, Kulturbilder aus griechischen Städten S. 15.

gern die Giebelfelder mit kurzen, kernigen Versen voller Lebensweisheit und freuten sich, wenn vorübergehende Wanderer ihre Schritte hemmten, um die dort stehenden Worte zu lesen.

Auch die Wände der Zimmer prangten oft in diesem Schmucke, und noch gegenwärtig versieht man gern altdeutsche Wein- oder Bierstuben mit Sprüchen wie: „Trinke, was klar ist, iß, was gar ist, rede, was wahr ist, liebe, was rar ist" oder: „Der Trunk sei klar, das Herz sei wahr und froh der Mann, dann stoßet an!" Wohl hat auch in Rom einmal dieser oder jener eine Sentenz irgend wohin geschrieben wie Kaiser Alexander Severus, der die Worte: „Was du nicht willst, daß man dir tu, das füg' auch keinem andern zu!" an manchen öffentlichen Bauten anbringen ließ, aber im ganzen kommt es doch nicht häufig vor. Dagegen kann man die neuere Gewohnheit, den Wirtshäusern und anderen Gebäuden Namen, meist aus dem Tier- oder Pflanzenreiche, zu geben und diese auf Schilder zu malen, aus römischer Quelle ableiten. Denn im alten Italien und in den Provinzen des gewaltigen Reiches der Cäsaren befanden sich nicht wenige Gasthöfe und Einkehrhäuser mit Bezeichnungen wie „zum Hahne, zum Adler, zum Kranich", ab und zu auch mit Anpreisungen, auf die wir jetzt verzichten, z. B. an einem Lyoner Hotel: „Hier verspricht Mercur Gewinn, Apollo Gesundheit, Septumanus Aufnahme nebst Mahlzeit. Wer einkehrt, wird nachher besser daran sein. Fremder sieh zu, wo du bleibst!" Auch die Firmen der Geschäftsleute sind schon im Altertum nachweisbar, z. B. macht ein Steinmetz in Pompeji durch eine Aufschrift seines Hauses bekannt: „Hier kann man Firmenschilder oder, was sonst an Marmorarbeiten nötig ist, herstellen lassen."

6. Buchhandel.

Ehe man daran dachte, Bücher fabrikmäßig zu vervielfältigen, mußten sich die Gelehrten diejenigen Schriften, die sie zu besitzen wünschten, selbst abschreiben. So war es bei den Griechen, so bei den Römern, so auch in Deutschland. Als ein Fortschritt kann es schon bezeichnet werden, wenn sich einzelne Schriftsteller angelegen sein ließen, ihre Werke in der Absicht zu kopieren, daß sie größere Verbreitung fänden, oder wenn Lehrer ihren Schulkindern die zum Unterrichte nötigen Bücher in die Feder diktierten. Beides tat z. B. der älteste römische Dichter Livius Andronicus, der seine Theaterstücke wiederholt selbst abschrieb und seine lateinische Odysseeüber-

setzung von den Schülern, die er mit den Buchstaben vertraut gemacht hatte, abschreiben ließ. Ein regelrechter Buchhandel trat im Altertum erst ein, als das Bildungsbedürfnis reger wurde, d. h. in Griechenland seit dem 5. Jahrhundert, wo die Philosophenschule der Sophisten aufkam, und in Rom während der Blüteperiode der Redekunst um die Mitte des 1. Jahrhunderts v. Chr. Und zwar ließ der Verfasser und Verleger die erforderliche Stückzahl durch Sklaven herstellen, die des Schreibens kundig waren. Jener diktierte das neue Werk zunächst nur einigen, um ein paar Exemplare für seine Freunde zu erhalten, dieser aber sorgte für weiteren Vorrat dadurch, daß er gleichzeitig eine größere Anzahl von Sklaven beschäftigte. Dabei erlangten die Abschreiber nicht selten große Fertigkeiten, zumal als sie die Tironischen Noten für ihre Zwecke verwenden lernten. Z. B. berichtet der römische Dichter Martial, das zweite Buch seiner Lieder könne in einer Stunde mit der Feder bewältigt werden. Da nun die 93 Gedichte desselben, abgesehen von der Überschrift, 540 Zeilen enthalten, so würden auf die Minute neun Zeilen kommen, gewiß für jene Zeit eine bedeutende Leistung.

Natürlich erschienen die neuen Werke nicht eher, als bis eine hinreichende Menge von Abschriften vorlag. Doch war die Höhe der Auflage nicht immer gleich groß, sondern richtete sich, wie noch gegenwärtig, nach der Berechnung, die der Verleger über den zu erwartenden Absatz anstellte. Von der Ausgabe der Briefe des Plinius, eines der wenigen Bücher, über die wir in dieser Beziehung genau Bescheid wissen, wurden tausend Stück zum Verkauf hergestellt. Aber die Art der Vervielfältigung hatte damals ihre großen Mängel. Denn weil die Sklaven nicht sich durch den Augenschein von dem Wortlaute des Textes überzeugten, sondern nach dem Diktate eines einzelnen, also nach dem Gehör schrieben, und obendrein flüchtig und schnell arbeiteten, so schlichen sich zahlreiche Hör- und Schreibfehler ein, über die sich die lateinischen Schriftsteller häufig bitter beklagten. So antwortete der Redner Cicero seinem Bruder einmal auf die Anfrage, ob er ihm nicht gewisse Bücher schicken könne: „Hinsichtlich der lateinischen Werke weiß ich nicht, an wen ich mich wenden soll; so fehlerhaft werden sie abgeschrieben und verkauft.“ Wer es daher möglich machen konnte, suchte sich das Handexemplar des Schriftstellers oder eine der ersten Abschriften zu verschaffen, die freilich oft teuer bezahlt werden mußte. In späterer Zeit aber traten Männer auf, die sich angelegen

sein ließen, die entstellten und verstümmelten Texte von ihren Auswüchsen zu befreien, z. B. taten dies für Homers Gedichte die Alexandrinischen Grammatiker seit dem 3. Jahrhundert v. Chr.; um das ältere römische Schrifttum aber haben sich vor allem verschiedene Literaturfreunde des 4. bis 6. Jahrhunderts große Verdienste erworben. Über die Preise der Bücher sind nur ganz spärliche Nachrichten auf uns gekommen, doch können wir nachrechnen, daß das erste Buch der Gedichte des oben genannten Martial (118 Lieder in 700 Zeilen) etwa 4 Mark kostete, während es in einfacherer Ausstattung noch billiger zu kaufen war. Übrig gebliebene Exemplare verwandte man, damit sie nicht den Mäusen und Motten zum Raube würden, zu Pfeffertüten oder schickte sie in die Provinz.

Je mehr sich römische Soldaten und Kaufleute in Gallien, Spanien, Britannien und anderen Gebieten des Reichs niederließen, um so fühlbarer wurde das Verlangen, eigne Buchhandlungen in den außeritalischen Ländern zu errichten. Es geschah dies zuerst in den bedeutenden Handelsplätzen des Mittelmeeres, die zugleich Universitäten waren, wie Marseille, dann aber auch in anderen großen Städten. So findet sich in einem um 50 n. Chr. zu Rom geschriebenen Brief die Stelle: „Daß es Buchhändler in Lyon gäbe, hätte ich nicht geglaubt. Um so angenehmer war es mir, aus deinem Briefe zu erfahren, daß deine Schriften dort verkauft werden, und ich freue mich, daß ihnen auswärts die Gunst bleibt, die sie sich in der Hauptstadt erworben haben." Dadurch wurde der Ruhm hervorragender Schriftsteller weit verbreitet. Kam doch ein Mann aus der spanischen Stadt Cadix bloß deshalb nach Rom, um den Titus Livius, dessen Geschichtswerk er gelesen, persönlich kennen zu lernen. Die bedeutendsten Buchhändlerfirmen waren natürlich diejenigen der Reichshauptstadt. Von mehreren derselben wissen wir sogar die Namen. So hatte Titus Pomponius Atticus, ein Freund Ciceros, den Vertrieb von dessen Schriften, die Werke des Horaz erschienen bei den Gebrüdern Sosius, diejenigen des Quintilian bei Trypho. Und die Einnahmen dieser Verleger waren um so größer, als die Verfasser entweder gar kein oder nur ein ganz geringes Honorar erhielten.

Die Geschäftslokale der Buchhändler lagen meist an den verkehrsreichsten Plätzen und Straßen der Stadt, besonders am Markte. Sie waren die Hauptsammelpunkte der Gelehrten und aller derer, welche Anspruch auf wissenschaftliche Bildung machten. Hier nahmen

diese Einsicht von neu erschienenen Schriften, fällten Urteile darüber oder hörten die Meinungen anderer. Hier konnten daher Angehörige der besseren Stände die Verwandten und Freunde, die sie zu Hause nicht angetroffen hatten, am sichersten finden. Schon von weitem sah man an der Eingangstür die Verzeichnisse der Verlagsartikel hängen. Trat man aber in den Laden ein, so kam einem der Geruch des Zedernöls und Safrans entgegen, womit man die wertvollen Schätze besprengt hatte, um sie gegen Insektenfraß zu schützen. Die Bücherrollen selbst befanden sich meist in Kapseln oder Kästchen von Zedernholz und waren um Stäbe gewickelt. Um sie leichter unterscheiden und ein gewünschtes Werk schnell ausfindig machen zu können, hatte man auf einem am oberen Ende befestigten Pergamentstreifen mit roter Schrift den Titel des darin enthaltenen Buches verzeichnet. Später, als der viereckige Codex an die Stelle der Rolle trat, verwahrte man die Schriftstücke am liebsten in Bücherschränken (vgl. die Abbildung auf S. 108) oder in Regalen.

Ähnlich wie bei den klassischen Völkern war der Verlauf in Deutschland. Auch hier trat nach einer Periode der Bücherlosigkeit eine Zeit ein, in der sich jeder die gewünschten Schriften selbst kopieren mußte; erst am Ausgange des Mittelalters stellte sich die Notwendigkeit der Buchhandlungen heraus. Die Mönche, welche seit der Ausbreitung des Christentums in deutschen Gauen die meisten Bücher abschrieben, arbeiteten in der Regel nur für ihre Klöster, waren wohl entgegenkommend, wenn man ihre Bibliotheken benützen wollte, aber verkauften nur in den seltensten Fällen eine ihrer mühsam gefertigten Handschriften. Wollte man sich daher solche erwerben, so war man entweder auf die Tätigkeit seiner Hände oder auf den Ankauf in Italien, dem Hauptbüchermarkt des ganzen Mittelalters, angewiesen. Und in der Tat ist es seit dem 13. Jahrhundert nicht selten vorgekommen, daß strebsame und lernbegierige deutsche Gelehrte nur zu dem Zwecke eine beschwerliche Reise über die Alpen unternahmen, um in Venedig, Florenz oder Mailand eine Pergament- oder Papyrusrolle zu erwerben. Noch im 15. Jahrhunderte blühte dieser Handschriftenhandel, der sich gleichermaßen auf lateinische wie auf griechische Exemplare erstreckte. Denn die gewandten italienischen Kaufleute fanden sehr bald heraus, daß es ein einträgliches Geschäft war, in Griechenland alte Bücher aufzukaufen und in der Heimat wieder loszuschlagen. Nach der Eroberung Konstantinopels durch die Türken (1453) wurden so viele wertvolle Stücke von den flüchtenden Griechen nach dem Westen gerettet,

daß dadurch der Bücherschacher auf der Apenninenhalbinsel einen neuen Aufschwung erhielt.

Abb. 30. Mittelalterlicher Bücherschrank; vgl. S. 107.

Doch war es inzwischen in Deutschland anders geworden, namentlich infolge der Gründungen von Universitäten. Als die Hochschulen zu Prag (1348), Wien (1365), Heidelberg (1386), Köln (1388), Erfurt (1392), Leipzig (1409), Rostock (1419) usf. ins Leben gerufen wurden, machte sich der Mangel an Lehrbüchern gewaltig fühlbar, und wenn auch solche vielfach von den Professoren diktiert oder zum Abschreiben überlassen wurden, so stellte man sie doch auch schon in großer Menge zum Verkauf. Als einer von denjenigen, die eine bedeutende Bücherfabrik besaßen, wird uns Diebold Lauber zu Hagenau im Elsaß genannt, der um die Mitte des 15. Jahrhunderts lebte[1]); besonders aber tat sich in dieser Beziehung die Genossenschaft der Brüder des gemeinsamen Lebens hervor. Selbst Frauen wie die Klara Hätzlerin, die 1471 eine Sammlung von Volksliedern vornahm, machte sich durch Abschreiben von altdeutschen und anderen Handschriften um die Literatur verdient. Auch entstanden nunmehr selbständige Buchhändlergeschäfte, die wie im Altertum an bestimmten, besonders lebhaften Plätzen oder Straßen der Städte ihren Sitz hatten. Vorwiegend geschah das in der Nähe der Kirchen, die während des Mittelalters den größten Menschenverkehr aufwiesen, z. B. in Paris nahe bei der Notredamekirche, in London aber in Paternosterrow gegenüber der Sankt-Pauls-Kathedrale.

Wie bisher Vervielfältigung und Vertrieb der Bücher in denselben Händen gelegen hatte, so war dies auch nach dem Aufkommen der Buchdruckerkunst noch lange Zeit der Fall. Kapitalkräftige Leute, die sich eine Reihe von Gesellen halten konnten, stellten in ihren Werkstätten die Bücher her und setzten sie im Lande durch hausierende Buchbinder oder Kaufleute, die den Namen „Buchführer" hatten, ab. Besonders gute Geschäfte machten die Herumträger mit den zahlreichen Flugschriften und Sendschreiben, die im Reformationszeitalter veröffentlicht wurden. Nur wenn ein Drucker nicht die erforderlichen Geldmittel besaß, sah er sich nach einem leistungsfähigen Manne um, der ihn „verlegen", d. h. ihm die nötige Summe vorstrecken konnte. Daraus ist der Brauch und Name des Verlags erwachsen. Unternehmende Leute gründeten bald Zweigniederlassungen in verschiedenen Städten innerhalb und außerhalb des Reichs. So besaß der Nürnberger Anton Koberger, der bedeutendste Buchdrucker und Verlagsbuchhändler seiner Zeit, Geschäftsstellen

1) Über ihn erfahren wir Genaueres aus Notizen mehrerer Handschriften; vgl. A. Richter, Bilder aus der deutschen Kulturgeschichte I² S. 492 ff.: Handschriftenhandel im Mittelalter.

in Frankfurt, Wien, Breslau, Krakau, Ofen, Lyon, Paris und Venedig. Seine Buchführer durchwanderten mit den Verlagsartikeln der Firma einen großen Teil von Europa. Auch besuchte er regelmäßig die Messen, z. B. die Frankfurter, bei der sich auch auswärtige Buchhändler einfanden, um Einkäufe zu machen. Denn es läßt sich nachweisen, daß 1473 unter anderen Etienne von Paris und Plantin aus Antwerpen dort vertreten waren. Bald erschienen daselbst auch Engländer, Italiener, Österreicher und Ungarn; selbst Gelehrte, Schriftsteller, Dichter, Papierhändler und Buchbinder hielten es für zweckmäßig, persönlich nach Frankfurt zu gehen und ihre Geschäfte dort abzuwickeln.

Mit der Mainstadt trat bald die Pleißestadt Leipzig in Wettbewerb.[1]) Sie zog seit 1493 Buchhändler zu den Messen in ihre Mauern, ja, sie riß bald den ganzen Buchabsatz nach dem östlichen Deutschland, nach Rußland und den übrigen Ländern im Osten Europas an sich. Da ferner in Frankfurt der Geschäftsbetrieb durch allerhand kaiserliche Bestimmungen beschränkt und erschwert wurde, sich dagegen in der sächsischen Universitätsstadt frei entfalten konnte, so war die Folge, daß der Büchermarkt dort von Jahr zu Jahr zurückging und hier immer stärker aufblühte. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts treffen wir in Leipzig bereits Pariser und Venediger Buchhändler, die ihren Bedarf decken, eigene Erzeugnisse absetzen oder Geldangelegenheiten regeln wollten; und da es in Deutschland an einem politischen Mittelpunkte fehlte, der dieselbe Bedeutung gehabt hätte wie Paris für Frankreich oder London für England, so wurde die neue Büchermesse weder von Wien noch von Berlin oder München beeinträchtigt. Dazu kam, daß in Kursachsen damals viele Broschüren theologischen Inhalts zur Verbreitung und Verfechtung der reformatorischen Ideen erschienen, die in den beiden Landeshochschulen Wittenberg und Leipzig ihre festesten Stützpunkte hatten. Als es dann vollends viele norddeutsche Verleger unbequem fanden, zwei verschiedene Messen zu beschicken, und 1764 die Vertretung in der Mainstadt vollständig aufgaben, erstarkte der Buchhandel Leipzigs in hohem Maße. Es erhielt von den bedeutenderen Firmen unseres Vaterlandes immer mehr ständige Niederlagen für deren Bücher, sogenannte Kommissionsgeschäfte. Schon im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts waren einzelne dort vorhanden, 1791 finden wir schon 29, 1895 164, 1909 über 200.

1) Die ersten Leipziger Buchdrucker werden 1475 erwähnt.

Jedoch die Zahl der durch sie vertretenen Buchhandlungen Deutschlands (Kommittenten) betrug 1795 333, 1839 1381, 1901 7365, 1909 über 11 000. Endlich verfügt die Stadt, die 1716 erst 17 Buchverkaufshäuser hatte, 1901 über etwa 750 Buch-, Kunst- und Musikalienhandlungen, denen ungefähr 150 Buchdruckereien, 136 lithographische und 100 xylographische Anstalten zur Seite stehen.

Auch die einheitliche Organisation des ganzen deutschen Buchgewerbes ist von Leipzig aus erfolgt. Zunächst traten 1765 auf Veranlassung des Weidmannschen Verlagsgeschäfts[1]) 59 Firmen zusammen, doch folgten bald andere nach, so daß 1825 der neu gegründete Börsenverein deutscher Buchhändler, 1869 der deutsche Buchdruckerverein und 1884 der Verein für das gesamte Buchgewerbe Deutschlands ihren Mittelpunkt in Leipzig erhielten. 1888 aber konnte dort ein schönes Buchhändlerhaus eröffnet werden.

Nächst Leipzig verdienen nur noch zwei Buchhändlerplätze Deutschlands hervorgehoben zu werden, im Norden Berlin, das namentlich seit der Erhebung zur Reichshauptstadt auch in dieser Beziehung einen großen Aufschwung genommen hat, und im Süden Stuttgart[2]), das in beschränktem Umfange die Erbschaft Frankfurts angetreten zu haben scheint. Denn es vereinigt alljährlich in seinen Mauern die Buchhändler Süddeutschlands zu einer besonderen Messe und zählt bereits über 100 Buch- und Kunsthandlungen, sowie viele Buch- und Steindruckereien, darunter Geschäfte wie die Deutsche Verlagsanstalt (vormals Eduard Hallberger), die jetzt über 900 Arbeiter beschäftigt.

Aus alledem geht hervor, daß sich der Umsatz des deutschen Buchhandels im Laufe der Zeit wesentlich erhöht hat. Zu demselben Ergebnis führen auch die Zahlen, welche uns die Bücherproduktion an die Hand gibt. Im 15. Jahrhundert sollen in Deutschland 20 000 Werke gedruckt worden sein, in dem Verlauf der weiteren Jahrhunderte stieg die Zahl wie folgt: im 16. Jahrhundert auf 100 000, im 17. Jahrhundert auf 200 000, im 18. Jahrhundert auf 500 000. Für das verflossene Jahrhundert wird die Zahl der veröffentlichten Werke auf eine Million geschätzt, doch dürfte diese Zahl beträchtlich hinter der Wahrheit zurückbleiben. Die Produktion steigert sich von Jahr zu Jahr um durchschnittlich 1000 Werke. 1856 bis 1860 erschienen 44 393 neue Werke, 1891—1896: 109 783,

1) Dieses war damals noch nicht nach Berlin verlegt worden.

2) Schon durch Schillers u. a. Beziehungen ist die Cottasche Buchhandlung bekannt.

1901—1905: 156 307, 1906: 30 378.[1]) In der Schweiz kommt jährlich auf 448 Einwohner ein Buch, in Holland auf 1600, in Dänemark auf 1618, in Deutschland auf 2085. Es folgen Belgien mit einem Bande auf 2085 Bewohner, Norwegen auf 3146, Frankreich auf 3180, Großbritannien auf 4642, Italien auf 5320, die Vereinigten Staaten auf 10 171, endlich Österreich-Ungarn auf 20 454.

Um uns nun in der Unmasse der jährlich neu hervortretenden Literaturerscheinungen zurechtzufinden, haben wir Bücherverzeichnisse von nöten. Das erste veröffentlichte der Augsburger Georg Willer zu Michaelis 1564, um seine Kundschaft von den in Frankfurt feilgebotenen Neuigkeiten des einheimischen und des auswärtigen Buchhandels in Kenntnis zu setzen; und seitdem hat es Frankfurter Meßkataloge gegeben bis zum Jahre 1749. Der erste Leipziger erschien 1594, der letzte 1860. Diese Verzeichnisse waren anfangs sehr einfach; Angaben über Verleger und Verlagsorte sowie Ladenpreise fehlten; die alphabetische Anordnung wurde erst 1592 eingeführt. Man gruppierte die Bücher nach zwei Hauptabteilungen; zu der einen gehörten die lateinischen, griechischen und orientalischen, zu der anderen die deutschen[2]); seit dem genannten Jahre kamen als dritte Abteilung die spanischen, italienischen und französischen Schriften hinzu. 1736 veröffentlichte J. M. Friese in Leipzig die erste Bücherzusammenstellung mit Preisen, 1742 erschien Georgis allgemeines Bücherlexikon und seit 1797 Hinrichs Halbjahrskataloge, denen verschiedene andere gefolgt sind, so daß wir uns jetzt mit Leichtigkeit über alle Neuheiten im Bereiche des Buchwesens unterrichten können.

Mit der zunehmenden Bedeutung des Buchhandels haben sich auch die Rechtsverhältnisse des ganzen Gewerbes wesentlich gebessert. Früher entfalteten die Regierungen eine größere Tätigkeit in der Verfolgung verbotener Schriften als im Schutz erlaubter Bücher gegen unrechtmäßigen Nachdruck. Schon im römischen

1) In Japan werden jetzt jährlich etwa 20 000 Werke neu veröffentlicht, in Frankreich 13 000, in Rußland 10 000, in den Vereinigten Staaten 7850, in England 6080.

2) Das Meßmemorial, das der Frankfurter Buchhändler Mich. Harder zur Fastenmesse 1569 geführt hat, gibt uns Auskunft über die Bücher, die er verkaufte und über die Zahl der von ihm abgesetzten Exemplare. Danach brachte er damals 5918 Bücher an den Mann, besonders Ritterromane und Schwänke wie Paulis Schimpf und Ernst (in 202 Exemplaren verkauft); vgl. Kelchner und Wülcker, Meßmemorial M. Harders, Frankfurt a. M., 1873.

Reiche wurden wiederholt unliebsame Werke mit allen Mitteln unterdrückt. Gewalttätige Kaiser wie Nero machten rücksichtslos und energisch gegen politische Veröffentlichungen feindlich gesinnter Männer Front, zogen sie ein und vernichteten sie; noch weiter ging Domitian, der einen Geschichtsschreiber enthaupten und alle Buchhändler, die dessen Schriften verkauft hatten, ans Kreuz schlagen ließ. Als dann das Christentum staatlich anerkannt war, zog man besonders gegen ketzerische Schriften und Zauberbücher zu Felde, z. B. verfügte Kaiser Konstantin die Verfolgung aller Werke, die der Ketzer Arius geschrieben hatte, mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß man sie weder lesen noch abschreiben noch bei sich behalten dürfe, sondern verbrennen solle. Im Mittelalter waren unter anderen mehrere Schriften des Aristoteles und das Buch des Johannes Scotus Erigena († 880) über die Natur verpönt, ja, in manchen Klöstern, z. B. denen der Zisterzienser, durfte kein Abt, Mönch oder Neuling ohne Erlaubnis der allgemeinen Ordensversammlung Bücher schreiben oder herausgeben. Zur Zeit der Reformation, wo die Geister heftiger als sonst aufeinander platzten, wurden alle protestantischen Schriften vom Papste und von der katholischen Geistlichkeit unterdrückt. Man stellte ganze Verzeichnisse von ihnen auf, die man Indices librorum prohibitorum, d. h. Kataloge verbotener Bücher nannte, so schon unter Papst Paul IV. 1557. Da dies jedoch nicht die gewünschte Wirkung hatte, hielt es das Tridentiner Konzil (geschlossen 1563) für angezeigt, eine ständige Behörde einzusetzen, um die religiöse Literatur zu überwachen und auf die Ausführung der erlassenen Verbote genau zu achten. 1758 änderte Papst Benedikt XIV. das Verzeichnis derart um, daß er nicht mehr einzelne Bücher, sondern ganze Klassen in den Bann tat, ohne jedoch größeren Erfolg zu erzielen.

Auch die Universitäten und Landesfürsten gingen gegen anrüchige und verdächtige Schriften vor. Die Kölner Hochschule richtete an Papst Sixtus IV. († 1484) das Ansuchen, ihr zu gestatten, daß sie Drucker und Verleger ketzerischer Werke gerichtlich belange, und der Erzbischof Berthold von Mainz erließ 1486 dementsprechende Verordnungen für sein Gebiet. Der Reichstag zu Worms aber zog Luther 1521 für alles, was er veröffentlicht hatte, zur Rechenschaft. Dort wurde auch das erste allgemeine deutsche Zensurgebot erlassen. Besonders strengkatholische Fürsten wie König Philipp II. von Spanien und Kaiser Rudolf II. von Deutschland gingen mit Hochdruck gegen die „neuen verführerischen Bücher" vor. Ließ doch der Letztgenannte

1579 in Frankfurt a. M. sämtliche Buchhändlerläden durchforschen und in Graz 14 000 Schriften ketzerischen Inhalts durch den Henker verbrennen. Für dieses Vorgehen von seiten der Katholiken rächten sich die Protestanten. Öfter wurden Bannbullen und päpstliche Erlasse von Studenten dem Feuer übergeben, auch untersagten Städte wie Straßburg und Rostock mehrfach den Ankauf und die Benutzung katholischer Schriften, ja in Sachsen, der Heimat der Reformation, trat sogar die Bestimmung in Kraft, daß ohne Genehmigung der Regierung kein neues Buch gedruckt werden sollte. Daß an so wichtigen Buchhandelsplätzen wie Frankfurt und Leipzig staatliche Überwachungsbehörden eingesetzt wurden, kann man sich denken. Tatsächlich sind auch in beiden Städten seit 1569 diese Kommissionen tätig gewesen, freilich mit dem Unterschiede, daß die sächsische wesentlich milder verfuhr als die Frankfurter, weil in der Pleißestadt ein viel freierer Geist herrschte als in dem Orte der Kaiserkrönungen. Wenn daher auch der Kurfürst über die „verdrießlichen, feindseligen, leichtfertigen und zum Teil aufrührerischen Reden, Lieder und Bücher, so in seinem Lande ausgegangen seien", ungehalten war, so wurde doch die Zensur nicht scharf gehandhabt. Auch konnte man trotz der Bestimmung, daß „die Buchdrucker, Dichter oder Autoren ihre Namen und Zunamen, den Druckort und die Jahreszahl auf den Werken angeben sollten", die Verfasser in vielen Fällen nicht ausfindig machen.

Ebensoviel Ärgernis wie die kirchlichen Flugschriften erregten die politischen, deren Zahl im 16. und 17. Jahrhundert ziemlich groß war. Doch weder gegen jene, noch gegen diese richtete man viel aus. Das läßt sich schon daran erkennen, daß die Verbote so oft erneuert werden mußten. Denn allein innerhalb der 17 Jahre von 1524—1541 wurden sie von den katholischen Kirchenfürsten viermal wiederholt, ja, 1548 dahin verschärft, daß jeder, der ein ketzerisches Buch druckte, verlegte, kaufte, besäße oder veräußerte, ins Gefängnis geworfen werden würde. Auch als man 20 Jahre später den Winkeldruckereien, aus denen besonders die Schmähschriften hervorgingen, den Todesstoß geben wollte, und die Erlaubnis zur Gründung und Beibehaltung von Druckanstalten auf Reichs-, Residenz- und Universitätsstädte beschränkte, hatte man nur unbedeutenden Erfolg.

Trotzdem blieb die staatliche Zensur bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts ungeschwächt bestehen. Zuerst rüttelte an den dem Buchhandel angelegten Fesseln die große Revolution von 1789. Sobald aber unter Metternichs Regiment die Reaktion wieder be-

gann und die alten politischen Zustände zurückgeführt wurden, traten auch die Buchaufsichtsbehörden wieder in Tätigkeit (1819). Am strengsten verfuhren sie in Österreich, am mildesten in Sachsen, den Thüringischen Staaten und dem südwestlichen Deutschland. Doch auch diese milde Art der Zensur hielt vor dem erneuten revolutionären Ansturm nicht stand; das Jahr 1848 hat sie vollends weggefegt. Dabei ist aber dem Staate und seinen Behörden die Machtbefugnis eingeräumt worden, Druckschriften, die zu Klassenhaß aufreizen, geflissentlich Ungehorsam gegen die Landesgesetze predigen, wichtige Staatsgeheimnisse verraten, kirchliche Einrichtungen lächerlich machen, Gotteslästerungen oder Majestätsbeleidigungen enthalten, die Sittlichkeit gefährden usw., zu verfolgen. Daher sind auch die Zeitungen verpflichtet, in jeder Nummer den verantwortlichen Redakteur anzugeben, der gegebenenfalls gerichtlich belangt werden kann. Nur in wenigen europäischen Ländern wie Rußland und Spanien wird die Zensur noch gehandhabt, in allen katholischen Gegenden aber haben die Bischöfe das Recht und die Verpflichtung, Gebetbücher, Erbauungsschriften und Katechismen, die innerhalb ihres Wirkungskreises veröffentlicht werden sollen, vor ihrem Erscheinen zu prüfen („approbieren").

Handelte es sich in dem bisher Erörterten um die lästigen Fesseln, die der Buchhandel abgestreift hat, so gilt es nun noch darzulegen, wie er seit Jahrhunderten danach hat ringen müssen, daß gewisse Schranken zu seinem Schutze gezogen werden, d. h. das Verlagsrecht staatlich anerkannt und gewahrt wird. Im Altertum fehlte es an jeder Handhabe zum Vorgehen gegen unbefugte Vervielfältigung; es blieb vielmehr jedem unbenommen, alles, was ein anderer verfaßt hatte, für den Verkauf zu kopieren. Trotz der Klagen, die von den Schriftstellern deshalb erhoben wurden, ließ man sich in dem unlauteren Gewerbe nicht stören, ja, manche gingen soweit, neue Schriften, die ihnen der Verfasser vor der Veröffentlichung zur Durchsicht übergeben hatte, heimlich abschreiben zu lassen, um Geschäfte damit zu machen. So reiste ein Schüler Platos mit Werken seines Meisters nach Sizilien und trieb dort mit den Kopien einen schwunghaften Handel, der griechische Arzt Galen aber berichtet, daß man wider seinen Willen Schriften von ihm der Öffentlichkeit übergeben habe. Auch im Mittelalter herrschte in dieser Beziehung vollständige Rechtslosigkeit. Erst mit Beginn der Neuzeit hört man von Schutzmaßregeln gegen unbefugte Vervielfältigung, die offenbar durch die Erfindung der Buchdruckerkunst hervorgerufen worden waren, weil

jetzt die Möglichkeit vorlag, schnell eine große Anzahl von Exemplaren widerrechtlich herzustellen.

Die ältesten in Deutschland nachweisbaren Privilegien zum Alleinverkauf eines Werkes sind das einem Bamberger Buchhändler 1490 von dem dortigen Bischof Heinrich ausgestellte und das vom Jahre 1501, welches dem Humanisten Konrad Celtes verliehen wurde, als er die lateinischen Schriften der Nonne Roswitha von Gandersheim herausgab. Doch galten diese Berechtigungen gewöhnlich nur innerhalb der engen Landesgrenzen des Fürsten, von dem sie herrührten, und wurden auch hier oft wenig beachtet. Vergeblich klagt Luther[1]) über den Nachdruck seiner Bibelübersetzung und anderer Schriften, vergeblich noch Gellert über den Handel mit Kopien oder unerlaubten Abdrücken seiner Briefe. Unter diesen Umständen kann man es den Verlegern nicht übel nehmen, wenn sie an die Verfasser entweder gar kein Honorar oder nur ein sehr geringes zahlten. Schlimmer war, daß der Text in diesen Raubausgaben häufig derb entstellt wurde. So erklären sich z. B. die zahlreichen Fehler, die in den vor 1623 erschienenen Drucken Shakespeareſcher Bühnenstücke unterlaufen sind. Da sie meist auf Grund stenographischer Nachschriften hergestellt wurden, die ohne Erlaubnis des Dichters bei Theateraufführungen gemacht worden waren, so verursachten nicht nur falsches Hören und irrtümliche Auffassung der literarischen Diebe allerhand Mängel, sondern auch die Übertragung der noch wenig ausgebildeten Kurzschrift. Infolge davon sahen sich die Freunde des Dichters veranlaßt, ihrerseits eine Gesamtausgabe der Werke zu veranstalten, welcher der handschriftliche Nachlaß Shakespeares zugrunde lag. In ähnlicher Weise wurde Klopstock gezwungen, eine Sammlung seiner Oden herauszugeben, weil sie ein gewissenloser Verleger unter der Hand mit verdorbenem Text ge-

1) Er schreibt z. B. an den Rat der Stadt Nürnberg (Dienstag nach Matthäi 1525): Ich füge Ew. W. klagend zu wissen, wie das unseren Druckern allhier ettliche Sexternen (Sechsbogenhefte) der Postillen, so noch in Druck gelegen, heymlich entzogen und gestohlen sind, wohl über die helfft des Buchs, und gen Ew. löbliche Stadt bracht und mit Eyle nachgedruckt, verkaufft, ehe denn unseres vollendet, und also mit den gestückten die unseren zum merklichen Schaden geführt, ... so ist es erbermlich gnug, daß ich solche Arbeit, so mir herzlich sauer wird, und gerne thu, gemeyner Christenheit zu Nutze, davon, on Rhum zu reden, ich nichts habe, und noch zulegen muß ... Sie haben gut thun, durfften nichts drauf wagen noch arbeyten, habens durch Diebe erlanget, ist doch das nicht anders, denn als würde es eym auf der Straße oder zu Hause geraubt. Wyr armen müssens leiden.

druckt und in den Handel gebracht hatte. Doch begann die Behörde schon im 17. Jahrhundert gegen Nachdruck einzuschreiten. Als sich z. B. 1647 der Buchhändler Wolff Endter in Nürnberg bei Herzog Ernst dem Frommen von Gotha darüber beschwerte, daß die Brüder Johann und Heinrich Stern in Lüneburg die bei ihm erschienene Ernestinische Bibel nachdruckten, wurde durch ein Schreiben an Herzog Friedrich von Lüneburg erwirkt, daß jene ihre unlautere Tätigkeit einstellten.

Mehr als die landesherrlichen Privilegien richteten die Staatsgesetze aus, von denen eins der ersten die 1686 erlassene kursächsische Verordnung ist[1]); am wirksamsten aber sind diese in der Neuzeit geworden, seitdem die meisten Länder Vereinbarungen zum Schutze des Verlags- und Urheberrechts getroffen haben. In Frankreich wurde dies 1793 während der großen Revolution anerkannt, in Preußen ein Jahr später, und jetzt werden die Schriften nicht bloß bei Lebzeiten des Autors gegen unbefugten Nachdruck geschützt, sondern bis 30 Jahre nach seinem Tode.

7. Bibliothekwesen.

Als 1854 der Palast des Königs Assurbanipal (669—625) in Ninive ausgegraben wurde, entdeckte man in dem sogenannten Löwenzimmer eine große Menge von Tontafeln (9 : 6 Zoll), deren genauere Untersuchung zu dem Ergebnis führte, daß darin die Bibliothek des Herrschers enthalten war. Und in der Tat hat dieser Fürst, dessen Name gewöhnlich in der Form Sardanapal überliefert wird,

1) Doch kündigte der Leipziger Verleger Göschen noch 1786 bei der Neuausgabe von Goethes sämtlichen Werken folgendes an: „An die Herren Nachdrucker. Ich kann es mir zwar leicht vorstellen, daß die hier angekündigten Werke auch für Sie eine ganz artige Spekulation sein werden; allein erlauben Sie mir doch, meine Herren, Ihnen, ehe Sie zum Werke schreiten, die Versicherung zu geben, daß ich auch schon ganz artige Maßregeln gegen Sie genommen habe und Mut genug besitze ... Ihre Hoffnungen zu Wasser zu machen, wenn Sie mich in meinem rechtmäßigen Erwerbe durch Ihre unrechtmäßige Industrie zu stören gedenken. Besitzen Sie noch einigen guten Namen in der Welt, so heben Sie ihn gewiß durch eine derartige Unternehmung gänzlich auf. Sie sollen so blamiert werden, daß Ihr eigenes Weib und Ihr eigenes Kind Sie mit Verachtung ansehen und kein ehrlicher Mann mit Ihnen aus einem Kruge trinken soll." Über Aufführungsrecht und Nachdruck zur Zeit Schillers vgl. Fr. Walter in den Mannheimer Geschichtsblättern 1909 Nr. 11, S. 235 ff.

regen wissenschaftlichen Sinn und große Liebhaberei für Geistesschätze an den Tag gelegt. Wohl im Bewußtsein, daß das Ende des assyrischen Reiches nahe bevorstehe, brachte er aus allen möglichen Tempeln seines Reiches wichtige Schriftstücke zusammen oder ließ sie durch eigene Schreiber kopieren und vereinigte auf diese Weise eine Büchersammlung in den Räumen seines Palastes, die an Umfang und Reichhaltigkeit des Inhalts ihresgleichen sucht. Sie enthielt religiöse Werke und Zauberbücher, Schriften über Geschichte und Sternkunde, Verzeichnisse von Pflanzen und Tieren (vgl. beifolgende Abbildung einer Tontafel mit vielen Insektennamen), Briefe und Abmachungen aller Art, die eine Zierde des Britischen Museums in London bilden und den Fachgelehrten noch lange Zeit willkommenen Stoff zu Keilschriftstudien und zur Erforschung der alten Gesittung des Euphrat- und Tigrislandes bieten werden. Doch war dies nicht der einzige derartige Fund, den man auf jenem klassischen Boden gemacht hat, sondern in verschiedenen Orten sind, besonders von den unermüdlichen Engländern, neue Büchereien zutage gefördert worden, so z. B. im alten Sippara (südwestlich von Bagdad), wo aus den Trümmern des gewaltigen Sonnentempels etwa 40—50 000 solcher Tontäfelchen hervorgeholt wurden, wohlgeordnet nebeneinander wie in Bibliotheken oder Archiven. Allerdings hat man sie noch nicht hinlänglich auf ihren Inhalt hin geprüft, aber schon die Art der Aufbewahrung läßt darauf schließen, daß wir es mit einer Bücherei zu tun haben, zumal der Name Sippara Bücherstadt bedeutet.

Auch in Ägypten sind, wie die oben genannte Briefsammlung aus Tell-el-Amarna bekundet, Tontäfelchen gefunden worden, doch die Hauptmasse der Bücherschätze dieses Landes besteht aus Papyrusrollen. Jährlich werden eine Menge neuer aus der Erde ausgegraben, so zahlreich, daß man jetzt sogar eine besondere Zeitschrift für Papyrusforschung gegründet hat. Sie wurden namentlich in den Tempeln des Landes und in den Palästen der Herrscher aufbewahrt, während der christlichen Zeit auch in den Klöstern. Wertvolle Stücke befinden sich überdies in Gräbern, die man mitunter geradezu wie Büchereien für die Verstorbenen ausgestattet zu haben scheint. Jedenfalls birgt Ägypten wohl unter allen Ländern noch die meisten literarischen Schätze in seinem Boden, die sich dank der Trockenheit der Luft vorzüglich erhalten haben. Dort werden uns daher fast jährlich neue Überraschungen bereitet. Sind doch im Laufe der letzten Jahrzehnte die Schriften der griechischen Dichter

Bacchylides (vgl. die Textprobe auf S. 121) und Herondas, das des Aristoteles vom Staate der Athener, die Offenbarung Petri

Abb. 31.
Bruchteil einer Tafel a. d. Bibliothek Assurbanipals, ein Verzeichnis von Insekten enthaltend.

und andere Werke im Nilgebiete entdeckt worden, die als vollständig verloren galten und nun mit einem Male der Wissenschaft zurück-

gegeben wurden. Und wie viele Erlasse, amtliche Berichte, Steuerzettel, Kaufverträge und Briefe (vgl. oben S. 54) hat man nicht in jenen Gegenden ans Tageslicht befördert!

In Privatbesitz hatten größere Büchersammlungen anfangs nur gut bemittelte Leute. Denn bei den hohen Preisen und der Seltenheit der Schriftstücke war es nicht so leicht, sich zahlreiche Geistesschätze zu erwerben. Daher sind Büchereien bei den Griechen und Römern verhältnismäßig selten und spät bezeugt. Die ältesten griechischen, die, soviel wir wissen, von Privatleuten zusammengebracht wurden, waren die des Dichters Euripides und der Philosophen Aristoteles und Theophrast; von Bibliotheken, die fürstliche Personen begründet haben, zeichneten sich durch ihren Umfang besonders die des Eumenes im kleinasiatischen Pergamum und die der ptolemäischen Könige im ägyptischen Alexandria aus. Bei den Römern erwachte der Sinn für Büchersammlungen erst, seitdem sie sich eifrig mit der griechischen Literatur beschäftigten, im Zeitalter der Scipionen. Von da an begegnen wir der Gewohnheit, daß Feldherrn nach Eroberung morgenländischer Städte ganze Bibliotheken als Siegesbeute mit nach Italien nahmen. Das tat Amilius Paulus (157), der die Bücherschätze des Königs Perseus von Macedonien, und Sulla (98), der die eines athenischen Gelehrten fortschleppte, während sich Lukullus aus der in den kleinasiatischen Ländern gemachten Beute zahlreiche Bände aneignete. Doch da nur wenige in der glücklichen Lage waren, auf so bequeme Weise ihre Räume zu füllen, so benutzten häufig Gelehrte die Bibliotheken anderer, z. B. der Redner Cicero die des Sulla und Lukullus, welche mittlerweile in den Besitz von deren Söhnen übergegangen waren. Seit der Zeit des Kaisers Augustus wurde es anders, ja, bald gehörte es zum guten Tone, daß jeder wohlhabende Mann eine solche Sammlung in seinem Hause hatte, genau so wie es heutzutage ein reich gewordener Farmer oder Kaufmann in den Vereinigten Staaten von Amerika seine erste Sorge sein läßt, sich durch einen Bostoner oder Philadelphiaer Buchhändler eine Bibliothek zusammenstellen und übersenden zu lassen. Um die Mitte des ersten christlichen Jahrhunderts war die Lesewut so groß, daß man in den Bädern, bei Tische und auf Reisen die Bücher immer in der Hand hatte, ja, die Lektüre als Schlafmittel benutzte. Hören wir doch sogar, daß der Schriftsteller Plinius durch das Erdbeben, welches den großen, zum Untergange Pompejis führenden Vesuvausbruch begleitete, nicht im mindesten von seiner Lieblingsbeschäftigung abgezogen worden sei.

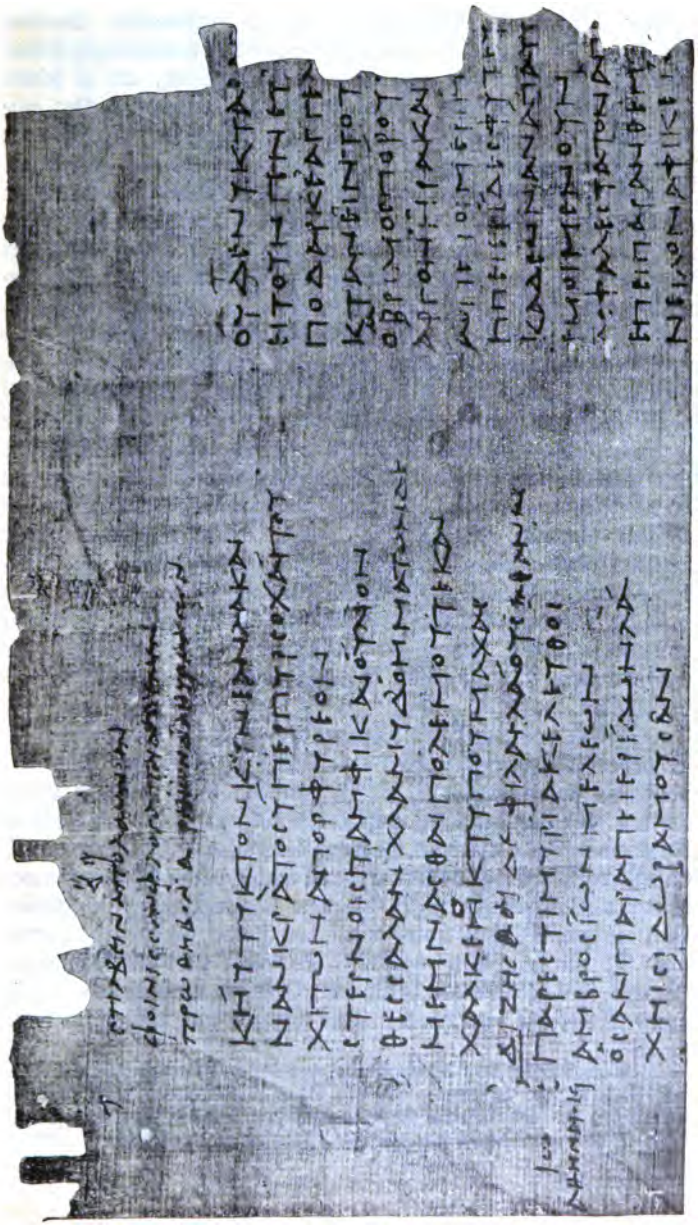
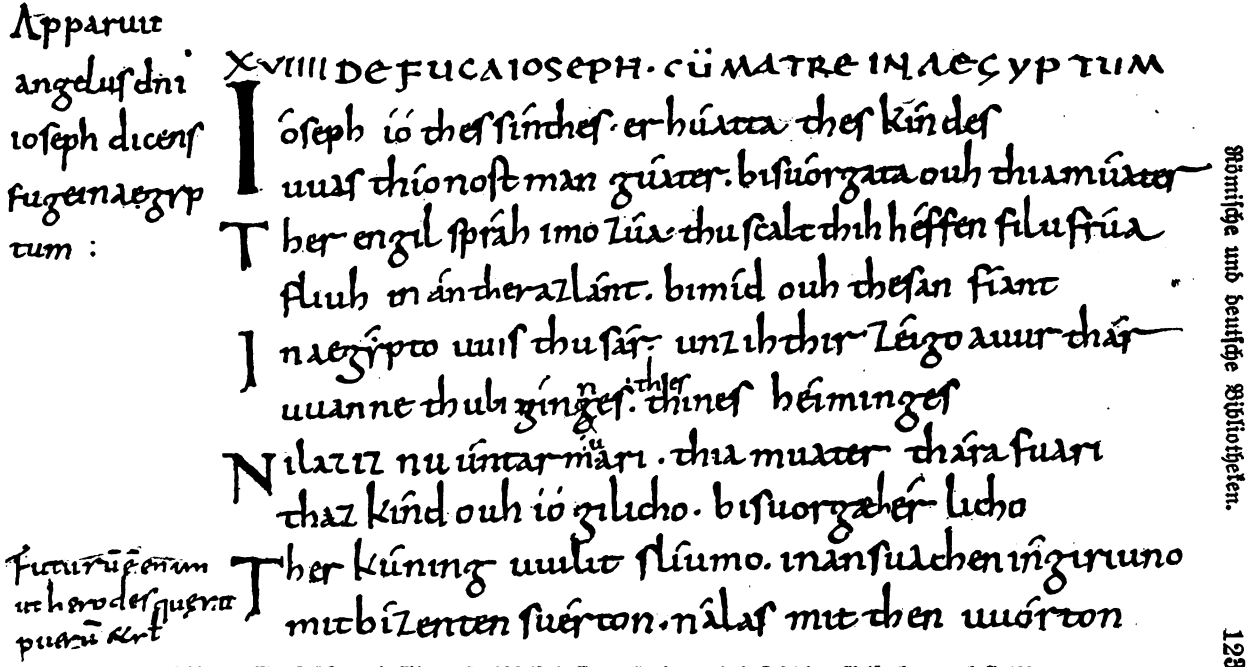


Abb. 32. Die Anfänge zweier Kolumnen aus dem Gedichte d. Bacchylides enthaltenden Papyrus (vgl. S. 119).

Eine öffentliche Bibliothek, die an bestimmten Stunden des Tages für jedermann zugänglich sein sollte, beabsichtigte Julius Cäsar zu gründen; doch fiel er durch Mörderhand, ehe er seinen Plan ausführen konnte. Sein Vorsatz wurde aber wieder aufgenommen und ausgeführt von Assinius Pollio, der die erste für das Gemeinwohl berechnete Sammlung in einem verlassenen Tempel der Hauptstadt anlegte mit zwei Abteilungen, von denen die eine für das lateinische, die andere für das griechische Schrifttum bestimmt war. Zwei weitere Anstalten dieser Art schuf Kaiser Augustus selbst in der Säulenhalle der Oktavia und dem Apollotempel auf dem palatinischen Berge. Von den folgenden Herrschern hat sich besonders Trajan durch Gründung der berühmten Ulpia um den Staat verdient gemacht. Da nun auch andere Kaiser diesem Beispiele folgten, so kam es, daß Rom schließlich (im 4. Jahrhundert) gegen dreißig öffentliche Bibliotheken besaß. Leider sind wir nur in wenigen Fällen über die Stärke der Büchereien des Altertums unterrichtet. Der Grammatiker Tyrannio, Ciceros Freund, nannte 30 000 Bände sein eigen, Serenus Sammonicus, der Erzieher des Kaisers Gordian, 62 000; die pergamenische Bibliothek zählte 200 000 Bände, die alexandrinische, die umfangreichste des Altertums, nach der höchsten überlieferten Angabe 700 000. Daß aber auch in kleineren Provinzialstädten verhältnismäßig viele Bücher vorhanden waren, sehen wir an den 1700 Papyrusrollen, die man bei den Ausgrabungen in einer Villa von Herculanum gefunden hat.

In deutschen Ländern befanden sich während des Mittelalters die bedeutendsten Bibliotheken innerhalb der Klöster; im Jahre 822 zählte die Reichenauer 145, die St. Gallener 400 Bände, in Lorsch wurden während des 10. Jahrhunderts 590 und in St. Emmeran zu Regensburg 513 verzeichnet. Infolge des großen Eifers der Benediktiner[1]) im Abschreiben kostbarer Werke waren deren Niederlassungen besonders reich daran, z. B. die von Monte Cassino in Italien. Von anderen Klöstern traten vor allem Fulda, Reichenau, Corvey und Regensburg stark hervor. So ließ der Abt Hrabanus Maurus, der Stifter der berühmten Fuldaer Klosterschule, täglich durch 12 Mönche alte Handschriften kopieren und erlangte dadurch

1) Auch Otfried von Weißenburg, aus dessen Evangelienbuche (868) auf S. 123 (vgl. Abbildung 33) ein Stück wiedergegeben ist, war ein Benediktiner. Die Probe stammt aus der Wiener Handschrift und handelt von der Flucht der heiligen Familie nach Ägypten.



Apparuit angelus dni ioseph dicens fuge in aegyptum :

XVIIII DE FUGA IOSEPH · CŪ MATRE IN AEGYPTUM

Ióseph ió thes sínthes · er húatta thes kíndes
uuas thío nost man gúater · bisuórgata ouh thia múater
Ther engil spráh imo zúa · thu scalt thih héffen filu frúa
fliuh in ántherazlánt · bimíd ouh thesan fíant
In aegýpto uuis thu sár · unz ih thir zéigo auur thár
uuanne thu bi gínges · thines héiminges
Nilaziz nu úntar múari · thia muater thára fuari
thaz kínd ouh ió gilicho · bisuorgaher licho
Ther kúning uuilit slíumo · in ansuachen íngiriuno
mit bízenten suérton · nálas mit then uuórton

Futurū ē enim ut herodes quaerit puerū Ert

Abb. 33. Ein Stück aus d. Wiener Handschrift d. Evangelienharmonie d. Otfried v. Weißenburg: vgl. S. 122.
In der Handschrift sind die Überschrift, die großen Anfangsbuchstaben und die Randbemerkungen rot.

bald eine stattliche Bibliothek; und in Corvey erzielte man das nämliche Ergebnis unter anderem durch die im Jahre 1097 gegebene Bestimmung, daß jeder neu in das Kloster Eintretende ein nützliches Buch schenke. Auch manche Fürsten und Fürstinnen zeigten großes Interesse für literarische Schätze und trachteten danach, eine größere oder kleinere Zahl davon in ihren Besitz zu bringen; z. B. wird dies berichtet von Karl dem Großen und der durch Scheffels Ekkehard bekannt gewordenen Herzogin Hadwig von Schwaben; doch erst vom 13. Jahrhundert an kommt es häufiger vor, besonders hatte Kaiser Friedrich II. (1215—1250) eine bedeutende Sammlung.

Vornehmlich ließen sich die Universitäten die Erwerbung von Büchern angelegen sein, ja, die Pariser besaß 1292 schon etwa 1000 Bände. Seltener taten dies Privatleute, da die Beschaffung mit großen Kosten verbunden war. Doch brachte es der in Bamberg wohnende Dichter Hugo von Trimberg um 1300 bereits auf 200 Handschriften, während sich der hochangesehene italienische Jurist Accursius († um 1260) trotz seiner hervorragenden Gelehrsamkeit und schriftstellerischen Tätigkeit mit 20 behelfen mußte. Stärker wurde die Bücherliebhaberei mit dem Aufkommen der humanistischen Bestrebungen getrieben. So hatte Ulrich von Hutten († 1523) eine wertvolle Bibliothek, die er in dem Maße schätzte, daß er den Mainzern auf ihre Drohung, sie zu vernichten, die Antwort gab: „Verbrennt ihr mir meine Bücher, so werde ich eure Stadt niederbrennen"; und König Matthias Corvinus von Ungarn († 1490), ein eifriger Beförderer der Wissenschaften, erwarb sich zahlreiche Schriftstücke dadurch, daß er in Griechenland viele Überreste der von den Türken zerstörten Büchereien aufkaufte, überdies aber in Florenz beständig vier Schreiber unterhielt, die die klassischen Schriftsteller für ihn vervielfältigen sollten. Wie groß die Sammelwut damals war, lehrt namentlich das Verhalten Sebastian Brants, der in seinem 1494 erschienenen „Narrenschiff" unter den Modekrankheiten auch den Bücherteufel und die Büchernarrheit geißelte und lächerlich zu machen suchte.

Durch die Reformation wurden die Bibliotheken der höheren Schulen ins Leben gerufen. Denn als Luther im Verein mit Melanchthon diese nach Aufhebung der Klöster notwendig werdenden Anstalten gründete, machte er in seinem Sendschreiben an die Bürgermeister und Ratsherren darauf aufmerksam, daß für die Schüler „Librareien" erforderlich seien. Er sagte: „Auch ist dies wohl zu bedenken allen denjenigen, so Liebe und Lust haben, daß solche Schulen

und Sprachen in deutschen Landen aufgerichtet und erhalten werden, daß man Fleiß und Kosten nicht spare, gute Bücherhäuser, sonderlich in den großen Städten, die solches wohl vermögen, zu beschaffen. Denn wenn das Evangelium und allerlei Kunst bleiben soll, muß es in Bücher und Schrift gefaßt und wohl bewahret sein ..... Aber mein Rat ist nicht, daß man ohne Unterschied allerlei Bücher zusammenraffe und nur an die Menge denke. Ich wollte die Wahl darunter haben und mit rechtschaffenen Büchern meine Librarei versorgen und gelehrte Leute darüber zu Rate ziehen. Erstlich sollte die heilige Schrift auf lateinisch, griechisch, hebräisch, deutsch und ob sie noch in mehr Sprachen vorhanden wäre, darinnen sein. Danach die besten Ausleger und solche Bücher, die dazu dienen, die Sprachen zu erlernen, als die Dichter und Redner, ferner die Bücher von den freien Künsten und allen anderen Künsten, zuletzt auch der Rechte und der Arznei Bücher. Zu den vornehmsten aber sollten die Chroniken und Geschichtsbücher gehören. Denn dieselben sind wundernütze, der Welt Lauf zu erkennen und zu regieren, ja auch Gottes Wunder und Werke zu sehen." So wurde die Bibliothek des Altenburger Gymnasium bald nach seiner Gründung (1529) eingerichtet; sie zählte 14 Jahre danach schon 396 Bände, wuchs aber bald in die Tausende, da nicht nur freiwillige Gaben reichlich zuflossen, sondern auch unter den Bürgern der Stadt dazu eingesammelt wurde, ja sogar zeitweilig Strafgelder dafür verwendet wurden, welche Schüler wegen mutwillig versäumter Stunden zu zahlen hatten.

Nicht lange vorher waren auch die ersten öffentlichen Bibliotheken in Deutschland entstanden, während Italien (abgesehen vom Altertum) solche bereits im 14. Jahrhundert besaß. Die italienischen Dichter Petrarka und Boccaccio hatten nämlich testamentarisch bestimmt, daß ihre Büchereien dem Gemeinwohl dienen sollten, und überwiesen sie zu diesem Zwecke der Markuskirche zu Venedig und den Augustinern von San Spirito in Florenz. Aber die erste größere Stiftung dieser Art auf italienischem Boden war die im Kloster San Marco zu Florenz Anfang des 15. Jahrhunderts geschaffene, der dann die von Cosimo dem Älteren 1444 angelegte mediceische und die von seinem Enkel Lorenzo († 1492) erweiterte medico-laurentianische nachfolgten.

Bald finden wir auch Bibliotheken in deutschen Städten, in Braunschweig und Danzig 1413, in Hamburg 1469. Namentlich wurde die Gründung städtischer Büchersammlungen gefördert durch die Aufhebung der Klöster, die infolge der Kirchenreformation

in protestantischen Ländern eintrat. So entstand die Zwickauer (1532), die Augsburger (1537), die Nürnberger (1538); auch manchen Universitätsbüchereien wie denen von Wittenberg, Halle und Marburg kam dieses Ereignis sehr zu statten, und ebenso erhielten andere deutsche Bibliotheken dadurch bedeutenden Zuwachs. Seitdem haben wohl kriegerische Verwicklungen wie der dreißigjährige Religionskampf im 17. Jahrhundert der Neigung, Geistesschätze aufzuhäufen, Eintrag getan, aber nur vorübergehend. Dagegen waren für die Vermehrung verschiedener Büchereien landesherrliche Verordnungen günstig wie die vom Kurfürsten zu Brandenburg 1699 erlassene und 1712 erneuerte, daß von jedem im Lande gedruckten Buche zwei Exemplare der Landesbibliothek überwiesen werden mußten.

Vor allem aber wirkte in dieser Richtung die seit dem Aufkommen der Buchdruckerkunst erleichterte Herstellung und der gewaltige Fortschritt, den man neuerdings auf allen Gebieten der Wissenschaft machte. Kein Wunder, daß die Bibliotheken der Gegenwart einen mächtigen Umfang aufzuweisen haben. So zählt die Pariser Nationalbibliothek etwa 2½ Millionen Bände, die des Britischen Museums in London 1½ Million, die Königliche Bibliothek zu Berlin etwa 1¼ Million.[1]) Die Münchner Hofbibliothek über 1 Million, die Straßburger Universitätsbibliothek 900000, die Universitätsbibliotheken in Breslau, Darmstadt, Dresden, Göttingen, Heidelberg, Leipzig, München, Tübingen sämtlich 300 000—500 000 Bände. Außerdem gibt es viele Vereinigungen, die ihren Mitgliedern zahlreiche Bücher zur Benutzung bieten, wie die Gesellschaft für Erdkunde in Berlin und die Oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften in Görlitz. Der Umfang von Privatbüchereien aber entzieht sich vielfach noch der öffentlichen Kenntnis. Der Jurist J. Enzmiller besaß 1656 etwa 22 000 Bände; doch war ein solcher Umfang damals vereinzelt. Öfter kam er seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts vor. So hatten in Sachsen reich ausgestattete Bibliotheken die Herren von Friesen, Herr von Frankenstein, Friedrich Benedikt Carpzow in Leipzig und der Dichter Johann von Besser (17 000 Bände). Graf Heinrich von Bühnau († 1762) besaß über 42 000, Graf von Brühl († 1763) 62 000 Bände; jene wurden vom sächsischen Staate für 40 000, diese für 50 000 Taler erworben. Und jetzt gibt es in der Reichs-

1) Gegründet 1661 vom Großen Kurfürsten, hatte sie beim Tode Friedrichs des Großen 150 000 Bände.

hauptstadt und deren Vororten über 100 Büchereien mit mindestens je 2000 Bänden, darunter die des Professors G. Schmoller (etwa 5000 Bände) und die seines Fachgenossen Adolf Wagner (6000 Bände), die hauptsächlich Werke staatswissenschaftlichen und geschichtlichen Inhalts aufweisen.

Hatten wir es vornehmlich bisher mit der Zahl und Größe der Bibliotheken zu tun, so gilt es nun auch einen Blick auf die Auswahl und Bedeutung ihrer Schätze zu werfen. Durch ein günstiges Geschick ist uns das Verzeichnis der berühmten Klostersammlung von St. Gallen aus dem 9. Jahrhundert erhalten. Danach waren in ihr damals 26 schottische Bücher, die wohl durch den Gründer der Abtei, den Irländer Gallus, dahin gekommen waren, ferner einzelne Bücher der Bibel, Schriften der Kirchenväter, Leben der Märtyrer, Mönchsregeln, die fränkische Chronik des Gregor von Tours, die Weltchronik des Eusebius, eine Weltbeschreibung, Gesetze und Rechtsbücher, Gedichte, Grammatiken und Arzneibücher. Der Inhalt hatte also ein einseitig theologisches Gepräge, und wesentliche Teile der Wissenschaften, die heutigen Tages gepflegt werden, fehlten gänzlich; vor allem fällt der Mangel an klassischen Schriftstellern auf, den wir uns nur so erklären können, daß sich diese jedes einzelne Mitglied der Klostergemeinschaft selbst beschaffen mußte. In einer solchen Annahme werden wir bestärkt, wenn wir den Katalog der Bücherei des Abtes Grimald durchmustern; danach besaß dieser tatsächlich die Schriften Vergils und Cäsars; im übrigen aber war die Auswahl nicht wesentlich anders: Paulinische Briefe, Psalmen, Evangelien und Meßbücher, Predigten, Lebensbeschreibungen der Kirchenväter und Heiligen, einige philosophische Bücher, Geschichtswerke über Karl den Großen und Ludwig den Frommen, eine Schrift über Indien, das Buch des Vegetius über die Kriegskunst, eine Astrologie und ein Arzneibuch.

Im Gegensatz dazu hatte es die humanistische Zeit hauptsächlich auf den Besitz von Werken der Griechen und Römer abgesehen. Daher erklärt sich der Eifer, mit dem damals in Italien und Griechenland alte Handschriften aufgekauft oder abgeschrieben, und die Rührigkeit, mit der überall in den neu errichteten Druckereien klassische Schriften vervielfältigt wurden. So gab es schon im Jahre 1500 etwa 70 verschiedene Ausgaben von Vergils und 100 solche von Ciceros Werken. Nächstdem kamen, abgesehen von den Bibeln und Schriften der Kirchenväter, besonders Erd- und Reisebeschreibungen in Aufnahme, für welche durch die Entdeckung Amerikas und die

Seefahrten der Spanier und Portugiesen das Interesse geweckt wurde. Dagegen war diese Zeitrichtung den altdeutschen Schriften nicht hold; denn die Gelehrten hatten mehr Sinn für alles, was zu Griechenland und Rom in Beziehung stand als für die vaterländische Literatur. Wenn daher nicht einzelne Edelmänner und Fürsten eine Anzahl Exemplare vor dem Untergang gerettet hätten, so würden wir noch weniger Handschriften unserer ältesten Dichtungen (vgl. als Probe derselben die beifolgende Kopie eines Merseburger Zauberspruchs nach dem Original in der Merseburger Dombibliothek) haben, als wir tatsächlich besitzen.

Eine dritte Periode der Bücherliebhaberei begann im 18. Jahrhundert. Jetzt raffte man Schätze aus allen Wissensgebieten und aus allen Sprachen zusammen, soweit man ihrer habhaft werden konnte. Schickte doch Herzog Ernst II. von Gotha (1772—1804) sogar einen Reisenden nach dem Morgenlande, um orientalische Handschriften zu erwerben, von denen sich noch jetzt viele (darunter 2900 arabische) in der Gothaischen Landesbibliothek vorfinden. Daneben war man darauf bedacht, womöglich Vollständigkeit in bestimmten Fächern zu erzielen, z. B. enthielt die Bibliothek des 1812 verstorbenen sächsischen geheimen Kriegsrats von Ponikau 12 000 Bände zur sächsischen Geschichte (jetzt in Halle a. d. S.), die des 1846 als Lehrer der Mathematik verschiedenen Ludwig Bledow eine umfangreiche Literatur über das Schachspiel (jetzt in der Königlichen Bibliothek zu Berlin) und die Sammlung des Freiherrn von Meusebach († 1847) unter ihren 36 000 Bänden zahlreiche Werke aus dem deutschen Schrifttum des 16. und 17. Jahrhunderts (jetzt gleichfalls in der Königlichen Bibliothek zu Berlin).

Der gegenwärtige Wert der für gelehrte Studien bestimmten Büchereien richtet sich in erster Linie nach dem Alter der darin enthaltenen Schriftstücke. Denn neuere Werke kann man sich in der Regel durch den Buchhandel verschaffen, Handschriften aber und Drucke aus dem 15. Jahrhundert höchstens durch Auktionen und auch hier oft nur für hohe Summen. Die Pergament- und Papyrusrollen, die dickleibigen Folianten mit schweinsledernem Rücken und starken Holzdeckeln, wie sie häufig bei älteren Geschichtswerken und theologischen Schriften vorkommen, die braunledernen Quartbände voll juristischer Weisheit sind der Stolz großer Bibliotheken. Die Königliche Sammlung in Berlin hat 30000 Handschriften, die Münchener Hofbibliothek 40 000, die berühmte Vatikanische in Rom, für die schon Papst Nikolaus V. († 1455) 3000 Manuskripte

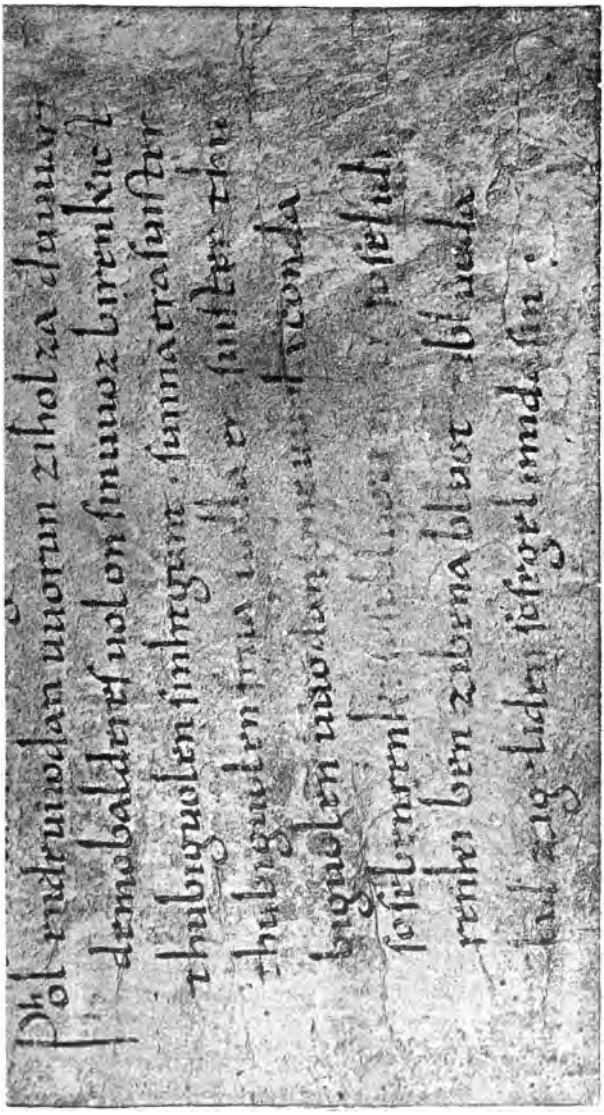


Abb. 34. Der zweite Merseburger Zauberspruch, für Fußverrenkung eines Pferdes.

zusammengebracht hat, zählt deren jetzt 26 000, darunter 19 000 lateinische, die große Pariser 92 000. Für besonders wertvoll gilt der Besitz seltener Handschriften. So befindet sich in München das im 8. Jahrhundert geschriebene Wessobrunner Gebet, der altsächsische Heliand aus dem 9. Jahrhundert, eine Nibelungenhandschrift aus dem 13. Jahrhundert, eine bedeutsame Handschrift von Gottfried von Straßburgs Tristan und Isolde und von Wolfram von Eschenbachs Parzival und Titurel, in Kassel das Hildebrandslied aus dem 9. Jahrhundert, in der Berliner Königlichen Bibliothek das Evangelienbuch, das Kaiser Lothar 852 bei seinem Eintritt in die Benediktinerabtei Prüm in der Eifel der Klosterbibliothek überreichte u. a.

Aber auch jüngere Handschriften können sehr wertvoll sein, wenn sie den Text des betreffenden Schriftstellers am besten überliefern oder nur noch eine ganz geringe Zahl von Exemplaren vorhanden ist. Das gilt z. B. von mehreren Manuskripten der Laurentianischen Bibliothek in Florenz: von der dem 7. Jahrhundert angehörenden ältesten Ausgabe der Pandekten (Gutachten und Aussprüche römischer Juristen) und von einer Tacitushandschrift aus dem 10. Jahrhundert, der einzigen, welche die fünf ersten Bücher der Annalen enthält. Oft ist es aber schwer, das Alter der Handschriften genauer zu ermitteln, da die ältesten Abschreiber weder ihren Namen noch Ort und Zeit ihrer Tätigkeit angegeben haben.

Überdies laufen öfter Fälschungen unter, ja sie sind bereits im Altertum nachweisbar. Schon König Ptolemäus Philadelphus von Ägypten hat dadurch Fälschungen veranlaßt, daß er für die Schriften des Aristoteles hohe Preise bezahlte und so manche Leute bestimmte, den Namen dieses Autors auf die Schriften anderer zu setzen. Der Bischof Egidius von Reims soll dem fränkischen König Childebert eine angeblich von diesem herrührende und vom Erzkanzler ausgefertigte Schenkungsurkunde überreicht haben, die von letzterem für unecht erklärt wurde. Nicht so schnell konnte der Betrug nachgewiesen werden bei den gefälschten Bruchstücken der römischen Stadtzeitung, die 1615 von dem Belgier Pighius und 1692 von dem Engländer Dodwell veröffentlicht wurden; doch hatte man schon 1781 den wahren Sachverhalt erkannt.[1]) Ähnlich erging es mit der Königinhofer Handschrift, einer Sammlung von 14 böhmi-

1) Ebenso verhält es sich mit der Schrift Ciceros de consolatione, die verloren gegangen ist, aber 1583 plötzlich in Venedig gedruckt auftauchte; erst nach zwei Jahrhunderten konnte man hier nachweisen, daß sie von Prof. C. Sigonio gefälscht war.

schen Liedern, die ein gewisser Hanka 1817 im Kirchturmgewölbe der böhmischen Stadt Königinhof gefunden haben will, aber aus übertriebenem Patriotismus selbst hergestellt hat, offenbar von der Absicht geleitet, seinen Landsleuten die Freude an dem Besitze eines altschechischen Schriftstücks aus dem 13. Jahrhundert zu bereiten. Doch hat man schon in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts an dem hohen Alter der Handschrift gezweifelt und neuerdings ist sie von Fachmännern als Fälschung erwiesen worden. Ferner dürfte es oft schwierig sein zu ermitteln, welches von mehreren den gleichen Text bietenden Manuskripten am zuverlässigsten ist und den meisten inneren Wert hat. Denn in Schrift, Buchstabenverbindungen, Abkürzungen, Satzzeichen, Sorgfalt und Genauigkeit der Arbeit weichen sie meist sehr voneinander ab. Manche Bücher sind auch von mehreren Personen geschrieben oder enthalten Zusätze und Verbesserungen von anderer Hand, z. B. bietet der Vatikanische Vergilcodex sechs Arten derselben, die, nach der Schrift zu urteilen, aus verschiedenen Zeiten stammen.

Auch die Illustrationen, die man gewöhnlich nachträglich hinzufügte und für die man daher mehrfach Platz ließ, ohne daß sie später ausgeführt worden wären, können von verschiedenen Malern herrühren. So sind in der letztgenannten Handschrift 50 Miniaturen enthalten, von denen die ersten neun große Naturwahrheit und Zartheit der Empfindung zeigen, die nächsten 31 handwerksmäßig gezeichnet und flüchtig hingeworfen sind, die letzten 10 aber wieder mehr künstlerischen Sinn verraten. Auch das ist nicht gleichgültig bei der Beurteilung alter Manuskripte, ob sie vollständig oder nur teilweise auf uns gekommen sind. So liegen von dem Vatikanischen Vergil noch 75 Pergamentblätter vor, während sich das ganze Werk wahrscheinlich aus 420 Blättern (mit 245 Bildern) zusammengesetzt hat. Demnach sind fast fünf Sechstel der Schrift untergegangen.

Daß aber verhältnismäßig wenig alte Bücher erhalten blieben, erklärt sich einmal aus der geringen Zahl ursprünglich vorhandener Exemplare und sodann aus der Vernichtung durch Kriege, Erdbeben, Feuersbrünste und andere Ereignisse. Von der alexandrinischen Bibliothek wird überliefert, daß sie dreimal in Flammen aufgegangen ist, im 1. Jahrhundert vor und im 4. und 7. Jahrhundert nach Christi Geburt. Zum ersten Male wurde sie durch Feuer vernichtet, als Cäsar die im Hafen liegende ägyptische Flotte in Brand steckte. Nachdem dann der römische Feldherr Antonius

200 000 Rollen aus dem kleinasiatischen Pergamum nach Alexandria gebracht und der Königin Kleopatra geschenkt hatte, wuchs die Sammlung wieder beträchtlich an, doch fiel sie 391 dem Glaubenseifer der ägyptischen Christen zum Opfer, die von den altheidnischen Büchern nichts wissen wollten; abermals erneuert und zur Blüte gelangt, fand sie ihren Untergang durch den Fanatismus der Araber, die nach der Einnahme der Stadt die Schriftstücke als Heizungsstoff für die öffentlichen Bäder benutzten.[1]) Die Bücherei des Kirchenvaters Augustin zu Hippo in Afrika ward bald nach seinem Tode durch die barbarischen Vandalen vernichtet. Von den seltenen 1457 in Mainz gedruckten Psaltern sind zwei in dieser Stadt während der französischen Revolution verschwunden und nicht wieder aufgefunden worden.

Namentlich im Dreißigjährigen Kriege wurden viele wertvolle Bücher durch die Flammen verzehrt und andere als Beute mit fortgeschleppt. Rauhes Kriegsvolk zerstreute damals die Bibliothek des Klosters zu Fulda in alle Winde, und Tilly raubte der Heidelberger kostbare Stücke, um sie der Vatikanischen in Rom einzuverleiben, von wo 1815 wenigstens die altdeutschen Handschriften zurückgegeben worden sind; die Gothaer Bibliothek aber, die Herzog Ernst der Fromme 1640 bei der Erbteilung mit seinen Brüdern erhielt, bestand nicht zum wenigsten aus Büchern, die während des Krieges (1631—1634) aus München, Würzburg und den Klöstern des Magdeburgischen und Mainzischen Gebietes mitgenommen worden waren. Auch in späteren Kriegen verfuhr man nicht anders: 1797 schafften die Franzosen 2000 Manuskripte des Vatikans und 1809 zahlreiche Schätze der Wiener Bibliothek nach Paris. Ähnlich erging es der berühmten Manessischen Liederhandschrift, die in 7000 Strophen den Text von ungefähr 140 Minnesängern bietet und wahrscheinlich Anfang des 14. Jahrhunderts auf Veranlassung des Züricher Patriziers Rüdiger Manesse hergestellt worden ist. (Vgl. die beifolgende Schriftprobe eines Liedes Walters von der Vogelweide aus dieser Handschrift.) Während sie sich im 16. Jahrhundert in den Händen des Freiherrn Philipp von Hohensax befand, kam sie durch dessen Witwe an den Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz und vermutlich 1622 infolge der Einnahme Heidelbergs nach Frankreich. 1657 wurde sie von den beiden französischen Altertumssammlern P. und J. Dupuy der Nationalbibliothek in Paris

1) Doch wird dies neuerdings von den Orientalisten bezweifelt.

geſchenkt, von wo ſie durch Vermittlung des Straßburger Buchhändlers Trübner auf Koſten des Deutſchen Reiches 1888 für die Heidelberger Bibliothek zurückerworben worden iſt. Noch wechſelvollere Schickſale hatte die Laurentiana in Florenz, deren Haupt-

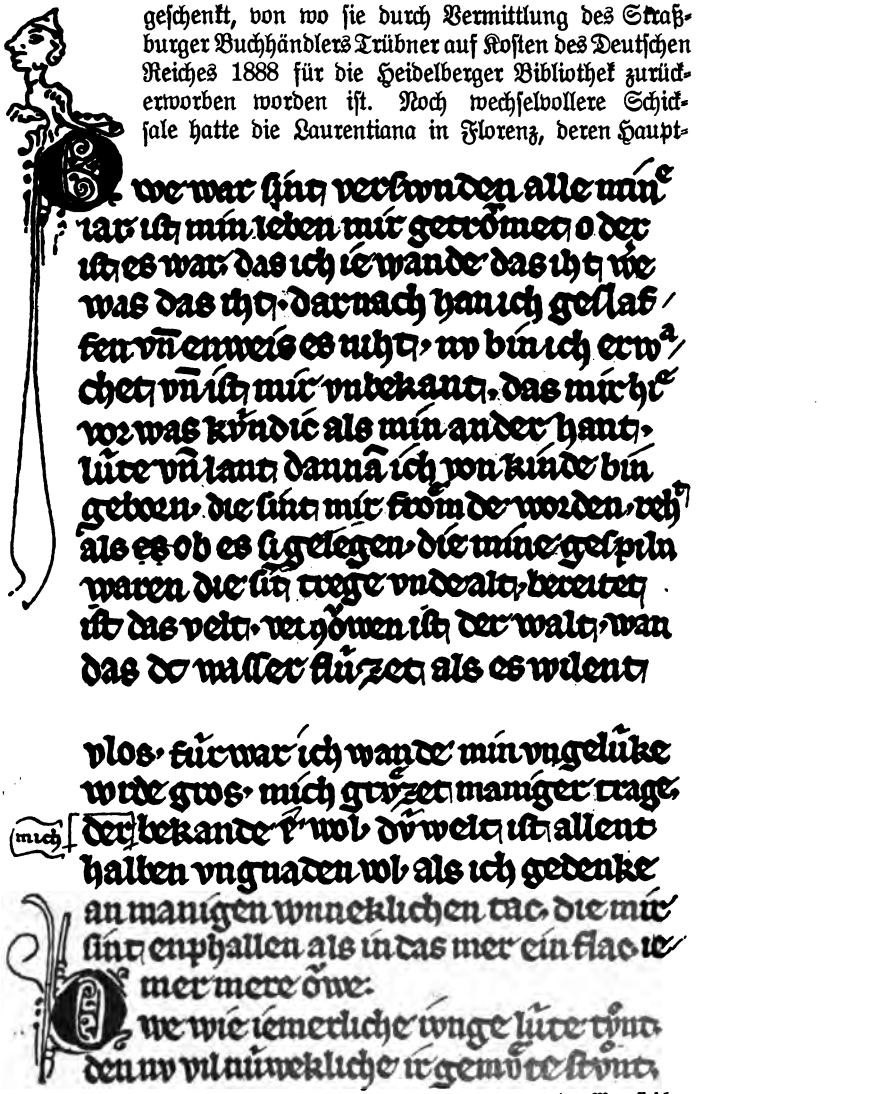


Abb. 35. Anfang eines Liedes von Walter von der Vogelweide aus der Maneſſeſchen Liederhandſchrift; vgl. S. 132.
In der Handſchrift ſind die großen Anfangsbuchſtaben blau, die Verzierungen rot.

wert in den 8000 alten Handschriften liegt. Sie wurde 1494 von einem französischen Heere geplündert, die übrigbleibenden Bücher gingen dann durch Kauf in den Besitz eines florentinischen Klosters, später in den eines Kardinals über, der sie 1500 nach Rom schaffte; 1523 ließ sie Papst Clemens VII. noch Florenz zurückbefördern, wo sie 1571 wieder dem öffentlichen Verkehr übergeben und im Laufe der Jahrhunderte mit verschiedenen anderen Sammlungen verschmolzen wurden.

Vielfach mögen Bücher auch in Friedenszeiten aus Bibliotheken weggekommen sein. Darauf läßt namentlich der Umstand schließen, daß die wertvollen Handschriften früher in der Regel angekettet wurden, so schon 1400 zu Dôle in Frankreich und noch gegenwärtig bei manchen Schätzen der Laurentiana in Florenz, der Bodleiana in Oxford und anderer Büchereien; darauf weisen auch die vormals häufig in alle einzelnen Bände eingeklebten Buchzeichen (Exlibris = ex libris, aus der Bücherei des N. N.), Holzschnitte oder Kupferstiche, die den Namen des Besitzers trugen und seit der Mitte des 14. Jahrhunderts üblich waren, ursprünglich oft grob hergestellt, später aber durch Künstler wie Dürer, Holbein, L. Kranach und Chodowiecki vervollkommnet wurden[1]); darauf deuten endlich die Bestimmungen hin, die in vielen Klöstern bestanden, daß die Bücherverzeichnisse alljährlich in der Versammlung der Klosterbrüder vorgelesen und auf ihre Richtigkeit geprüft werden sollten.

Eine Hauptsache ist es natürlich für den Gelehrten, daß er die Aufbewahrungsorte aller wertvollen Handschriften kennt. Das ist aber am leichtesten zu erreichen, wenn für gute, gedruckte Kataloge gesorgt wird. Daher ist auch die Gegenwart bestrebt, umfassende Verzeichnisse der vorhandenen Bücherschätze zu beschaffen. Am wenigsten ist man noch über das unterrichtet, was sich in Privat-

1) Der Brauch, ein Bibliothekszeichen zu führen, ist echt deutsch und so ist denn auch Deutschland die eigentliche Heimat des künstlerisch durchgeführten Ex libris. Gewiß ist es schon im Altertum üblich gewesen, derartige Zeichen zu führen, und schon Ägypter und Assyrer haben ihre Pergamentrollen durch besondere Zeichen kenntlich gemacht. Das Ex libris aber im Sinne der heute üblichen Blätter hat seine Heimat in Deutschland. In der Schaffensepoche unserer großen deutschen Meister, im sechszehnten Jahrhundert, erlebte es einen Höhepunkt, der es bis nach England, Italien und Frankreich führen sollte, um die Wende des siebzehnten Jahrhunderts wird die Neigung für das künstlerische Bibliothekszeichen in Nordamerika heimisch und im achtzehnten Jahrhundert endlich, unter der Herrschaft der beiden letzten großen Ludwige, erlebt es in Frankreich noch einmal eine beachtenswerte Nachblüte.

händen befindet, während die öffentlichen Sammlungen meist Hilfsmittel genug zur Verfügung stellen. Bereits ist ein Gesamtkatalog für die großen preußischen Bibliotheken in Angriff genommen worden, und von Brüssel aus geht der Plan, eine einheitliche internationale Bibliographie herzustellen, die etwa 12 Millionen Nummern umfassen dürfte. Überdies ist man in neuerer Zeit bemüht, die Benutzung der Bücherschätze in jeder Beziehung zu erleichtern; namentlich hat man in den guten Bibliotheken Lesezimmer eingerichtet, in denen die am häufigsten gebrauchten Werke aufgestellt sind, damit sie bequem von jedermann nachgeschlagen werden können. So stehen im Leseraume der Berliner Universitätsbibliothek jetzt 5313 Bände, für die ein besonderer Katalog vorhanden ist; und da man in einem solchen Zimmer auch andere Bücher schnell zur Benutzung überlassen bekommt, so ist es kein Wunder, daß von dieser Einrichtung überall gern Gebrauch gemacht wird. Z. B. ist in der Königlichen Bibliothek zu Berlin 1897 der Lesesaal von 41 533 Personen benutzt worden. Ferner werden jetzt Handschriften, wenn auch nicht gerade die allerkostbarsten, von einem Orte zum andern verschickt und den Gelehrten, die sie für ihre Arbeiten brauchen, zum Studium in den Räumen anderer Bibliotheken überlassen, endlich ist man neuerdings bemüht, Nachbildungen von Handschriften herauszugeben, die meist durch Photographie, Licht- oder Steindruck hergestellt werden. Z. B. tut dies seit Jahren die Londoner paläographische Gesellschaft, die Pariser Ecole des Chartes und das italienische paläographische Archiv. Infolge dieser Einrichtungen ist es vielfach nicht mehr nötig, weitere Reisen zu unternehmen, um an Ort und Stelle Handschriften vergleichen zu können.

Wir haben bisher nur die alten Schriftstücke hervorgehoben, weil auf ihnen der Hauptwert wissenschaftlicher Bibliotheken beruht. Doch wollen wir nicht unterlassen zu bemerken, daß auch neuere Werke oft hoch im Preise stehen und daher selten von Privatleuten angekauft werden. Dies gilt u. a. von der Geschichte der europäischen Staaten von Heeren, Ukert und Giesebrecht, deren Herausgabe 1829 begonnen hat und von der zurzeit etwa 100 Bände vorhanden sind (= 1000 Mark), von der großen Enzyklopädie der Wissenschaften und Künste von Ersch und Gruber, die seit 1818 erscheint und in 156 Bänden für 1800 Mark käuflich ist, endlich von den Monumenta Germaniae Historica (Geschichtsdenkmäler Deutschlands), begründet von Pertz 1830, gegenwärtig etwa 150 Bände zum Ladenpreise von ungefähr 3000 Mark.

Den gelehrten Büchereien sind die für das größere Publikum bestimmten entgegengesetzt. In erster Linie gehören hierher die Leihbibliotheken. Sie enthalten in kleineren und mittleren Städten fast nur Romane, Novellen und andere Unterhaltungsschriften, darunter nicht selten eine Masse Skandalgeschichten und Schundliteratur, in größeren Städten auch belehrende Bücher wie Lebensbilder, Geschichtswerke, Reisebeschreibungen, naturwissenschaftliche Arbeiten, Gedichte usw. Oft sind sie stark abgegriffen und zerrissen, dabei schmutzig und unsauber; aber ehe sich der Deutsche ein Buch kauft, läßt er sich lieber derartige unangenehme Beigaben gefallen. Natürlich sind die am meisten begehrten Schriften immer in mehreren Exemplaren vorhanden, so daß in dieser Beziehung um so mehr gesorgt sein wird, je höher sich die Zahl der Leser beläuft. Die bedeutendste Leihbibliothek der Welt, die von Herrn Mudie in London, weist fast kein Buch auf, das nicht in mindestens 300 Stücken vorrätig wäre, wohl aber manche, von denen 1000—3000 vorhanden sind. Während das Leihbibliothekswesen in Deutschland stark verbreitet ist, haben wir große öffentliche Volksbüchereien, wie sie in England und Amerika, Schweden und Norwegen bestehen, nur sehr wenige; so weit hat sich die Fürsorge des Staates und der reichen Leute bei uns noch nicht erstreckt, obwohl sich unser Land so gern als das Land der Volksbildung bezeichnet. Was man bei uns bisher unter dem Namen Volksbibliotheken ins Leben gerufen hat, kann vielfach nicht als eine Zugänglichmachung der geeigneten Bücherschätze für das Volk, sondern vielmehr als eine Abspeisung mit ein paar Unterhaltungs-, Erbauungs- und vaterländischen Schriften bezeichnet werden, die nach Gutdünken angeschafft oder durch Zufall zusammengekommen sind. Allerdings ist nicht zu leugnen, daß seit 1841 zahlreiche Vereine gegründet worden sind, die sich zur Aufgabe gestellt haben, Volksbildung zu verbreiten und Volksschriften zu veröffentlichen, zuerst in Zwickau, dann in Magdeburg, Bremen, Weimar usf., aber diese haben den Neigungen der Menge oft zu sehr nachgegeben, anstatt sie geistig nach und nach zu heben. Auch die zahlreichen öffentlichen Volksbibliotheken, die der wissenschaftliche Verein in Berlin seit 1850 geschaffen hat, entsprechen den Anforderungen, die man an sie stellen muß, noch nicht völlig und lassen sich nicht im entferntesten mit den Stiftungen vergleichen, wie sie amerikanische Millionäre gern ihrer Vaterstadt machen, z. B. mit der Astor-Bibliothek von New York.

Freilich kann sich jetzt auch der weniger Bemittelte viel leichter eine hübsche Bücherſammlung anlegen als früher. Fuſt erhielt für ein Exemplar ſeiner lateiniſchen Bibel noch 100 bis 200 Gulden, und zu Luthers Zeit, als ſchon tauſende von heiligen Schriften gedruckt wurden, mußte man für ein Neues Teſtament immer noch zwei bis drei Taler entrichten. Von der auf Veranlaſſung Ernſts des Frommen von Gotha 1638—1640 in Nürnberg gedruckten (Erneſtiniſchen Bibel) hat dieſer damals ſelbſt 6 Taler für das Stück bezahlt, während man jetzt die ganze Bibel ſchon für ½ Taler bekommen kann. Ebenſo ſind die deutſchen Klaſſiker jetzt zu außerordentlich niedrigen Preiſen käuflich, z. B. in der Heſſeſchen Ausgabe Schiller und Shakeſpeare für 6 Mark, Uhland und H. v. Kleiſt für 1,75 Mark.

Und nun noch ein Wort über das Äußere der Bücher! Bis zum Jahre 300 herrſchte für Pergament- und Papyrushandſchriften die Rollenform. Die Zahl der nebeneinander geſchriebenen Kolumnen (eigentlich Säulen, dann ſenkrechte Reihen) richtete ſich nach der Länge des zuſammengerollten Streifens. Auf einem in Oberägypten gefundenen, über zwei Meter langen Papyrusmanuſkript mit 677 Verſen der Ilias Homers ſind 16 Kolumnen vorhanden, jede zu 41—43 Verſen, gewöhnlich aber iſt ihre Zahl geringer. Im 4. Jahrhundert wurde der Kodex üblich, deſſen aus den quadratiſchen Wachstafeln der Griechen und Römer hervorgegangenes Quartformat nur drei bis vier Kolumnen für die Seite geſtattete. An ſeine Stelle trat ſpäter die Buchgeſtalt des länglichen Folio mit meiſt zwei Kolumnen, und erſt ſeit 1470 kam Oktav, Duodez u. a. hinzu. Weiße Ränder frei zu laſſen war im 15. Jahrhundert noch nicht üblich; ebenſowenig wurden die Anmerkungen auf den Raum unter dem Texte beſchränkt, ſondern ſie liefen ringsherum. Anfangs verband man gewöhnlich vier Blätter miteinander durch Zuſammenleimen oder Zuſammenheften, jenes namentlich bei Papyrus, dieſes bei Pergament. Dem Gebrauche der Kuſtoden (= Wächter), d. h. der Sitte, am Ende jeder Lage oder Seite dasjenige Wort unter die Zeile zu ſetzen, mit dem die nächſte anfängt, begegnen wir nicht vor dem 12. Jahrhundert, noch ſpäter (im 14. Jahrhundert) der Einrichtung, die einzelnen Blätter oder Seiten mit Nummern zu verſehen (foliieren, paginieren); dies geſchah zunächſt mit römiſchen Ziffern, mit arabiſchen erſt ſeit 1489. Titelblätter mit Jahreszahl, Namen und Wohnort des Herausgebers finden ſich in den älteſten Wiegendrucken bis

zum Jahre 1485 noch nicht, oft standen dagegen die gewünschten Angaben am Schlusse der Bücher. Aber die Sitte, mit dem Drucke des Textes auf der Rückseite des ersten Blattes zu beginnen oder auch das ganze erste Blatt frei zu lassen, führte zur Einrichtung von selbständigen Titelseiten oder Titelblättern. Auch wurden in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts vorn häufig Empfehlungen oder Widmungen angebracht.

Das Einbinden ließen im alten Rom die Buchhändler durch ihre Sklaven besorgen, im Mittelalter übernahmen es die Mönche, die überhaupt alle Schriftstücke von A bis Z fertigstellten und sich dabei möglichst in die Hände arbeiteten. Die einen bereiteten das Pergament und später das Papier, andere liniierten es, die dritten schrieben oder malten die schönen Anfangsbuchstaben und Miniaturbilder; wieder andere waren mit dem Korrigieren und die letzten mit dem Einbinden beschäftigt. Erst gegen Ende des Mittelalters entwickelte sich ein besonderes Buchbindergewerbe, namentlich unter dem Einflusse der Universitäten. Die Bücherdeckel waren ursprünglich aus Holz, doch gab es schon frühzeitig Überzüge von Elfenbein, Gold, Silber, Seide oder Samt; in den Klöstern aber verwendete man gern alte Pergamente zu Einbanddeckeln. Um gegen Verstäubung zu schützen, hatte das Altertum die Rollen in Kapseln gehüllt oder in Truhen von Zedern- und Zypressenholz getan; als man aber an deren Stelle in größerem Umfange Bücherbretter einführte, stellte sich die Notwendigkeit heraus, die Schnittfläche mit Farbe zu überziehen oder zu vergolden, um das Eindringen des Staubes zu verhüten. Während die Büchertitel bis zum 16. Jahrhundert auf den oberen Schnitt geschrieben wurden, führte damals der französische Bücherfreund Jean Grolier den Rückentitel ein, wodurch das Auffinden der Werke wesentlich erleichtert wurde. Um das Abstoßen zu verhindern, brachte man Ecken von Metall und Knöpfe an, gegen das Krummbiegen und Werfen der Blätter schützte man durch Schließen. Die schönsten Einbände lieferte das Mittelalter im 9. bis 12. Jahrhundert, als das Mönchstum in Blüte stand (vgl. die beifolgende Abbildung)[1]; doch lassen sich bis ins 14. Jahrhundert prächtig gebundene Gebetbücher u. a. Schriften nachweisen, die nach byzantinischem

1) Dieser Buchdeckel stammt von einem Evangelienbuch aus Essen an der Ruhr, ist um 1050 gefertigt und mit reichem Schnitzwerk versehen, das von getriebenen Goldblechrahmen umgeben ist; in den Eckfugen sind Edelsteine eingelegt.

Muſter mit Gold und Edelſteinen ſowie mit Filigranarbeit geziert waren. Dann taten ſich wieder die Brüder vom gemeinſamen Leben (ſeit der Mitte des 14. Jahrhunderts) in dieſer Kunſt hervor. Was für koſtbare Arbeiten man damals geliefert hat, lehrt

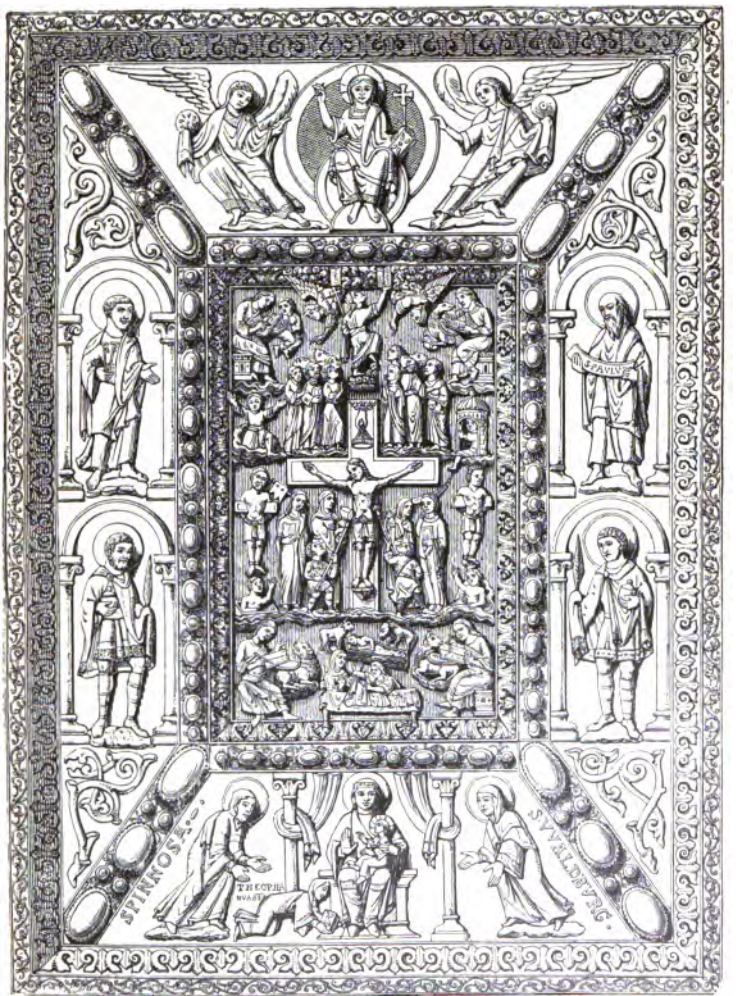


Abb. 36. Einband eines Evangelienbuches in Eſſen; vgl. S. 138.

ein Blick auf die in den Bibliotheken zu München, Würzburg, Bamberg, Gotha u. a. erhaltenen schönen Buchdeckel.

Durch den Verfall der Klöster ging auch die Buchbinderei zurück; erst im 15. Jahrhundert begann sie mit dem Aufkommen der humanistischen Bestrebungen von neuem zu erblühen. Seitdem finden wir auf den Deckeln häufig eine mit Stempeln hergestellte Pressung, die etwa 200 Jahre lang üblich blieb. Außerdem kam um dieselbe Zeit die künstlerische Ausgestaltung und Schmückung des Lederüberzugs durch Schneiden, Ritzen und Punzen in Aufnahme, hundert Jahre später aber begegnen wir, zuerst in Venedig, den Einbänden mit heiß gepreßten und vergoldeten Decken, die aus Persien und Arabien übernommen worden waren. Sie wurden vor allem von dem Italiener Thomas Majoli (vgl. die beifolgende Abbildung) und dem schon genannten Franzosen Jean Grolier gepflegt; daher führen die farbenprächtigen Ledermosaiken noch gegenwärtig die Namen dieser Männer.[1]) Im 17. Jahrhundert liebte man für Erbauungsbücher u. a. Schriftstücke Metallbeschläge, die sich entweder nur auf die Ecken und Ränder erstreckten oder den ganzen Deckel überzogen, durchbrochen oder nicht durchbrochen waren. Dabei erfreute sich die Buchbinderei seit der Renaissancezeit oft der besonderen Fürsorge von reichen Kaufleuten in bedeutenden Handelsplätzen wie Nürnberg oder von Fürsten wie denen von Bayern und Sachsen. Namentlich Kurfürst August von Sachsen († 1586) hat das Verdienst, die Buchbinder seines Landes auf die italienischen und französischen Verzierungen hingewiesen und zu deren Nachahmung angespornt zu haben; ja, er richtete sogar im Kanzleigebäude zu diesem Zwecke eine eigene Werkstätte ein. Auch namhafte Künstler ließen es sich nicht nehmen, Zeichnungen für Büchereinbände zu machen; daher besitzen wir von L. Kranach, Holbein u. a. hervorragenden Männern herrliche Entwürfe. Im 18. Jahrhundert trat ein Rückgang des Gewerbes ein: das Äußere der Bücher wurde nüchtern und trocken, da man mehr Wert auf den Inhalt als auf die Form legte. In den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts vollends drängte der Sinn für Sparsamkeit und für das Praktische alle Rücksichten auf das Schöne zurück, bis endlich von der ersten Londoner Weltausstellung im Jahre 1851 neue Anregung ausging. Seitdem sieht man bei uns wieder mehr auf künstlerische Ausstattung der Bücher, wählt gepunzte oder ge-

1) Der Franzband ist nach Franz I. von Frankreich benannt worden.

triebene Arbeit und ist darauf bedacht, Anmut und Gefälligkeit in den Einbänden zur Geltung zu bringen. Davon kann man sich in den großen Buchbindereien, die jetzt in Berlin, Wien, Leipzig,

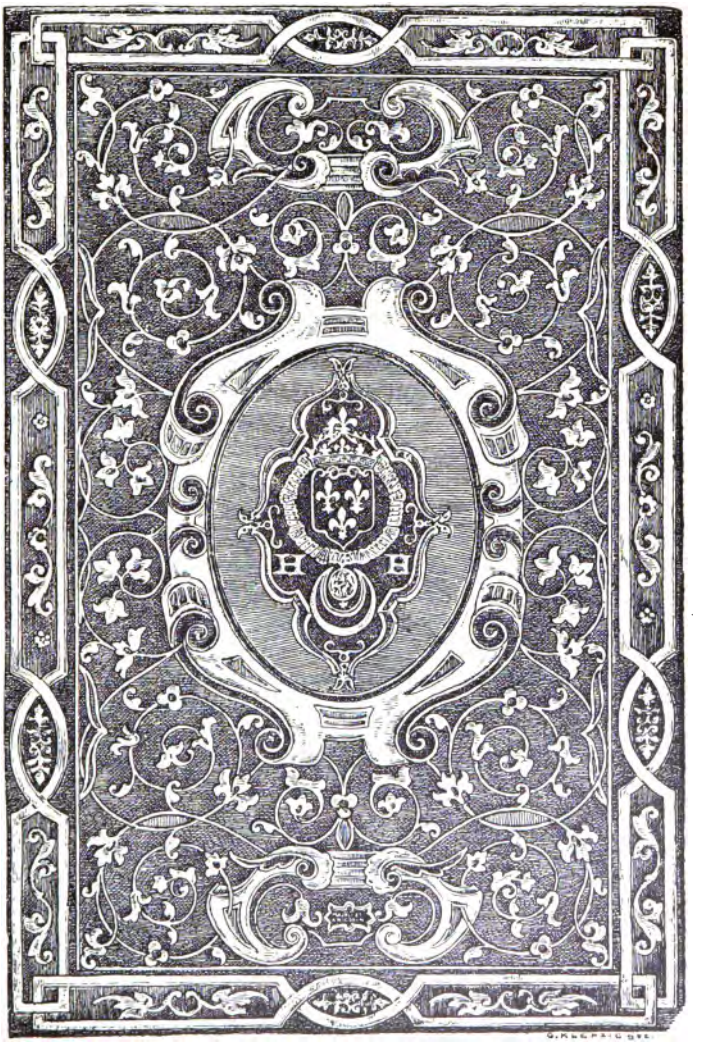


Abb. 37. Einband des Italieners Majoli; vgl. S. 140.

Düsseldorf, Hamburg, Altenburg u. a. bestehen, tagtäglich überzeugen, ja, mehrere deutsche Buchbinder haben sich neuerdings sogar großen Ruf im Auslande erworben wie Jos. Zähnsdorf in London und Georg Trautz in Paris.

8. Bücherliebhaberei und Verwandtes.

So leicht erklärlich die Freude der Menschen an Besitz von Geld und Gut ist, so wenig sieht man ein, wie sie dazu kommen, vielfach an Nichtigkeiten Gefallen zu finden oder Absonderlichkeiten zu sammeln, die nur einen eingebildeten Wert haben. Indes „über den Geschmack darf man sich nicht in Erörterungen einlassen", er ist unberechenbar, und trotz der Zunahme der Gesittung haben die Menschen in dieser Hinsicht wenig Fortschritte gemacht. Wohl sind die Gegenstände, auf die sich der Sammeleifer geworfen hat, vielfach anders geworden, aber die Tatsache bleibt bestehen, daß noch gegenwärtig Dinge von gebildeten Menschen zusammengesucht, ja oft mit großen Kosten aufgekauft werden, über die man sich wundern muß. Wenn der bekannte Tyrann Dionys von Syrakus, dessen Schiller in seiner Bürgschaft gedenkt, für eine beträchtliche Geldsumme die Schreibtafel des griechischen Dichters Äschylus erwarb oder ein anderer sich um hohen Preis die Lampe des Philosophen Epiktet verschaffte, so ist das allenfalls noch zu begreifen, da es sich hier um ein Andenken an einen großen Mann handelt; wenn sich aber heutigestags der Vorstand des englischen Bankhauses der Brüder Baring eine Sammlung von mehreren Tausend Spazierstöcken angelegt hat oder ein Herr Bayswater in London im Laufe der letzten zwanzig Jahre etwa sechzehntausend Abfälle von Schuhen und Stiefeln auf der Straße aufgelesen, numeriert und mit Angaben über Ort und Zeit des Auffindens versehen hat, so können wir uns kaum eines Lächelns über diese Schrullen enthalten. Denn wir vermögen schlechterdings die Freude am Besitze solcher Dinge nicht zu begreifen.

Anders liegt die Sache schon, wenn die gesammelten Gegenstände dem Auge des Beschauers einen schönen Anblick gewähren. Nach diesem Gesichtspunkte läßt sich wohl die Neigung orientalischer Fürsten und hervorragender Römer erklären, sich geschnittene Steine in großer Menge zu erwerben oder im Kriege anzueignen wie Lucullus, Sulla und Pompejus. In ähnlicher Weise verhält es sich mit der Vorliebe der jüngsten Zeit, Siegelabdrücke, Stempel,

Briefmarken, Briefumschläge und Ansichtspostkarten zusammenzubringen. Denn diese Dinge erfreuen trotz ihres geringen Umfangs oft durch Farbenpracht und Schönheit der Zeichnung außerordentlich und bilden daher einen wirklichen Schmuck der Sammelmappe oder des Albums. Auch fällt es nicht schwer, mit geringen Mitteln schnell eine hübsche Auswahl in seine Hände zu bekommen. Daher wird diese Liebhaberei von jung und alt, hoch und niedrig gern betrieben.

Hat man sich auf diese Sammelobjekte erst in neuerer Zeit geworfen, so läßt sich die Liebhaberei für Briefe, Handschriften, Bücher u. a. Schriftstücke schon seit dem Altertum nachweisen. Und hier sind die verschiedensten Gesichtspunkte maßgebend gewesen. Auf der niedrigsten Stufe stehen diejenigen, die die Bücher bloß erwerben, um sie zu besitzen, denen, weil sie nicht darin lesen, weniger an der Auswahl liegt, als daran, möglichst viele zusammenzutragen. In Griechenland gab es zu Lucians Zeit (2. Jahrh. n. Chr.) zahlreiche Leute, die oft nicht einmal die Titel der Werke kannten, welche sie aufgespeichert hatten. „Sie hielten diese nur den Mäusen zum Zeitvertreib, den Motten zur Wohnung und den Bedienten, die sie vor beiden hüten sollten, zur Qual." Und ähnlich stand es seit der Mitte des 1. Jahrh. n. Chr. Geburt in Rom. Wenigstens erzählt der Philosoph Seneca, die Bücher würden nicht gekauft als Mittel für Studien, sondern als Schmuck für die Wände und zur Schaustellung. Unter so vielen Tausenden von Rollen gähne der Besitzer, der sein größtes Wohlgefallen an den Aufschriften und Titeln trage. Gerade bei den größten Müßiggängern finde man nicht selten alle möglichen Werke an den Wänden bis unter das Dach hinauf aufgetürmt. Nicht viel höher erhebt sich der Geschmack derjenigen Bücherliebhaber neuerer Zeit, die sich bloß über die Menge der aufgestapelten Geistesschätze freuen und mit Stolz alle darauf hinweisen, welche ihnen in ihrer Häuslichkeit einen Besuch abstatten.

Etwas mehr Wert hat der Eifer derer, die besonders auf schöne Einbände Jagd machen, wiewohl sie nicht selten so weit gehen, um das Auge zu befriedigen, mit bloßen Attrappen, d. h. hohlen Pappkästen, die äußerlich die Form von hübsch gebundenen Büchern haben, vorlieb zu nehmen. Am höchsten werden meist die Grolier-einbände geschätzt, für die man oft hohe Summen zahlt. So hat 1887 bei einer Versteigerung von Techemer in Lyon ein Grolierscher Heliodorus den Preis von 12 000 Franken erzielt und ist wahr-

scheinlich nach New York gekommen, wo sogar ein eigener Grolierklub besteht; ein anderes Werk aus der Bibliothek desselben Bücherfreundes, der 1515 von Aldus Manutius gedruckte Catull, wurde 1894 auf der Auktion mit 10 000 Franken bezahlt. Aber auch für sonstige alte Bücherdeckel entrichtet man oft hohe Preise; ein gotischer Ledereinband, den der Kaplan Reichenbach in Geislingen 1469 angefertigt hat, wurde der Nationalbibliothek zu Paris aus der Kollektion Lomenie für etwa 4000 Franken überlassen, und eine französische Ausgabe der Briefe des heiligen Augustin, Paris 1701, gebunden von Boyet, wurde 1888 für 9000 Franken versteigert. In allen diesen Fällen hat weniger das Alter und die Seltenheit der Schriften als die Kostbarkeit der äußeren Ausstattung für die Wertbestimmung den Ausschlag gegeben. Auch schöne Illustrationen können jemand zum Erwerb der betreffenden Bücher veranlassen, sei es Holzschnitte oder Miniaturen mit herrlichen roten und blauen Farben.

Andere Sammler haben ihr Augenmerk besonders auf Drucke aus bestimmten Offizinen gerichtet und fahnden vor allem auf solche aus den Druckereien von Aldus Manutius in Venedig, Elzevir in Amsterdam und Leyden, Etienne und Didot in Paris. Und in der Tat sind die Schöpfungen dieser Männer, was Schönheit, Sauberkeit und Richtigkeit anbelangt, Meisterwerke jener Zeit. Auch kamen die genannten Buchdrucker den Neigungen der Bücherfreunde insofern entgegen, als der ersterwähnte von verschiedenen Schriften eine Anzahl Stücke auf Seide oder auf besonders starkem und farbigem Papier herstellen ließ, der letztgenannte aber das Velinpapier erfand und zur Anfertigung von Liebhaberausgaben benutzte, die eifrig begehrt wurden.

Noch sonderbarer ist die Neigung, die man namentlich unter den Engländern antrifft, ältere Werke zu sammeln, in denen ein breiter, unbedruckter, weißer Rand vorhanden ist, oder Schriftstücke aus alter Zeit, die noch nicht aufgeschnitten sind. Andere haben es wieder auf kleine Ausgaben abgesehen und besitzen ganze Sammlungen in Duodez-, Sedez- oder kleinerem Format. So ist uns eine Bibel in zwei Bänden aus dem Jahre 1650 erhalten, die ein Format von 34 zu 18 Millimetern zeigen. Zu Haag gedruckt, hat dieses typographische Wunderwerk noch 84 Kupferstiche aufzuweisen, die bei aller Kleinheit von hoher künstlerischer Qualität sind. Ein Pariser Bibliomane besitzt des großen Italieners Dante Alighieris „Göttliche Komödie" in einem Format von 38 zu 22 Millimetern. Das

500 Seiten starke Zwergbüchlein ruht in einem Futteral, dem eine Lupe beigegeben ist.

Häufig richtet sich auch das Interesse der Sammler darauf, zahlreiche gleichartige Schriften in ihre Hände zu bekommen, wobei natürlich die größere oder geringere Vollständigkeit von Belang ist. So hat der englische Schauspieler Irving eine bedeutende Menge von Theaterzetteln zusammengebracht und die Baronin Burdett-Coutts in London sehr viele Shakespeareausgaben in Großfolio. Erzherzog Rainer in Wien besitzt eine große Papyrussammlung, die Schriftstücke in 10 Sprachen vom 14. Jahrh. v. Chr. bis zum 14. Jahrh. n. Chr. enthält. In Deutschland gibt es die beträchtlichste Zahl solcher Liebhaberbibliotheken zu Berlin. Ein Herr Arnold Reimann hat 5000 Bände im Besitz, die sich größtenteils mit der Reformation und dem Humanismus beschäftigen, ein anderer, namens Gustav Gottschalk, nennt ungefähr 1000 Bände zur Faustliteratur sein eigen, der Geheime Justizrat Robert Lessing 10 000 Bände von Schriften seines Vorfahren, des Dichters Lessing, oder von Werken über diesen; in der Bibliothek des Freiherrn von Lipperheide sind 5500 kostümgeschichtliche Bücher, 2460 Jahrgänge von Modezeitungen und Modenalmanachen, sowie 30 000 Handzeichnungen enthalten, während Dr. Eduard Griesebach etwa 5000 Bände belletristischer Literatur aus aller Herren Ländern aufgehäuft hat. Der verstorbene Professor Langenscheidt hatte sein Augenmerk vor allem auf Erwerbung älterer und neuerer Wörterbücher, Buchzeichen und der darüber geschriebenen Abhandlungen gerichtet, und Stadtrat Friedel auf das Fischereiwesen.[1]) Eine sehr umfangreiche Literatur über die Rheinprovinz gehört dem Dr. A. Leppla, einem Herrn Gutbier aber eine solche über seine Heimat Langensalza; Dr. H. Brendicke ist ein Liebhaber von Kunstkatalogen, deren er 3000 besitzt, und Emanuel Wertheimer verfügt über große Sammlungen von Werken mit Sprichwörtern und Sinnsprüchen. Von öffentlichen Bibliotheken hat die in Wernigerode über 3200 Bibelausgaben, die Königliche Sammlung in Stuttgart 7200, die Königliche Bücherei in Dresden eine umfangreiche Literatur über den Dreißigjährigen Krieg und die Berliner eine ebensolche über den Deutsch-französischen Krieg von 1870—71; endlich die Weimarer etwa 500 Stammbücher von Jenaer Studenten, die seit dem Ende des 16. Jahrhunderts geschrieben sind. Hierher gehören auch die Sammlungen

1) Er besitzt 6000 Bände von Flugschriften darüber.

von Erstlingsdrucken ein und desselben Schriftstellers, von denen namentlich viele in den Händen reicher englischer Lords vereinigt sind. So hatte der Earl of Sunderland († 1722), dessen Bücherei 1881—83 unter den Hammer kam, 181 Erstausgaben des Horaz, 85 des Aristoteles, 79 des Homer, 75 des Ovid[1]), 71 des Petrarka, 45 des älteren Plinius[2]), 40 des heiligen Augustinus usf.

Einen idealeren Wert haben Sammlungen von Briefen und anderen eigenhändigen Schriftstücken, die aus der Feder von hervorragenden Männern herrühren. Auf Autographen fahndete man in Frankreich schon während des 16. Jahrhunderts, in Deutschland nicht viel später; z. B. wissen wir von Camerarius, der in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts als Gesandter in den Niederlanden tätig war, daß er Briefe von bedeutenden Persönlichkeiten wie Luther, Pirkheimer u. a. in seinen Besitz zu bringen suchte und Freunde beauftragte, solche für ihn zu erwerben. 1641 besaß er nach eigenen brieflichen Angaben deren 350, 1642 war ihre Zahl bereits auf 500 angewachsen; er hielt sie für einen „sonderlichen Schatz, den er nach seinem Tode einer Akademie überlassen wollte, weil sonst dergleichen Dinge zerstört und verloren werden". Für solche Briefsammlungen werden noch gegenwärtig oft große Summen gezahlt; z. B. haben Goethes Briefe an Frau von Stein, die kürzlich von deren Nachkommen verkauft wurden, viele tausend Mark eingebracht, und in der jüngsten Zeit wird ein schwunghafter Handel mit Bismarckbriefen getrieben. Gleich nach dem Tode des berühmten Staatsmannes machte ein Pariser Antiquar, der etwa 400 davon besitzt, bekannt, daß er das Stück mit 100—500 Mark abzulassen bereit sei, während er für die in kräftigen Zügen ausgeführte bloße Namensunterschrift 100 bis 200 Mark forderte. Aber auch dann werden Schriftstücke schon wertgeschätzt, wenn sie einmal im Besitze hervorragender Männer gewesen sind, wenn sie also aus den Bibliotheken von bedeutenden Fürsten, Staatsmännern, Gelehrten oder Dichtern wie des Freiherrn von Stein, Alexanders von Humboldt, Luthers, Goethes, Schillers usw. abstammen. Das sicherste Zeugnis für diesen Ursprung ist aber der eigenhändige Namenseintrag auf dem Innern des Deckels oder auf einem dort angebrachten Buchzeichen.

Seit den letzten drei Jahrzehnten hat man auch diese sogenannten Exlibris für sich zum Gegenstande eifrigen Sammelns gemacht.

---

1) Früheste Ausgabe Bologna 1471.
2) Früheste Ausgabe Venedig 1469.

Besitzt doch der Graf K. v. Leiningen-Westerburg in Neupasing bei München davon etwa 20 500 Nummern. Es gibt darüber sogar schon eine eigene Literatur, und in Berlin ist 1891 ein besonderer Exlibrisverein ins Leben getreten. Ein verwandter Gegenstand für Liebhaber des Büchersports sind die Druckerzeichen, die Handelsmarken der einzelnen Offizinen, welche schon in den ersten mit Jahreszahl und Firma versehenen Werken, z. B. dem 1457 von Fust und Schöffer herausgegebenen Psalter erscheinen. Gern wurde dabei der Name des Buchdruckers symbolisch angedeutet; so brachte ein Mann namens Müller häufig eine Mühle, ein solcher namens Löwe einen Löwen zur Darstellung. Nicht selten sind Druckerzeichen auch frei erfunden wie das Fustsche; denn es besteht aus zwei in einem Aste hängenden Schilden mit gekreuzten Balken auf dem einen und drei Sternen auf dem andern.

Sehr glücklich schätzen sich die Sammler, wenn sie Unica, d. h. nur in einem Stücke vorhandene Werke auftreiben können; z. B. enthielt der Katalog der Buchhandlung von Jacques Rosenthal in München 1897 das erste in den Handel kommende Exemplar der Newen Zeytung aus Presilg Landt vom Jahre 1505 mit einer Preisangabe von 16 000 Mark; die 1493 in lateinischer Sprache gedruckte Originalausgabe von Kolumbusbriefen, die aus einem Quartbändchen mit vier Blatt Inhalt bestand, wurde auf der Bücherauktion von Heberle in Köln für 6600 Mark nach München verkauft; ein anderes seltenes Buch, das einzig dasteht, ist die Kopenhagener Flateyhandschrift (benannt nach der bei Island gelegenen kleinen Insel Flatey, wo sie gefunden wurde). Sie stammt aus dem Jahre 1380, enthält norwegische Sagen und Nachrichten über die ältesten Wikingerfahrten nach Amerika. Viel begehrte Seltenheiten sind ferner verbotene Bücher, von denen die meisten Exemplare auf höheren Befehl dem Feuer übergeben, oder solche, die nicht in den Buchhandel gebracht und nur in wenigen Nummern für die Freunde und Bekannten des Verfassers gedruckt worden sind. Am begehrenswertesten erscheinen den meisten Bücherliebhabern recht alte Werke. Für Handschriften aus Pergament, Wiegendrucke u. a. alte Stücke werden immer die höchsten Summen gezahlt. Doch ist die Preislage derselben Gegenstände in den verschiedenen Zeiten abweichend gewesen: 1769 wurde für die 42zeilige, aus der Fustschen Offizin hervorgegangene Bibel auf der Gaignatauktion 960 Mark gezahlt, 1871 auf der Auktion des Grafen Mac Carthy in Toulouse 5000 Mark, 1884 auf der Thorolduuktion 78 000 Mark, 1897 auf der

Versteigerung der Bibliothek des Lord Ashburnham bei Sotheby in London 80 800 Mark.[1]) Der Fust-Schöffersche Psalter von 1457, der 1817 mit 3350 Franken bezahlt worden war, erzielte zuletzt 104 120 Mark.[2])

Auch Zufälligkeiten können mit zur Preiserhöhung beitragen. So brachte z. B. ein Exemplar der ersten Ausgabe von Boccaccios Dekameron 1812 bei einer Londoner Auktion deshalb den stattlichen Preis von 2260 Pfund Sterling (= 45 200 Mark) ein, weil unter den vorhandenen Bietern drei so reiche Bücherfreunde anwesend waren wie Lord Spencer, der Marquis von Blandford und der Herzog von Devonshire, die sich gegenseitig in die Höhe trieben. Dagegen wurde genau dasselbe Buch sieben Jahre später beim Verkaufe der Blandfordschen Bibliothek für 918 Pfund Sterling (= 18 360 Mark) losgeschlagen, brachte also nicht einmal die Hälfte ein. Ferner erzielte ein kostümkundliches Werk, das 1775—1783 in Paris erschienen ist[3]), auf einer Berliner Versteigerung 1891 deshalb die riesige Summe von 109 500 Mark, weil mehrere Personen es um jeden Preis für den Baron v. Rothschild in Paris erstehen wollten.

Schon die Sammler im alten Griechenland und Rom schlossen vielfach auf den Wert eines Buches aus seinem Alter und zahlten gern hohe Preise, wenn es sich um ein angefressenes und verdorbenes, schon äußerlich als alt erkennbares Exemplar handelte. Es kam auch öfter vor, daß sie sich von einem betrügerischen Buchhändler Werke aufschwatzen ließen und diese für große Geldsummen erwarben, denen auf künstlichem Wege ein altertümliches Aussehen verliehen worden war. So verrät uns ein griechischer Schriftsteller, daß man zu diesem Zwecke die Bücher in einen Weizenhaufen gelegt habe, wodurch Pergament und Papyrus eine recht gilbliche Farbe und damit das Gepräge hohen Alters bekommen hätten. Was Liebhaber mitunter aufwendeten, um ein ihnen wertvolles Buch zu er-

1) Von diesem Bibeldruck sind noch 31 Exemplare vorhanden, 10 auf Pergament und 21 auf Papier gedruckt. Die großen öffentlichen Bibliotheken in Berlin, Dresden, Leipzig, Göttingen, London, Paris, Rom sind im Besitze des kostbaren Werkes.

2) Diesen Preis bezahlte der Londoner Buchhändler Quaritsch. Von dem Fust-Schöfferschen Psalter haben sich bis auf unsere Tage 9 Exemplare erhalten; wohl das schönste von allen, das der Mainzer Dombibliothek, hat die Königliche Bibliothek zu Berlin gekauft.

3) Suite d'estamps pour servir à l'histoire des moeurs et du costume des François.

halten, sehen wir an einigen Beispielen. Ein Freund des Schriftstellers Gellius erwarb das zweite Buch von Vergils Äneide für mehr als 400 Mark, die er gern bezahlte, weil es sich angeblich um eine eigene Handschrift des Dichters handelte. Dem Naturforscher Plinius aber soll für die Materialiensammlung, die er sich bei der Lektüre zahlreicher Schriften angelegt hatte, die Summe von 60 000 Mark geboten worden sein.

Über die Liebhabereien der mittelalterlichen Bibliophilen sind wir wenig unterrichtet; doch ist nicht daran zu zweifeln, daß gar mancher, der die Mittel dazu besaß, sein Steckenpferd geritten hat. Bei Beginn der Neuzeit aber erwachte der Trieb mächtiger, zuerst in Italien und Frankreich. Denn im 16. Jahrhundert lebten Bücherfreunde wie Majoli und Grolier; auch Herrscher wie Franz I. († 1547), Heinrich II. († 1559), sowie dessen Gemahlin Katharina von Medici befriedigten diese Neigung. Im 17. Jahrhundert folgten die Niederlande dem von dem südlichen Nachbar gegebenen Beispiele, mit Beginn des 18. aber lenkte auch England in dieselben Bahnen ein und ist seitdem das Hauptgebiet dieses Sports geblieben, sicherlich unter dem Einflusse des Reichtums, den die englischen Großen durch Handel und Industrie erworben haben. Die ersten Privatsammler großen Stils waren hier Lord Arundel und der Herzog v. Buckingham, später Robert und Horace Walpole. Deutschland, das sich an Wohlhabenheit mit den zuletzt genannten drei Ländern nicht messen kann, wurde von dieser Modekrankheit erst im zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts heftiger ergriffen. Hier veranstaltete man die ersten Versteigerungen seltener Schriften mit gedrucktem Verzeichnis 1838 (in Wien) und 1843 (in Leipzig)[1]), während in Paris schon 1801 die aus dem Nachlasse des großen Staatsmannes Richelieu stammenden Schriftstücke verauktioniert wurden und 1838 ein besonderes Geschäft für diesen Zweig gegründet wurde.

Das epochemachendste Ereignis aber auf dem Gebiete der Bibliophilie war die Gründung des berühmten Roxburghklubs am 13. Juli 1812 in London, an jenem denkwürdigen Tage, wo das oben erwähnte Exemplar von Boccaccios Dekameron so teuer verkauft wurde. Denn diese Gesellschaft, die sich aus 31, später 40 Gliedern der feinsten englischen Gesellschaft zusammensetzt, hat nicht nur

1) Bücherauktionen ohne Katalog sind in Deutschland viel früher abgehalten worden; z. B. in Leipzig die erste 1670 vom Buchhändler Christian Kirchner.

großen Einfluß auf die Vervielfältigung alter, wertvoller Bücher ausgeübt, sondern auch das Muster zur Gründung zahlreicher anderer Vereine mit gleichen oder ähnlichen Bestrebungen gegeben. Auch ausländische Klubs wie die Sociétés des Bibliophiles zu Paris verdanken ihr Entstehen einer Anregung von dieser Seite. Während aber die französischen Sammler besonders auf schöne Ausgaben Jagd machen und vor allem auf prächtige Einbände, vorzügliches Papier (Velin), gute Illustrationen u. a. Wert legen, sind die englischen Liebhaber weniger wählerisch und geben gern hohe Preise, wenn sie ein seltenes Exemplar erhalten können, mag sich dieses auch in schlechtem Zustande befinden. Der Deutsche dagegen sucht womöglich das Angenehme mit dem Nützlichen zu vereinigen und Bücher zusammenzubringen, die ihm für den Betrieb seiner Studien Vorteil bieten. Wir sind also mehr Bibliophilen, die Engländer mehr Bibliomanen; wir schätzen die Bücher aus Verehrung und Überzeugung, sie aus Leidenschaft.

Einige Literatur.

1. Schrift und Schreibwerkzeuge.

H. Wuttke, Geschichte der Schrift und des Schrifttums, Leipzig 1872. — Kirchhoff, Studien zur Geschichte des griech. Alphabets, 4. Aufl., Berlin 1887. — V. Gardthausen, Ursprung und Entwickelung der griech.-lat. Schrift, German.-roman. Monatsschrift I (1909), S. 273 ff. — Th. Nöldeke, Die semitischen Buchstabennamen, Straßburg 1904. — Fr. Blaß, Schrift- und Buchwesen des Altertums in J. Müllers Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft. Bd. I. — Specht, Die Schrift in ihrer Entwickelung zur modernen Schrift, Berlin 1906. — R. Henning, Die deutschen Runendenkmäler, Straßburg 1889. — L. Wimmer, Die Runenschrift, übersetzt von Holthausen, Berlin 1887. — G. Neckel, Zur Einführung in die Runenforschung, German.-roman. Monatsschr. I (1909), S. 7ff. — Wattenbach, Das Schriftwesen des Mittelalters, 3. Aufl., Leipzig 1896. — K. Faulmann, Gesch. und Literatur der Stenographie, Wien 1895. — Gitlbauer, Die drei Systeme der griech. Tachygraphie, Wien, 1894. — Derselbe, Studien zur griech. Tachygraphie, Berlin 1903. — P. Mitzschke, Quästiones Tironianä, Rostock 1875. — Traube, Die Geschichte der Tironischen Noten, Berlin 1903. — J. Bruns, Die Telegraphie in ihrer Entwickelung und Bedeutung, Leipzig 1907. — H. Thurn, Die Funkentelegraphie, Leipzig 1907.

2. Buchdruckereiwesen.

Weigel und Zestermann, Die Anfänge der Druckerkunst, Leipzig 1866. — v. d. Linde, Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst, Berlin 1886. — Lorck, Handbuch der Geschichte der Buchdruckerkunst, Leipzig 1882. — Kampmann, die graphischen Künste, Leipzig 1898. — C. v. Lützow, Geschichte des deutschen Kupferstichs und Holzschnittes, Berlin 1891. — H. W. Singer, Geschichte des Kupferstichs, Leipzig 1895. — R. Muther, Die deutsche Bücherillustration der Gothik und Frührenaissance, Leipzig 1884. — Derselbe, Die ältesten deutschen Bilderbibeln, Leipzig 1883. — R. Kautzsch, Die Deutsche Illustration, Leipzig 1904. — A. W. Unger, Wie ein Buch entsteht, Leipzig 1909. — R. Pietschmann, Das Buch, Kultur der Gegenwart 1906, S. 518 bis 538. — A. Grautoff, Die Entwicklung der modernen Buchkunst, Leipzig 1901.

3. Briefwesen.

G. Singer, Geschichte des deutschen Briefes, 2 Bde., Berlin 1889 ff. — Derselbe, Deutsche Privatbriefe des Mittelalters, Berlin 1899. — Lyon und Klaiber, Die Meister des deutschen Briefes, Berlin 1901. — E. Wasserzieher, Frauenbriefe, Dresden

1908. — Kl. Hechtenberg, Der Briefstil im 17. Jahrhundert, Berlin 1903. — J. Zeitler, Deutsche Liebesbriefe aus 9 Jahrhunderten, Leipzig 1905. — J. Bruns, Das Postwesen in seiner Entwicklung und Bedeutung, Leipzig 1907.

4. Zeitung und Zeitschrift.

L. Salomon, Geschichte des deutschen Zeitungswesens, Oldenburg und Leipzig 1900ff. — E. Weller, Die ersten deutschen Zeitungen, Stuttgart 1872. — Opel, Die Anfänge der deutschen Zeitungspresse 1609—1650, Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels. Bd. 3, Leipzig 1879. — Wehle, Die Zeitung, ihre Organisation und Technik. 2. Aufl., Wien 1883. — Fr. Brunhuber, Das moderne Zeitungswesen, Sammlung Göschen Nr. 320. — K. Bücher, Das Zeitungswesen, Kultur der Gegenwart, Leipzig 1906, S. 481—517. — F. Walther, Das deutsche Zeitungswesen der Gegenwart, Stuttgart, Zeitfragen des christl. Volkslebens Nr. 95/96. — H. Wuttke, Die deutschen Zeitschriften. 3. Aufl., Leipzig 1875. — G. Mentz, Die deutsche Publizistik im 17. Jahrhundert. Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Nr. 272. — E. Eckstein, Beiträge zur Geschichte des Feuilletons, Leipzig 1876. — L. Munzinger, Die Entwicklung des Inseratenwesens, Heidelberg 1902. — E. Consentius, Die Berliner Zeitungen bis zur Regierung Friedrichs d. Gr., Berlin 1904. — E. Dominik u. O. Wenzel, Über die ältesten Berliner Zeitungen, Bär VII (1881), S. 290ff. — A. Buchholtz, Geschichte der Vossischen Zeitung, Berlin 1904. — K. Wilke, Die Leipziger Illustr. Zeitung und ihre Geschichte, Zeitschrift für Bücherfreunde V, S. 188ff. — B. E. Zenker, Geschichte der Wiener Journalistik, Wien 1892. — Zur Geschichte der kaiserl. Wiener Zeitung, Wien 1903.

5. Inschriften.

Larfeldt, Griech. Epigraphik u. Hübener, Röm. Epigraphik in J. Müllers Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft, Bd. I. — W. Janell, Ausgewählte Inschriften, Griech. u. Deutsch, Berlin 1908.

6. Buchhandel.

J. Goldfriedrich, Geschichte des deutschen Buchhandels, 4 Bde., Berlin 1907. — K. Häbler, Aus den Anfängen des Buchhandels, Halle 1904. — A. Schürmann, Organisation und Rechtsgewohnheiten des deutschen Buchhandels, Leipzig 1851. — Derselbe, Die Handschriftenhändler des Mittelalters, Halle 1855. — Derselbe, Die Entwicklung des Buchhandels in Leipzig, Leipzig 1885. — A. Pölchau, Das Buchwesen im Mittelalter, Berlin 1881. — F. v. Schröder, Die Verlegung der Büchermessen von Frankfurt a. M. nach Leipzig, Leipzig 1904. — Schmitz, Schriftsteller und Buchhändler in Athen, Heidelberg 1876. — L. Hänny, Schriftsteller und Buchhändler im alten Rom, Leipzig 1884. — W. Schubert, Das Buch bei den Griechen und Römern, Berlin 1907. — Focke u. a., Das Buchgewerbe u. die Kultur, Leipzig 1907.

7. Bibliothekwesen.

A. Gräsel, Handbuch der Bibliothekslehre, Leipzig 1902. — Fr. Milkau, Die Bibliotheken, Kultur der Gegenwart, Leipzig 1906, S. 539—590. — G. Kohlfeldt, Gesch. der Büchersammlungen und des Bücherbesitzes Deutschlands, Steinhausens Zeitschrift für Kulturgeschichte VII, S. 325 ff. — Dziatzko, Entwickelung und gegenwärtiger Stand der wissenschaftlichen Bibliotheken Deutschlands, Leipzig 1893. — A. Buchholtz, Die Volksbibliotheken der Stadt Berlin, Berlin 1900. — E. Schultze, Freie, öffentliche Bibliotheken, Volksbibliotheken und Lesehallen, Stettin 1900. — Reyer, Fortschritte der volkstümlichen Bibliotheken, Leipzig 1903. — E. Schultze, Englische Volksbibliotheken, Berlin 1898. — H. Bonfort, Das Bibliothekswesen in den Vereinigten Staaten, Hamburg 1896. — A. B. Meyer, Amerikanische Bibliotheken und ihre Bestrebungen, Berlin 1906. — E. Jäschke, Volksbibliotheken, Sammlung Göschen Nr. 332.

8. Bücherliebhaberei und Verwandtes.

O. Mühlbrecht, Die Bücherliebhaberei am Ende des 19. Jahrh., 2. Aufl., Berlin 1898. — L. Hamann, Der Umgang mit Büchern, Berlin 1898. — F. v. Zobeltitz, Zeitschrift des Vereins für Bücherfreunde. — E. Graf zu Leiningen-Westerburg, deutsche und österreichische Bibliothekszeichen (Ex libris), Stuttgart 1901. — Warneke, Die Bücherzeichen von ihrem Ursprunge bis zur Gegenwart, Berlin 1890. — H. v. Zobeltitz, Über Ex libris, Sammlung illustrierter Monographien von Velhagen und Klasing.

Verzeichnis der Abbildungen mit Quellennachweis.

			Seite
Abb.	1.	Wachstafel aus Pompeji, eine Quittung enthaltend. (Nach Petra, Tav. cer. di Pomp. IV, 3.)	6
"	2.	Verwünschungstafel aus Blei. (Aus Wünsch, Sethian. Verfluchungstafel)	13
"	3.	Stück aus dem Veroneser Palimpsest. (Nach einer Photographie)	14
"	4.	Römisches Schreibgerät auf pompejanischen Wandgemälden. (Nach Mus. Borb. I, 12, 1. 3 und Schreiber, Kulturhistorischer Bilderatlas XCI, 5)	20
"	5.	Initial aus der Leipziger Matrikel. (Nach der Ausgabe von Erler)	22
"	6.	Walther von der Vogelweide. Miniatur aus den Manesseschen Liederhandschriften. (Nach Könnecke, Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur, Titelbild)	24
"	7.	Altbabylon. Siegelzylinder. (Nach Coll. de Clercq I, 124)	34
"	8.	Römisches Schleuderblei mit Inschrift. (Nach Bergk, Inschriften römischer Schleudergesch. I, 10)	34
"	9.	Kupferstich Chodowieckis aus Lessings Minna von Barnhelm. (Nach Könnecke, Bilderatlas der deutschen Nationalliteratur)	44
"	10.	Kupferstich Chodowieckis aus Lessings Minna von Barnhelm. (Nach Könnecke, Bilderatlas der deutschen Nationalliteratur)	45
"	11.	Aus dem medizinischen Werk des Apollonius von Citium. (Nach der Ausgabe von H. Schöne)	48
"	12.	Titel zu Luthers Schrift: „An den christlichen Adel". (Nach Könnecke, Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur)	50
"	13.	Anfang des Psalters aus dem ersten Druck der vollständigen Bibelübersetzung Luthers. (Nach Könnecke, Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur)	51
"	14.	Buchstabe aus Holbeins Totentanzalphabet. (Nach dem Faksimiledruck der Reichsdruckerei)	52
"	15.	Buchstabe aus Holbeins Totentanzalphabet. (Nach dem Faksimiledruck der Reichsdruckerei)	52
"	16.	Titel der 2. Ausgabe von Schillers Räubern. (Aus Könnecke, Bilderatlas der deutschen Nationalliteratur)	53
"	17.	Brief des Fürsten Abscheba von Jerusalem (Nach einer Photographie)	54
"	18.	Schluß eines Briefes Friedrichs des Großen an den Generalleutnant von Winterfeldt kurz nach der Schlacht bei Kollin. (Aus Könnecke, Bilderatlas der deutschen Nationalliteratur)	65
"	19.	Urkunde des deutschen Kaisers Heinrich IV. (Nach Sickel, Deutsche Kaiserurkunden II, 17)	67

Abb. 20. Römer vor dem „Album“. (Nach Baumeister, Denkmäler XXXIII, 960) . . . . . Seite 70
„ 21 u. 22. Titel und eine Seite der ersten erhaltenen wöchentlich erscheinenden politischen Zeitung. (Nach Könnecke, Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur) . . . . . 76 u. 77
„ 23. Griechische Inschrift aus Delphi 93
„ 24. Statue des Nebo mit Weihinschrift. (Nach der Zeichnung von St.-Elme Gautier) 94
„ 25. Felsgrab mit Hieroglyphen. (Nach Kunsthistor. Bilderbogen I², 33) 95
„ 26. Sarkophag des L. Cornelius Scipio Barbatus mit Grabinschrift. (Nach Lübkers Reallexikon des klassischen Altertums; 7. Aufl. S. 1099) 97
„ 27. Triumphbogen des Titus in Rom. (Nach Photographie) 98
„ 28. Altar der Göttin Nehalenna mit Weihinschrift. (Nach Janssen, de Rom beelden en gedenkst.) 99
„ 29. Messing-Grabplatte des Bürgermeisters Klingenberg in der Petrikirche zu Lübeck. (Nach Knackfuß, Deutsche Kunstgeschichte II, 242) 101
„ 30. Mittelalterlicher Bücherschrank. (R. Garrucci Stor. d. art. orist. 3, 126). 108
„ 31. Bruchteil einer Tafel aus der Bibliothek Assurbanipals, ein Verzeichnis von Insekten enthaltend. (Nach Photographie) 119
„ 32. Die Anfänge zweier Kolumnen aus einem Gedichte des Bacchylides enthaltenden Papyrus. (Nach Poems of B., facs. in the Brit. Mus. Col. 38, 39) 121
„ 33. Ein Stück aus der Wiener Handschrift der Evangelienharmonie des Otfried v. Weißenburg. (Nach Könnecke, Bilderatlas der deutschen Nationalliteratur) . . . 123
„ 34. Der zweite Merseburger Zauberspruch, für Fußverrenkung eines Pferdes. (Nach Könnecke, Bilderatlas der deutschen Nationalliteratur) 129
„ 35. Anfang eines Liedes von Walther von der Vogelweide aus der Manesseschen Liederhandschrift. (Nach Könnecke, Bilderatlas der deutschen Nationalliteratur) 133
„ 36. Einband eines Evangelienbuches in Essen. (Nach Adam, Bucheinband, 106) 139
„ 37. Einband des Italieners Majoli. (Nach Adam, Bucheinband, 146) 141

Druck von B. G. Teubner in Dresden.

Schriften von Professor Dr. Oskar Weise

aus dem Verlage von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen.

7., verb. Auflage. Gebunden ℳ 2.80.

„... Eine große Summe gelehrter Arbeit ist hier in so klarer, einfacher und anregender Weise dargelegt, daß es auch dem Laien nicht viel Mühe kostet, sich die wichtigsten Ergebnisse der deutschen Sprachforschung anzueignen. Was wir da vernehmen von der Wechselwirkung zwischen Sprache und Volksart, von den Besonderheiten der Germanen und Romanen, vom innern Leben der Wörter, vom Gegensatz zwischen nord- und süddeutscher Sprache und Art, vom Unterschied zwischen Mundart und Schriftsprache, vom Parallelismus in der Entwicklung des Stils und der Kultur, vom heimischen Wortschatz und vom Bedeutungswandel, von den Sprachgesetzen und der Geschichte der Fremdwörter, all das bringt uns eine solche Fülle von Belehrung und öffnet ein solches Verständnis für eines unserer teuersten Güter, daß jeder Leser seine Freude an dem schönen Büchlein haben muß." (Schweizerisches Evangelisches Schulblatt.)

„... Der Geist Herders lebt in ihm auf, dies lebendige Sicheinfühlen in dem Buche, die heimliche Poesie der Sprache. ... Es wird empfohlen für die gebildete Laienwelt, insbesondere für Eltern, die eine anregende und zuverlässige Anleitung in Händen haben möchten, um mit ihren heranwachsenden Kindern Fragen der Muttersprache, wie jeder Tag und jede Stunde sie aufwirft, lehrend und lernend erörtern zu können." (Westermanns Monatshefte.)

Unsere Mundarten, ihr Werden und ihr Wesen.

Gebunden ℳ 3.—

Das Buch ist ein Seitenstück zu des Verfassers Schrift ‚Unsere Muttersprache' und ebenso volkstümlich gehalten. Es will zunächst über die Besonderheiten der Mundarten in Lautgestalt, Wortbiegung, Wortbildung, Wortschatz (heimische und fremde Wörter), Stil in Prosa und Volksdichtung aufklären, aber auch die Beziehungen zwischen Dialekt und Volksart aufdecken; weitere Abschnitte untersuchen, wieviel altertümliches Sprachgut die Mundarten fortführen, in wieweit sie Blicke in die höhere Kultur unseres Volkes ermöglichen, in welchem Maße deutsche Dichter und Denker in ihrer Schriftsprache mundartliche Formen oder Ausdrücke verwenden, endlich welche Besonderheiten der Volkswitz bei den einzelnen Stämmen zeigt. In einem einleitenden Abschnitte aber ist das Werden, d. h. die Entstehung und allmähliche Entwicklung der dialektischen Formen erörtert und den sozialen, politischen und religiösen Gründen nachgegangen worden, aus denen sie sich erklärt.

Ästhetik der deutschen Sprache.

3., verbesserte Auflage. Gebunden ℳ 3.—

„Daß ich es nur gleich mit einem Worte sage: ich kenne kein Buch über die deutsche Sprache, das mir so gefallen hätte wie diese neueste Gabe des bereits durch die trefflichsten Werke um unsere herrliche Muttersprache hochverdienten Verfassers; ich kenne kein Buch, das in so geschickter Weise dem Bedürfnis nach rechtem Verständnis und feinsinniger Würdigung unseres edelsten Gutes entgegenkäme und so geeignet wäre, jedem, wer es auch sei, herzliche Lust an diesem Gute und warme Liebe zu ihm zu erwecken." (Zeitschrift f. d. deutschen Unterricht.)

„... Wo wir das Buch aufschlagen, fesselt es uns; .... Ich glaube, daß diese wenigen Beispiele zeigen, wieviel Anregung und Belehrung das Buch bietet; speziell sei noch auf die mit wohltuendem Humor geschriebenen Abschnitte über ‚Höflichkeit und Schimpfwörter' hingewiesen. Auch die Ausstattung und der sehr billige Preis verdienen hervorgehoben zu werden." (Zeitschrift für das Realschulwesen.)

„... Ausgestattet mit tausend Beispielen, die zum Teil in humorvollen Wendungen auftreten, treffend im Urteil und reich an Beziehungen zur Sprachgeschichte und zur schönen Literatur, vermag das Buch wirklich das Bewußtsein von dem ästhetischen Gehalte der deutschen Sprache zu erwecken und bei aller Wissenschaftlichkeit doch den Weg zur Praxis zu weisen. Von Nutzen wird es daher dem Schüler wie dem Gereiften sein." (Allg. Literaturzeitung.)

Deutsche Sprach- und Stillehre.

Eine Anleitung zum richtigen Verständnis u. Gebrauch unserer Muttersprache. 2. Auflage. In Leinwand gebunden ℳ 2.—

„Eine ganz vortreffliche Sprach- und Stillehre hat Professor Dr. O. Weise geliefert: eine Sprachlehre, die das Leben der Sprache und die geschichtliche Entwicklung fortwährend berücksichtigt, und, was man wenigen derartigen Büchern nachrühmen kann, ein angenehm lesbares Buch. Dabei arbeitet der Verfasser nicht mit einem schwerfälligen, gelehrten Rüstzeug, sondern weist an einzelnen isolierten Sprachformen der Gegenwart den Werdegang der Sprache, die heute geltende Sprechweise nach." (Allgem. Literaturblatt.)

Schriften von Professor Dr. Oskar Weise

aus dem Verlage von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Musterstücke deutscher Prosa zur Stilbildung und zur Belehrung.

3., vermehrte Auflage. In Leinwand geb. ℳ 1.80.

„... Es fehlte eben ein kurzes, praktisches Buch für diesen Zweck. Hier ist nun ein um die deutsche Sprache hochverdienter Mann eingetreten, Prof. Dr. O. Weise, und hat aus seinem reichen Wissen und mit dem praktischen Blicke eines gediegenen Schulmannes ein Büchlein geschaffen, das geeignet ist, eine gute elementare Anleitung zur Stilbildung zu sein. ... So wird in anschaulicher Weise auf gleichem Raume eine viel größere Menge interessanten und belehrenden Stoffes geboten, als wenn theoretische Erörterungen gebracht werden, die doch bald langweilig werden. Dazu kommt, daß die ausgewählten Proben auch inhaltlich bedeutungsvoll sind und es an Abwechslung nicht fehlt. ..." (Deutsche Schulzeitung.)

Charakteristik der lateinischen Sprache.

4., verbesserte Auflage. Geh. ℳ 3.—, geb. ℳ 3.60

„Weises gedankenvolles und inhaltreiches Buch über die lateinische Sprache erschien zuerst 1891. Aus einer liebevollen Vertiefung in den interessanten Gegenstand geboren, überraschte es durch eine Fülle treffender Urteile des sprachkundigen Verfassers; der gewandte, gefällige Stil machte es zu einer angenehmen Lektüre ... Als erste zusammenfassende Darstellung des Charakters der lateinischen Sprache war es in seiner Art neu. All die tausendfältigen Beobachtungen, die erfahrene Sprachkenner über lateinische Redeweise gelegentlich gemacht hatten, stellte es mit eigenem Urteil übersichtlich zusammen; Andeutungen der Grammatiker wurden weiter verfolgt, immer unter dem Gesichtspunkte, den Gründen der sprachlichen Erscheinungen nachzuforschen und von der höheren Warte der psychologischen Betrachtung aus ein richtiges Urteil zu gewinnen." (Wochenschrift für klassische Philologie.)

Die deutschen Volksstämme und Landschaften.

3., verbesserte Auflage. Mit 29 Abbildungen im Text und auf 15 Tafeln. Geh. ℳ 1.—, in Leinw. geb. ℳ 1.25.

„Das warm und verständnisvoll, frisch und anziehend geschriebene Buch ist dazu angetan, Liebe und Verständnis für die mannigfach geprägte deutsche Eigenart, vaterländischen Sinn und Freude an allem, was deutsch heißt, zu wecken und zu pflegen. Die reichliche Beigabe sauber ausgeführter Abbildungen von Landschaften, Städten, Bauwerken u. dgl. erhöht seinen Reiz." (Rehrs Pädagogische Blätter.)

Wie denkt das Volk über die Sprache? Von Prof. Dr. Friedrich Polle.

3., verbesserte Auflage von Professor Dr. Oskar Weise. In Leinwand geb. ℳ 1.80.

„... Polles Buch bedarf keiner Empfehlung; es wird auch so seinen Weg gehen wie das Buch Weises ‚Unsere Muttersprache'. Seine Ausführungen beruhen auf einer ausgedehnten Belesenheit und einer liebevollen Beobachtung der Denkweise des Volkes und sind dennoch so frisch und anziehend geschrieben, daß sie in der Tat die weitesten Kreise für die behandelten Fragen zu erwärmen vermögen." (Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.)

Wie ein Buch entsteht. Von Prof. Arthur W. Unger.

2. Auflage. Mit 7 Tafeln und 26 Abbildungen. Geh. ℳ 1.—, in Leinwand geb. ℳ 1.25.

„Für Bücherschreiber und Leser ist es höchst interessant, einmal in die Geheimnisse von Gutenbergs Jüngerschaft eingeweiht zu werden und zu erfahren, wie sich hundert und aber hundert Hände und Räder bewegen müssen, bevor ein Werk für den Ladentisch reif ist. Das Buch ist doppelt freudig zu begrüßen: Es belehrt die Autoren und ist ihnen zugleich ein praktisches Handbuch. Als solches ist es besonders geeignet, viel Gutes zu wirken."
(Sächsische Schulzeitung.)

„Ein hervorragend interessantes Schriftchen! In sehr anschaulicher Darstellung bringt es nach einem Abriß der Geschichte des Buches ein Bild all der zahlreichen Etappen, die ein modernes Buch auf seinem Werdegang durchläuft. Die einzelnen Bogen der Schrift sind jeweils auf verschiedenem Papier, einzelne Seiten in verschiedenen Schriftarten gedruckt, zahlreiche Illustrationsproben verschiedener Technik sind beigefügt, wodurch die Anschauung und das Verständnis außerordentlich gefördert werden." ((Akademische Blätter.)

Elementargesetze der bildenden Kunst.

Grundlagen einer praktischen Ästhetik von

Hans Cornelius.

Mit 240 Abbildungen und 13 Tafeln. In Leinwand gebunden ℳ 8.—

„Es gibt kein Buch, in dem die elementarsten Gesetze künstlerischer Raumgestaltung so klar und anschaulich dargelegt, so überzeugend aus der einfachen Forderung einer Befriedigung des Auges abgeleitet wären. Wir haben hier zum ersten Male eine zusammenfassende, an zahlreichen einfachen Beispielen erläuterte Darstellung der wesentlichsten Bedingungen erhalten, von denen namentlich die plastische Gestaltung in Architektur, Plastik und Kunstgewerbe allemal abhängt. . . . Nicht nur die Klarheit und Systematik der Darstellung überhaupt, sondern auch die Fülle neuer Bemerkungen und treffender Beobachtungen im einzelnen ist geradezu überraschend. Ungewöhnlich groß ist die Zahl der Abbildungen, von denen der größte Teil Beispiele aus der angewandten Kunst bietet. Besondere Erwähnung verdient auch die Präzision des Ausdrucks und die vorzügliche Terminologie." (Zeitschrift für Ästhetik.)

Das Erlebnis und die Dichtung. Lessing, Goethe, Novalis, Hölderlin.

Vier Aufsätze von

Wilhelm Dilthey.

2. erweiterte Auflage.

Geheftet ℳ 5.—, in Leinwand gebunden ℳ 6.—

„Man kennt Dilthey als Pfadfinder einer neuen Psychologie. Ihm konnte das Literaturhistorikergerede von Dichterschulen, Beeinflussung, großen Erlebnissen nicht genügen. Dilthey sieht hier das lebendige Wachstum des Geisteslebens eines Volkes, aus dem die großen Männer mit Notwendigkeit hervorgehen. Wie er Lessing und Novalis herausholt aus Tradition, Milieu, Zeitgenossen und sie doch darin verwurzelt zeigt, — das ist eine wundervolle Bestätigung der Gedanken über Größe und Zufall. Hier redet aus Dilthey die echtgeborene Schwermut eines Dichters, der das Fazit eines siebzigjährigen Lebens zieht." (Neue Rundschau.)

„Die Aufsätze erweitern sich zu einer großzügigen psychologischen Analyse der neueren deutschen Literatur. Den Erlebnissen als den Quellen, die ein dichterisches Werk speisen, geht D. nach, aber Erlebnissen, die nicht in dem engen Sinne des Einzelgeschehnisses gefaßt sind, sondern als alle Momente des Daseins, die in dem Dichter schöpferisch werden, indem sie ihm neue Züge des unergründlichen, vielgestaltigen Lebens offenbaren. So fällt unter den Begriff des Erlebnisses jedes gewaltige Ringen eines Menschen mit den geistigen Werten seiner Zeit so gut wie eine schnell verklingende Stimmung, eine flüchtige Begegnung, die für den Aufbau des eigenen Seins nichts bedeutet, aber die Phantasie in die bildende Tätigkeit des Gestaltens, des Schaffens zu setzen vermag." (Jahresbericht für deutsche Literaturgeschichte.)

Die neuere deutsche Lyrik. Von Philipp Witkop.

I. Bd.: Von Friedrich von Spee bis Hölderlin. Geh. ℳ 5.—, in Leinwand gebunden ℳ 6.—. II. Bd.: Bis zur Gegenwart. [In Vorbereitung.]

Diese bedeutsame Darstellung der neueren deutschen Lyrik stellt es sich zur Aufgabe, Leben und Werk der bedeutendsten lyrischen Dichter der neueren Zeit so zu erfassen, wie es im Fortschreiten auf den von Wilhelm Dilthey gewiesenen Bahnen die neuere Literaturforschung anstrebt: nämlich alle großen „künstlerischen Individualitäten zugleich als ewige Menschheitstypen" begreifen zu lassen, „die irgendein letztmögliches Verhältnis des Menschen zu seinen ewigen Fragen und Problemen typisch darstellen".

Psychologie der Volksdichtung. Von Otto Böckel.

Geheftet ℳ 7.—, in Leinwand gebunden ℳ 8.—

„Wie müßten doch Herder und Goethe, die Brüder Grimm und Uhland voll Freude und voll Dankes sein über dieses Buch, die reife Frucht eines dem Volkslied gewidmeten Lebenswerkes! Die Psyche des Volkslieds hat sich ihm in ihrer vollen Klarheit und Totalität eröffnet, und so kommt sie auch bei größtem Ernst der wissenschaftlichen Darstellung schön und unwiderstehlich in ihrer Macht durch das ganze Buch zum Ausdruck: zur Wirkung auf den Leser. So wird es denn wenig Bücher geben, deren Lektüre in gleich hoher Weise zugleich den anspruchsvollen Gelehrten erfreut und durch Spendung eines ganz auserlesenen Genusses alle Kräfte des Gefühls in seinen Bann zieht." (Frankfurter Zeitung.)

Goethes Selbstzeugnisse über seine Stellung zur Religion und zu religiös-kirchlichen Fragen von Geh. Rat D. Dr. Theodor Vogel.

3. Auflage. Geheftet ℳ 3.20, in Leinwand gebunden ℳ 4.—

„Wem daran liegt, daß die wahre Einsicht in Goethes Wesen und Art, das echte und rechte Verständnis unseres Dichterfürsten immer mehr gewonnen und die Erkenntnis seiner Größe immer klarer, sicherer und inniger werde, der wird es mit lebhafter Freude begrüßen, daß die vorliegende Schrift in neuer Auflage erschienen ist. . . . Das gesamte geistige und soziale Leben unseres Volkes wird aus Vogels schönem Werke reichen Gewinn ziehen, namentlich aber ist der Freund und Verehrer Goethes dem Verfasser für seine mühevolle und selbstlose Arbeit zu wärmstem Dank verpflichtet. . . ." (Otto Lyon in der Zeitschrift für den deutschen Unterricht.)

„Das Beste über Goethes Religion bleibt doch immer Vogels reichhaltige und feinsinnige Auswahl und Zusammenstellung, die in leichter Sachordnung, ohne die Prätension eines Systems, Goethe allein reden läßt. Die dritte Auflage ist ziemlich erweitert und mit Buchschmuck versehen, Register erleichtern das Aufsuchen." (Theologischer Jahresbericht.)

Goethe und die deutsche Sprache.

Gekrönte Preisschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.

Von Dr. Georg Rausch. Gebunden ℳ 3.60.

„Ein nach verschiedenen Richtungen hin interessantes und wertvolles Werk, das die Urteile des großen Dichters und Sprachmeisters über Sprache überhaupt und die deutsche Sprache insbesondere, ferner über Fremdsprachen, deren Bildungswert und Studium, sowie endlich auch über das Wesen und den Wert der Uebersetzung enthält. Dabei werden die verschiedensten dahin gehörigen Fragen gestreift und oft in scharfe Beleuchtung gerückt: Wort und Begriff, geschriebene und gesprochene Rede, Tadel und Lob der Muttersprache, die Aeußerlichkeiten, Schrift, Orthographie und Interpunktion, Grammatik und Stil, Schriftsprache und Mundart, Sprachreinigung und Sprachbereicherung usw. Der Verfasser ist mit Bienenfleiß bemüht gewesen, die mitgeteilten Urteile aufzusuchen; sein überaus dankenswertes Verdienst ist aber auch, sie sachlich geordnet und da, wo es nötig erschien, in Goethes Sinne interpretiert zu haben." (Deutsche Schule.)

Schiller im Urteil Goethes.

Die Zeugnisse Goethes in Wort und Schrift gesammelt und ergänzt durch die Zeugnisse Mitlebender.

Von Prof. Dr. P. Uhle. Gebunden ℳ 2.40.

Für Verständnis und Würdigung Schillers als Dichters und Menschen, für die Kenntnis seines innersten Wesens gelten mit Recht Goethes Urteile als Zeugnisse von unschätzbarer Bedeutung. Dem Gesamtbild der Goetheschen Äußerungen, die in erstaunlicher Zahl in Briefen, Mitteilungen zur eigenen Lebensgeschichte, Gesprächen, Dichtungen usw. vorliegen, sind zur Abrundung und Vervollständigung alle vollwertigen zeitgenössischen Bekundungen über Goethes Stellung und Verhältnis zu Schiller eingefügt, voran die Zeugnisse Schillers selbst, ferner die eines Humboldt und Körner.

„. . . Mit großem Fleiß sind hier unter besonderen Ueberschriften die überaus vielen Stellen in Goethes Briefen, Gesprächen, Selbstbiographien gesammelt, die uns ein tiefes Versenken in Schillers Wesen, vor allem aber seine beständige große Anteilnahme und Mitarbeit an Schillers dichterischem Schaffen bekunden." (National-Zeitung.)

Gottfried Keller. Von Prof. Dr. Albert Köster.

Sieben Vorlesungen. Zweite Auflage. Mit einer Reproduktion der Radierung Gottfried Kellers von Stauffer-Bern in Heliogravüre. In Leinwand gebunden ℳ 3.20.

„In einfacher und schlichter Weise, wie sie der Dichter selbst für die Darstellung seines Lebens nicht besser gewünscht hätte, aber zugleich mit echter Herzenswärme und was noch mehr ist, mit dem feinsten psychologischen und künstlerischen Verständnis ist in dem Büchlein in sieben abgerundeten und formvollendeten Kapiteln Gottfried Kellers menschliche und künstlerische Entwicklung dargestellt. Es gibt in so knapper Form kaum Treffenderes, als was hier über Kellers Charakter und Eigenart wie über seine einzelnen Werke gesagt ist. Insbesondere, was Köster über die Entstehung und die Komposition des ‚Grünen Heinrich' ausführt, ist ein wahres Meisterstück einer ästhetisch-kritischen Würdigung eines poetischen Werkes. Und wie genau ist stets der so schwierig darzustellende Zusammenhang zwischen der persönlichen Entwickelung des Dichters und seinen Werken durchgeführt." (Züricher Zeitung.)

Aus Natur und Geisteswelt.

Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens.

Jeder Band ist in sich abgeschlossen und einzeln käuflich.

Jeder Band geh. M. 1.—, in Leinwand geb. M. 1.25.

Übersicht nach Wissenschaften geordnet.

Allgemeines Bildungswesen. Erziehung u. Unterricht.

Das deutsche Bildungswesen in seiner geschichtlichen Entwicklung. Von weil. Prof. Dr. Friedrich Paulsen. 2. Auflage. Mit einem Geleitwort von Prof. Dr. W. Münch und einem Bildnis Paulsens. (Bd. 100.)
Eine unparteiliche Darstellung der Entwicklungsgeschichte des deutschen Bildungswesens nach seinen Hauptrichtlinien, zugleich ein Spiegelbild deutscher Kulturentwicklung.

Der Leipziger Student von 1409—1909. Von Dr. Wilhelm Bruchmüller. Mit 25 Abbildungen. (Bd. 273.)
Eine zusammenfassende Kultur- und Sittengeschichte des Leipziger Studenten.

Allgemeine Pädagogik. Von Prof. Dr. Th. Ziegler. 3. Aufl. (Bd. 33.)
Behandelt das mit der großen sozialen Frage unserer Zeit in so engem Zusammenhang stehende Problem der Volkserziehung in praktischer, selbständiger Weise und in sittlich-sozialem Geiste.

Experimentelle Pädagogik mit besonderer Rücksicht auf die Erziehung durch die Tat. Von Dr. W. A. Lay. Mit 2 Abbildungen. (Bd. 224.)
Behandelt Geschichte, Aufgaben, Wesen und Bedeutung der experimentellen Pädagogik und ihrer Forschungsmethode.

Moderne Erziehung in Haus u. Schule. Von Johannes Tews. (Bd. 159.)
Zeichnet scharf die Schattenseiten der modernen Erziehung und zeigt Mittel und Wege für eine allseitige Durchdringung des Erziehungsproblems.

Die höhere Mädchenschule in Deutschland. Von Oberlehrerin Marie Martin. (Bd. 65.)
Bietet aus berufenster Feder eine Darstellung der Ziele, der historischen Entwicklung, der heutigen Gestalt und der Zukunftsaufgaben der höheren Mädchenschulen.

Vom Hilfsschulwesen. Von Rektor Dr. B. Maennel. (Bd. 73.)
Gibt in kurzen Zügen eine Theorie und Praxis der Hilfsschulpädagogik nach ihrem gegenwärtigen Stand und zugleich Richtlinien für ihre künftige Entwicklung.

Das deutsche Fortbildungsschulwesen. Von Direktor Dr. Friedrich Schilling. (Bd. 256.)
Würdigt die gegenwärtige Ausgestaltung des gesamten (einschließlich des gewerblichen und kaufmännischen) Fortbildungsschulwesens und zeichnet Richtlinien für einen konsequenten Weiterbau.

Die Knabenhandarbeit in der heutigen Erziehung. Von Seminar-Dir. Dr. A. Pabst. Mit 21 Abbildungen und 1 Titelbild. (Bd. 140.)
Gibt einen Überblick über die Geschichte des Knabenhandarbeitsunterrichts, untersucht seine Stellung im Lichte der modernen pädagogischen Strömungen sowie seinen Wert als Erziehungsmittel und erörtert sodann die Art des Betriebes in den verschiedenen Schulen und Ländern.

Geschichte des deutschen Schulwesens. Von Oberrealschuldirektor Dr. Karl Knabe. (Bd. 85.)
Eine übersichtliche Darstellung der Entwicklungsgeschichte des deutschen Schulwesens von seinen Anfängen an bis zum nationalen Humanismus der Gegenwart.

Das deutsche Unterrichtswesen der Gegenwart. Von Oberrealschuldirektor Dr. Karl Knabe. (Bd. 299.)
Bietet einen anregenden Überblick über das Gesamtgebiet des gegenwärtigen deutschen Unterrichtswesens.

Das moderne Volksbildungswesen. Bücher- und Lesehallen, Volkshochschulen und verwandte Bildungseinrichtungen in den wichtigsten Kulturländern in ihrer Entwicklung seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. Von Stadtbibliothekar Dr. Gottlieb Fritz. Mit 14 Abbildungen. (Bd. 266.)
Gibt einen zusammenfassenden Überblick über das für den Aufschwung des geistigen Lebens der modernen Kulturvölker so wichtige Volksbildungswesen.

Schulkämpfe der Gegenwart. Von Johannes Tews. (Bd. 111.)
Stellt die Probleme dar, um die es sich bei der Reorganisation der Volksschulen handelt, deren Stellung zu Staat und Kirche, Abhängigkeit vom Zeitgeist und Wichtigkeit für die Herausgestaltung einer volksfreundlichen Gesamtkultur scharf beleuchtet werden.

Deutsches Ringen nach Kraft und Schönheit. Aus den literarischen Zeugnissen eines Jahrhunderts gesammelt. Von Turninspektor Karl Möller. In 2 Bänden.
Band I: Von Schiller bis Lange. (Bd. 188.) Band II: In Vorbereitung.
Eine feinsinnige Auslese von Aussprüchen und Aufsätzen unserer führenden Geister über eine allseitig harmonische Ausbildung von Leib und Seele.

Schulhygiene. Von Prof. Dr. Leo Burgerstein. 2. Auflage. Mit 33 Figuren. (Bd. 96.)
Ein alle in Betracht kommenden Fragen gleichmäßig berücksichtigendes Gesamtbild der modernen Schulhygiene.

Jugend-Fürsorge. Von Waisenhaus-Direktor Dr. Johannes Petersen. 2 Bände. (Bd. 161. 162.)
Band I: Die öffentliche Fürsorge für die hilfsbedürftige Jugend. (Bd. 161.)
Band II: Die öffentliche Fürsorge für die sittlich gefährdete und die gewerblich tätige Jugend. (Bd. 162.)
Behandelt das gesamte öffentliche Fürsorgewesen, dessen Vorzüge und Mängel sowie die Möglichkeit der Reform.

Die amerikanische Universität. Von Ph. D. Edward Delavan Perry. Mit 22 Abbildungen. (Bd. 206.)
Schildert die Entwicklung des gelehrten Unterrichts in Nordamerika, belehrt über das dortige innere und äußere akademische Leben und bietet interessante Vergleiche zwischen deutschem und amerikanischem Hochschulwesen.

Technische Hochschulen in Nordamerika. Von Prof. Siegmund Müller. Mit zahlreichen Abbildungen, Karte und Lageplan. (Bd. 190.)
Schildert, von lehrreichen Abbildungen unterstützt, die Einrichtungen und den Unterrichtsbetrieb der amerikanischen technischen Hochschulen in ihrer Eigenart.

Volksschule und Lehrerbildung der Vereinigten Staaten in ihren hervortretenden Zügen. Von Direktor Dr. Franz Kuppers. Mit 49 Abbildungen. (Bd. 150.)
Schildert anschaulich das amerikanische Schulwesen vom Kindergarten bis zur Hochschule, überall das Wesentliche der amerikanischen Erziehungsweise (die stete Erziehung zum Leben, das Wecken des Betätigungstriebes, das Hindrängen auf praktische Verwertung usw.) hervorhebend.

Pestalozzi. Sein Leben und seine Ideen. Von Prof. Dr. Paul Natorp. Mit einem Bildnis und einem Brieffaksimile. (Bd. 250.)
Sucht durch systematische Darstellung der Prinzipien Pestalozzis und ihrer Durchführung eine von seiner zeitlichen Bedingtheit losgelöste Würdigung des Pädagogen anzubahnen.

Herbarts Lehren und Leben. Von Pastor O. Flügel. Mit einem Bildnisse Herbarts. (Bd. 164.)
Sucht durch liebevolle Darstellung von Herbarts Werden und Lehre seine durch eigenartige Terminologie und Deduktionsweise schwer verständliche Philosophie und Pädagogik weiteren Kreisen zugänglich zu machen.

Friedrich Fröbel. Sein Leben und sein Wirken. Von Adele von Portugall. Mit 5 Tafeln. (Bd. 82.)
Lehrt die grundlegenden Gedanken der Methode Fröbels kennen und gibt einen Überblick seiner wichtigsten Schriften mit Betonung aller jener Kernaussprüche, die treuen und oft ratlosen Müttern als Wegweiser in Ausübung ihres hehrsten und heiligsten Berufes dienen können.

Hierzu siehe ferner:

Gaupp, Psychologie des Kindes S. 6. Hensel, Rousseau S. 6. Zander, Die Leibesübungen S. 18.

Religionswissenschaft.

Leben und Lehre des Buddha. Von Prof. Dr. Richard Pischel. Mit 1 Tafel. (Bd. 109.)
Gibt eine wissenschaftlich begründete, durchaus objektive Darstellung des Lebens des Buddha, seiner Stellung zu Staat und Kirche, seiner Lehrweise und Lehre sowie der weiteren Entwicklung des Buddhismus.

Mystik im Heidentum und Christentum. Von Dr. Edvin Lehmann. (Bd. 217.)
Verfolgt die Erscheinungen der Mystik von der niedrigsten Stufe durch die orientalischen Religionen bis zu den mystischen Phänomenen in den christlichen Kirchen aller Zeiten.

Palästina und seine Geschichte. Von Prof. Dr. Hermann Freiherr von Soden. 2. Auflage. Mit 2 Karten, 1 Plan von Jerusalem und 6 Ansichten des Heiligen Landes. (Bd. 6.)
Ein Bild, nicht nur des Landes selbst, sondern auch alles dessen, was aus ihm hervor- oder über es hingegangen ist im Laufe der Jahrhunderte, in deren Verlauf die Patriarchen Israels und die Kreuzfahrer, David und Christus, die alten Assyrer und die Scharen Mohammeds einander ablösten.

Palästina und seine Kultur in fünf Jahrtausenden. Nach den neuesten Ausgrabungen und Forschungen. Von Gymnasialoberlehrer Dr. Peter Thomsen. Mit 36 Abbildungen. (Bd. 260.)
Will, indem es die wichtigsten bis in das 4. Jahrtausend vor Christi zurückreichenden Ergebnisse der neuesten Ausgrabungen in Palästina zum ersten Male gemeinverständlich darstellt, zugleich ein Führer sein zu neuem und tieferem Eindringen in die geschichtlichen Grundlagen unserer Religion.

Die Grundzüge der israelitischen Religionsgeschichte. Von Prof. Dr. Friedrich Giesebrecht. 2. Auflage. (Bd. 52.)
Schildert, wie Israels Religion entsteht, wie sie die nationale Schale sprengt, um in den Propheten die Ansätze einer Menschheitsreligion auszubilden, und wie auch diese neue Religion sich verpuppt in die Formen eines Priesterstaats.

Die Gleichnisse Jesu. Zugleich Anleitung zu einem quellenmäßigen Verständnis der Evangelien. Von Lic. Prof. Dr. Heinrich Weinel. 2. Auflage. (Bd. 46.)
Will gegenüber kirchlicher und nichtkirchlicher Allegorisierung der Gleichnisse Jesu mit ihrer richtigen, wörtlichen Auffassung bekannt machen und verbindet damit eine Einführung in die Arbeit der modernen Theologie.

Wahrheit und Dichtung im Leben Jesu. Von Pfarrer D. Paul Mehlhorn. (Bd. 137.)
Will zeigen, was von dem im Neuen Testament uns überlieferten Leben Jesu als geschichtlich beglaubigter Tatbestand festzuhalten und was als Sage oder Dichtung zu betrachten ist.

Jesus und seine Zeitgenossen. Geschichtliches und Erbauliches. Von Pastor Carl Bonhoff. (Bd. 89.)
Sucht der ganzen Fülle und Eigenart der Persönlichkeit Jesu gerecht zu werden, indem es ihn in seinem Verkehr mit den ihn umgebenden Menschengestalten, Volks- und Parteigruppen zu verstehen sucht.

Der Text des Neuen Testamentes nach seiner geschichtlichen Entwicklung. Von Div.-Pfarrer August Pott. Mit 8 Tafeln. (Bd. 134.)
Will die Frage: „Ist der ursprüngliche Text des Neuen Testamentes überhaupt noch herzustellen?" durch eine Darstellung seiner Entwicklung von der ersten schriftlichen Fixierung bis zum heutigen „berichtigten" Text beantworten.

Christentum und Weltgeschichte. Von Prof. Dr. K. Sell. 2 Bände. (Bd. 297. 298.)
Zeigt durch eingehende Charakterisierung der schöpferischen Persönlichkeiten die Wechselbeziehungen zwischen Kulturentwicklung und Christentum auf.

Aus der Werdezeit des Christentums. Studien und Charakteristiken. Von Prof. Dr. Johannes Geffcken. 2. Auflage. (Bd. 54.)
Ein Bild der vielseitigen, kultur- und religionsgeschichtlichen Bedingtheiten, unter denen die Werdezeit des Christentums steht.

Der Apostel Paulus und sein Werk. Von Prof. Dr. Eberhard Vischer. (Bd. 309.)
Zeigt durch eingehende Darstellung von Leben und Lehre die Persönlichkeit des Apostels in ihrer zeitlichen Bedingtheit und in ihrer bleibenden weltgeschichtlichen Bedeutung.

Luther im Lichte der neueren Forschung. Ein kritischer Bericht. Von Prof. Dr. Heinrich Boehmer. 2. Auflage. Mit 2 Bildnissen Luthers. (Bd. 113.)
Gibt auf kulturgeschichtlichem Hintergrunde eine unparteiische, Schwächen und Stärken gleichmäßig beleuchtende Darstellung von Luthers Leben und Wirken.

Johann Calvin. Von Pfarrer Dr. G. Sodeur. Mit 1 Bildnis. (Bd. 247.)
Sucht durch eingehende Darstellung des Lebens und Wirkens sowie der Persönlichkeit des Genfer Reformators, sowie der Wirkungen, welche von ihm ausgingen, Verständnis für seine Größe und bleibende Bedeutung zu wecken.

Die Jesuiten. Eine historische Skizze. Von Prof. Dr. Heinrich Boehmer. 2. vermehrte Auflage. (Bd. 49.)
Ein Büchlein nicht für oder gegen, sondern über die Jesuiten, also der Versuch einer gerechten Würdigung des vielgenannten Ordens nach seiner bleibenden geschichtlichen Bedeutung.

Die religiösen Strömungen der Gegenwart. Von Superintendent D. August Heinrich Braasch. 2. Auflage. (Bd. 66.)
Will durch eine großzügige historische Übersicht über das an Richtungen und Problemen so reiche religiöse Leben der Gegenwart den innerlichsten und höchsten Lebenswerten gegenüber einen eigenen Standpunkt finden helfen.

Die Stellung der Religion im Geistesleben. Von Lic. Dr. Paul Kalweit. (Bd. 225.)
Will das Verhältnis der Religion zu dem übrigen Geistesleben, insbesondere zu Wissenschaft, Sittlichkeit und Kunst klarlegen, indem es die bedeutsamsten Anschauungen darüber erörtert.

Religion und Naturwissenschaft in Kampf und Frieden. **Ein geschichtlicher Rückblick.** Von Dr. August Pfannkuche. (Bd. 141.)
Will durch geschichtliche Darstellung der Beziehungen beider Gebiete eine vorurteilsfreie Beurteilung des heiß umstrittenen Problems ermöglichen.

Hierzu siehe ferner:

von Negelein, Germanische Mythologie S. 10.
Wächtler, Die Blütezeit der griechischen Kunst im Spiegel der Reliefsarkophage S. 8.

Philosophie und Psychologie.

Einführung in die Philosophie. Von Prof. Dr. Raoul Richter. 2. Aufl. (Bd. 155.)

Bietet eine anschauliche, zugleich wissenschaftlich-gründliche Darstellung der philosophischen Hauptprobleme und der Richtungen ihrer Lösung, insbesondere des Erkenntnisproblems, und nimmt dabei, nach einer vorherigen Abgrenzung des Gebietes der Philosophie und Bestimmung ihrer Aufgabe, zu den Standpunkten des Materialismus, Spiritualismus, Theismus und Pantheismus Stellung, um zum Schlusse die Fragen der Moral- und Religionsphilosophie zu beleuchten.

Die Philosophie. Einführung in die Wissenschaft, ihr Wesen und ihre Probleme. Von Realschuldirektor Hans Richert. (Bd. 186.)

Will die Stellung der Philosophie im Geistesleben der Gegenwart beleuchten, ihren Wert als Weltanschauung sicher stellen, ihre Grundprobleme und deren Lösungsversuche charakterisieren und in die philosophische Literatur einführen.

Führende Denker. Geschichtliche Einleitung in die Philosophie. Von Prof. Dr. Jonas Cohn. Mit 6 Bildnissen. (Bd. 176.)

Will durch Geschichte in die Philosophie einführen, indem es von sechs großen Denkern, Sokrates und Platon, Descartes und Spinoza, Kant und Fichte das für die Philosophie dauernd Bedeutende herauszuarbeiten sucht aus der Überzeugung, daß aus der Kenntnis der Persönlichkeiten am besten das Verständnis für ihre Gedanken zu gewinnen ist.

Die Weltanschauungen der großen Philosophen der Neuzeit. Von weil. Prof. Dr. Ludwig Busse. 4. Auflage, herausgegeben von Prof. Dr. R. Falckenberg. (Bd. 56.)

Eine sich auf die Darstellung der großen klassischen Systeme beschränkende, aber deren beherrschende und charakteristische Grundgedanken herausarbeitende und so ein klares Gesamtbild der in ihm enthaltenen Weltanschauungen entwerfende Einführung in die neuere Philosophie.

Die Philosophie der Gegenwart in Deutschland. Eine Charakteristik ihrer Hauptrichtungen. Von Prof. Dr. Oswald Külpe. 4. Auflage. (Bd. 41.)

Schildert die vier Hauptrichtungen der modernen deutschen Philosophie: den Positivismus, Materialismus, Naturalismus und Idealismus unter eingehender Würdigung der bedeutendsten Vertreter der verschiedenen Richtungen.

Rousseau. Von Prof. Dr. Paul Hensel. Mit 1 Bildnisse. (Bd. 186.)

Stellt Rousseau als Vorläufer des deutschen Idealismus, seine Lebensarbeit als unumgängliche Voraussetzung für Goethe, Schiller, Herder, Kant, Fichte dar.

Immanuel Kant. Darstellung und Würdigung. Von Prof. Dr. Oswald Külpe. 2. Auflage. Mit einem Bildnisse Kants. (Bd. 146.)

Eine Einführung in das Verständnis Kants und eine Würdigung seiner Philosophie in ihrer unvergleichlichen und schier unerschöpflichen Kraft der Anregung, wie seiner Persönlichkeit in ihrer echten in sich geschlossenen Eigenart.

Schopenhauer. Seine Persönlichkeit, seine Lehre, seine Bedeutung. Sechs Vorträge von Realschuldirektor Hans Richert. 2. Auflage. Mit dem Bildnis Schopenhauers. (Bd. 81.)

Gibt, in das Werden dieses großen deutschen Philosophen und Schriftstellers mit seinen geschichtlichen Bedingungen und Nachwirkungen einführend, einen zusammenfassenden Überblick über das Ganze seines Systems.

Herbert Spencer. Von Dr. Karl Schwarze. Mit Bildnis. (Bd. 245.)

Gibt eine klar gefaßte Darstellung des Lebens und des auf dem Entwicklungsgedanken aufgebauten Systems Herbert Spencers nach seinen verschiedenen Seiten, nämlich philosophische Grundlegung, Biologie, Psychologie, Soziologie und Ethik.

Aus Natur und Geisteswelt.

Jeder Band geheftet M. 1.—, in Leinwand gebunden M. 1.25.

Das Weltproblem von positivistischem Standpunkte aus. Von Prof. Dr. Josef Petzoldt. (Bd. 133.)

Sucht die Geschichte des Nachdenkens über die Welt als eine sinnvolle Geschichte von Irrtümern psychologisch verständlich zu machen im Dienste der von Schuppe, Mach und Avenarius vertretenen Anschauung, daß es keine Welt an sich, sondern nur eine Welt für uns gibt.

Aufgaben und Ziele des Menschenlebens. Von Dr. J. Unold. 3. Auflage. (Bd. 12.)

Stellt sich in den Dienst einer nationalen Erziehung, indem es zuversichtlich und besonnen eine von konfessionellen Schranken unabhängige, wissenschaftlich haltbare Lebensanschauung und Lebensordnung begründet und entwickelt.

Sittliche Lebensanschauungen der Gegenwart. Von Prof. Dr. Otto Kirn. (Bd. 177.)

Übt verständnisvolle Kritik an den Lebensanschauungen des Naturalismus, des Utilitarismus, des Evolutionismus, an der ästhetischen Lebensauffassung, um dann für das überlegene Recht des sittlichen Idealismus einzutreten, indem es dessen folgerichtige Durchführung in der christlichen Weltanschauung aufweist.

Die Mechanik des Geisteslebens. Von Prof. Dr. Max Verworn. 2. Auflage. Mit 18 Figuren. (Bd. 200.)

Schildert vom monistischen Standpunkt aus die modernen Anschauungen über die physiologischen Grundlagen der Gehirnvorgänge.

Hypnotismus und Suggestion. Von Dr. Ernst Trömner. (Bd. 199.)

Bietet eine rein sachliche Darstellung der Lehre von Hypnotismus und Suggestion und zeigt deren Einfluß auf die wichtigsten Kulturgebiete.

Psychologie des Kindes. Von Prof. Dr. Rob. Gaupp. Mit 18 Abbildungen. (Bd. 213.)

Behandelt die wichtigsten Kapitel aus der Kinderpsychologie unter Betonung der Bedeutung des psychologischen Versuchs für die Erkenntnis der Eigenart geistiger Tätigkeit wie der individuellen Verschiedenheiten im Kindesalter.

Die Psychologie des Verbrechers. Von Dr. Paul Pollitz, Strafanstaltsdirektor. Mit 5 Diagrammen. (Bd. 248.)

Gibt eine umfassende Übersicht und psychologische Analyse des Verbrechens als Produkt sozialer und wirtschaftlicher Verhältnisse, defekter geistiger Anlage wie persönlicher, verbrecherischer Tendenz.

Die Seele des Menschen. Von Prof. Dr. Joh. Rehmke. 3. Aufl. (Bd. 36.)

Gibt allgemeinverständlich eine eingehende wissenschaftliche Antwort auf die Grundfrage: „Was ist die Seele?"

Hierzu siehe ferner:

Lehmann, Mystik in Heidentum und Christentum S. 3. Pischel, Leben und Lehre des Buddha S. 3. Flügel, Herbarts Lehre und Leben S. 3. Pfannkuche, Naturwissenschaft und Religion in Kampf und Frieden S. 4. Volbehr, Bau und Leben der bildenden Kunst S. 8. Muckle, Geschichte der sozialistischen Ideen im 19. Jahrhundert S. 14.

Literatur und Sprache.

Die Sprachstämme des Erdkreises. Von Prof. Dr. Franz Nikolaus Finck. (Bd. 267)

Gibt einen auf den Resultaten moderner Sprachforschung aufgebauten, umfassenden Überblick über die Sprachstämme des Erdkreises, ihre Verzweigungen in Einzelsprachen sowie über deren gegenseitige Zusammenhänge.

Die Haupttypen des menschlichen Sprachbaues. Von Prof. Dr. Franz Nikolaus Finck. (Bd. 268.)

Will durch Erklärung je eines charakteristischen Textes aus acht Hauptsprachtypen einen unmittelbaren Einblick in die Gesetze der menschlichen Sprachbildung geben.

Aus Natur und Geisteswelt.

Jeder Band geheftet M. 1.—, in Leinwand gebunden M. 1.25.

Schrift- und Buchwesen in alter und neuer Zeit. Von Prof. Dr. O. Weise. 2. Auflage. Mit 37 Abbildungen. (Bd. 4.)

Verfolgt Schrift-, Brief- und Zeitungswesen, Buchhandel und Bibliotheken von den Bibliotheken der Babylonier und den Zeitungen im alten Rom bis zu der großartigen Entwicklung des Schrift- und Buchwesens seit Erfindung der Buchdruckerkunst.

Wie ein Buch entsteht. Von Prof. Arthur W. Unger. 2. Auflage. Mit 7 Tafeln und 26 Abbildungen. (Bd. 175.)

Schildert in einer durch Abbildungen und Papier- und Illustrationsproben unterstützten Darstellung Geschichte, Herstellung und Vertrieb des Buches unter eingehender Behandlung sämtlicher buchgewerblicher Techniken.

Entstehung und Entwicklung unserer Muttersprache. Von Prof. Dr. Wilhelm Uhl. Mit vielen Abbildungen und 1 Karte. (Bd. 84.)

Eine Zusammenfassung der Ergebnisse der sprachlich-wissenschaftlich lautphysiologischen wie der philologisch-germanistischen Forschung, die Ursprung und Organ, Bau und Bildung, andererseits die Hauptperioden der Entwicklung unserer Muttersprache zur Darstellung bringt.

Rhetorik. Von Dr. Ewald Geißler. (Bd. 310.)

Eine zeitgemäße Rhetorik für den Berufsredner wie für jeden nach sprachlicher Ausdrucksfähigkeit Strebenden.

Die deutschen Personennamen. Von Direktor A. Bähnisch. (Bd. 296.)

Gibt einen vollständigen historischen Überblick über das gesamte Gebiet der deutschen Vor- und Familiennamen und erklärt ihre Entstehung und Bedeutung nach ihren verschiedenen Gattungen.

Das deutsche Volkslied. Über Wesen und Werden des deutschen Volksgesanges. Von Dr. J. W. Bruinier. 3. Auflage. (Bd. 7.)

Eine von warmem Empfinden getragene, durch reiche Proben belebte Einführung in das Verständnis des Werdens und Wesens des deutschen Volksgesanges.

Die deutsche Volkssage. Übersichtlich dargestellt. Von Dr. Otto Böckel. (Bd. 262.)

Bietet zum erstenmal eine vollständige Übersicht über die reichen Schätze der deutschen Volkssage, als des tiefverschütteten Grundes deutscher Anschauungs- und Denkweise.

Schiller. Von Prof. Dr. Theobald Ziegler. Mit dem Bildnis Schillers von Kügelgen in Heliogravüre. 2. Auflage. (Bd. 74.)

Will durch eingehende Analyse der Einzelwerke in das Verständnis von Schillers Leben und Gedankenwelt einführen.

Friedrich Hebbel. Von Dr. Anna Schapire-Neurath. Mit einem Bildnis Hebbels. (Bd. 238.)

Gibt eine eindringende Analyse des Werkes und der Weltanschauung des großen deutschen Tragikers.

Gerhart Hauptmann. Von Prof. Dr. E. Sulger-Gebing. (Bd. 283.)

Sucht durch eindringende Analyse des Einzelwerkes in die Gedankenwelt Gerhart Hauptmanns einzuführen.

Deutsche Romantik. Von Prof. Dr. Oskar F. Walzel. (Bd. 232.)

Gibt auf Grund der modernen Forschungen ein knappes, lebendiges Bild jener Epoche, deren Wichtigkeit für unser Bewußtsein ständig wächst, und die an Reichtum der Gefühle, Gedanken und Erlebnisse von keiner anderen übertroffen wird.

Das deutsche Drama des neunzehnten Jahrhunderts. In seiner Entwicklung dargestellt von Prof. Dr. Georg Witkowski. 3. Auflage. Mit einem Bildnis Hebbels. (Bd. 51.)

Sucht in erster Linie auf historischem Wege das Verständnis des Dramas der Gegenwart anzubahnen und berücksichtigt die drei Faktoren, deren jeweilige Beschaffenheit die Gestaltung des Dramas bedingt: Kunstanschauung, Schauspielkunst und Publikum.

Aus Natur und Geisteswelt.

Jeder Band geheftet M. 1.—, in Leinwand gebunden M. 1.25.

Das Drama. Band I. Von der Antike zum französischen Klassizismus. Von Dr. Bruno Busse. Mit 3 Abbildungen. (Bd. 287.)
Verfolgt die Entwicklung des Dramas von den primitiven Anfängen über Altertum, Mittelalter und Renaissance bis zum französischen Klassizismus.

Das Theater. Schauspielhaus und Schauspielkunst vom griech. Altertum bis auf die Gegenwart. Von Dr. Christian Gaehde. Mit 20 Abbild. (Bd. 230.)
Eine Geschichte des Theaters vom griechischen Altertum durch Mittelalter und Renaissance bis auf die Schauspielkunst der Gegenwart, deren verschiedene Strömungen in ihren historischen und psychologischen Bedingungen dargestellt werden.

Geschichte der deutschen Lyrik seit Claudius. Von Dr. Heinrich Spiero. (Bd. 254.)
Schildert unter liebevoller Würdigung der größten und feinsten Meister des Liedes an der Hand wohlgewählter Proben die Entwicklungsgeschichte der deutschen Lyrik.

Henrik Ibsen, Björnstjerne Björnson und ihre Zeitgenossen. Von Prof. Dr. B. Kahle. Mit 7 Bildnissen. (Bd. 193.)
Sucht Entwicklung und Schaffen Ibsens und Björnsons sowie der bedeutendsten jungen norwegischen Dichter auf Grund der Veranlagung und Entwicklung des norwegischen Volkes verständlich zu machen und im Zusammenhang mit den kulturellen Strömungen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts darzustellen.

Shakespeare und seine Zeit. Von Prof. Dr. Ernst Sieper. Mit 3 Tafeln und 3 Textbildern. (Bd. 185.)
Schildert Shakespeare und seine Zeit, seine Vorgänger und eigenartige Bühne, seine Persönlichkeit und seine Entwicklung als Mensch und Künstler und erörtert die vielumstrittene Shakespeare-Bacon-Frage.

Hierzu siehe ferner:

Gerber, Die Stimme S. 19. **Das Buchgewerbe und die Kultur** S. 11.

Bildende Kunst und Musik.

Bau und Leben der bildenden Kunst. Von Direktor Dr. Theodor Volbehr. Mit 44 Abbildungen. (Bd. 68.)
Führt von einem neuen Standpunkte aus in das Verständnis des Wesens der bildenden Kunst ein, erörtert die Grundlagen der menschlichen Gestaltungskraft und zeigt, wie das künstlerische Interesse sich allmählich weitere und immer weitere Stoffgebiete erobert.

Die Blütezeit der griechischen Kunst im Spiegel der Reliefsarkophage. Eine Einführung in die griechische Plastik. Von Dr. H. Wachtler. Mit 8 Tafeln und 32 Abbildungen. (Bd. 272.)
Gibt an der Hand der Entwicklung des griechischen Sarkophags eine Entwicklungsgeschichte der gesamten griechischen Plastik in ihrem Zusammenhang mit Kultur und Religion.

Deutsche Baukunst im Mittelalter. Von Prof. Dr. Adalbert Matthaei. 2. Auflage. Mit 29 Abbildungen. (Bd. 8.)
Will mit der Darstellung der Entwicklung der deutschen Baukunst des Mittelalters über das Wesen der Baukunst aufklären, indem es zeigt, wie sich im Verlauf der Entwicklung die Raumvorstellung klärt und vertieft, wie das technische Können wächst und die praktischen Aufgaben sich erweitern.

Die deutsche Illustration. Von Prof. Dr. Rudolf Kautzsch. Mit 35 Abbildungen. (Bd. 44.)
Behandelt ein besonders wichtiges und lehrreiches Gebiet der Kunst und leistet zugleich, indem es an der Hand der Geschichte das Charakteristische der Illustration als Kunst zu erforschen sucht, ein gut Teil „Kunsterziehung".

Deutsche Kunst im täglichen Leben bis zum Schlusse des 18. Jahrhunderts. Von Prof. Dr. Berthold Haendcke. Mit 63 Abbildungen. (Bd. 198.)
Zeigt an der Hand zahlreicher Abbildungen, wie die angewandte Kunst im Laufe der Jahrhunderte das deutsche Heim in Burg, Schloß und Haus behaglich gemacht und geschmückt hat, wie die Gebrauchs- und Luxusgegenstände des täglichen Lebens entstanden sind und sich gewandelt haben.

Albrecht Dürer. Von Dr. Rudolf Wustmann. Mit 33 Abb. (Bd. 97.)
Eine schlichte und knappe Erzählung des gewaltigen menschlichen und künstlerischen Entwicklungsganges Albrecht Dürers, verbunden mit einer eingehenden Analyse seiner vorzüglichsten Werke.

Rembrandt. Von Prof. Dr. Paul Schubring. Mit 50 Abb. (Bd. 158.)
Eine durch zahlreiche Abbildungen unterstützte lebensvolle Darstellung des menschlichen und künstlerischen Entwicklungsganges Rembrandts.

Ostasiatische Kunst und ihr Einfluß auf Europa. Von Direktor Prof. Dr. Richard Graul. Mit 49 Abbildungen. (Bd. 87.)
Bringt unter Mitteilung eines reichen Bildermaterials die mehr als einmal für die Entwicklung der Kunst bedeutsame Einwirkung der japanischen und chinesischen Kunst auf die europäische zur Darstellung.

Kunstpflege in Haus und Heimat. Von Superintendent Richard Bürkner. 2. Auflage. Mit 29 Abbildungen. (Bd. 77.)
Zeigt, daß gesunde Kunstpflege zu wahrem Menschentum gehört, und wie es jedermann in seinen Verhältnissen möglich ist, sie zu verwirklichen.

Geschichte der Gartenkunst. Von Reg.-Baumeister Chr. Rauck. Mit 41 Abbildungen. (Bd. 274.)
Eine Geschichte des Gartens als Kunstwerk, vom Altertum bis zu den modernen Bestrebungen.

Geschichte der Musik. Von Dr. Friedrich Spiro. (Bd. 143.)
Gibt in großen Zügen eine übersichtliche, äußerst lebendig gehaltene Darstellung von der Entwicklung der Musik vom Altertum bis zur Gegenwart mit besonderer Berücksichtigung der führenden Persönlichkeiten und der großen Strömungen.

Haydn, Mozart, Beethoven. Von Prof. Dr. Carl Krebs. Mit vier Bildnissen auf Tafeln. (Bd. 92.)
Eine Darstellung des Entwicklungsganges und der Bedeutung eines jeden der drei großen Komponisten für die Musikgeschichte. Sie gibt mit wenigen, aber scharfen Strichen ein Bild der menschlichen Persönlichkeit und des künstlerischen Wesens der drei Heroen mit Hervorhebung dessen, was ein jeder aus seiner Zeit geschöpft und was er aus Eignem hinzugebracht hat.

Die Grundlagen der Tonkunst. Versuch einer genetischen Darstellung der allgemeinen Musiklehre. Von Prof. Dr. Heinrich Rietsch. (Bd. 178.)
Ein anschauliches Entwicklungsbild der musikalischen Erscheinungen, des Stoffes der Tonkunst, wie seiner Bearbeitung und der Musik als Tonsprache.

Einführung in das Wesen der Musik. Von Prof. Carl R. Hennig. (Bd. 119.)
Untersucht das Wesen des Tones als eines Kunstmaterials, prüft die Natur der musikalischen Darstellungsmittel und erörtert die Objekte der Darstellung, indem sie klarlegt, welche Ideen im musikalischen Kunstwerke gemäß der Natur des Tonmaterials und der Darstellungsmittel zur Darstellung gebracht werden können.

Die Blütezeit der musikalischen Romantik in Deutschland. Von Dr. Edgar Istel. Mit einer Silhouette von E. T. A. Hoffmann. (Bd. 239.)
Gibt eine erstmalige Gesamtdarstellung der Epoche Schuberts und Schumanns, der an Persönlichkeiten, Schöpfungen und Anregungen reichsten der deutschen Musikgeschichte.

Das moderne Orchester. Von Prof. Dr. Fritz Volbach. Mit Partiturbeispielen und 2 Instrumententabellen. (Bd. 308.)
Gibt zum ersten Mal einen Überblick über die Entwicklungsgeschichte der Orchestrierung vom Altertum bis auf Richard Strauß.

Geschichte und Kulturgeschichte.

Die Anfänge der menschlichen Kultur. Von Prof. Dr. Ludwig Stein. (Bd. 93.)
Behandelt als Einführung in die Kulturprobleme der Gegenwart den vorgeschichtlichen Menschen, die Anfänge der Arbeitsteilung, die Anfänge der Rassenbildung sowie der wirtschaftlichen, intellektuellen, moralischen und sozialen Kultur.

Kulturbilder aus griechischen Städten. Von Oberlehrer Dr. Erich Ziebarth. Mit 22 Abbildungen im Text und auf 1 Tafel. (Bd. 131.)
Sucht auf Grund der Ausgrabungen und der inschriftlichen Denkmäler ein anschauliches Bild von dem Aussehen einer altgriechischen Stadt und von dem städtischen Leben in ihr zu entwerfen.

Pompeji, eine hellenistische Stadt in Italien. Von Hofrat Prof. Dr. Friedrich v. Duhn. Mit 62 Abbildungen. (Bd. 114.)
Sucht an dem besonders greifbaren Beispiel Pompejis die Übertragung der griechischen Kultur und Kunst nach Italien, ihr Werden zur Weltkultur und Weltkunst verständlich zu machen.

Soziale Kämpfe im alten Rom. Von Privatdozent Dr. Leo Bloch. 2. Auflage. (Bd. 22.)
Behandelt die Sozialgeschichte Roms, soweit sie mit Rücksicht auf die die Gegenwart bewegenden Fragen von allgemeinem Interesse ist.

Byzantinische Charakterköpfe. Von Privatdozent Dr. Karl Dieterich. Mit 2 Bildnissen. (Bd. 244.)
Bietet durch Charakterisierung markanter Persönlichkeiten einen Einblick in das wirkliche Wesen des gemeinhin so wenig bekannten und doch so wichtigen mittelalterlichen Byzanz.

Germanische Kultur in der Urzeit. Von Prof. Dr. Georg Steinhausen. 2. Auflage. Mit 13 Abbildungen. (Bd. 75.)
Beruht auf eingehender Quellenforschung und gibt in fesselnder Darstellung einen Überblick über germanisches Leben von der Urzeit bis zur Berührung der Germanen mit der römischen Kultur.

Germanische Mythologie. Von Dr. Julius v. Negelein. (Bd. 95.)
Gibt ein Bild germanischen Glaubenslebens, indem es die Äußerungen religiösen Lebens, namentlich auch im Kultus und in den Gebräuchen des Aberglaubens aufsucht und sich überall bestrebt, das ihnen zugrunde liegende psychologische Motiv aufzudecken.

Mittelalterliche Kulturideale. Band I. Heldenleben. Von Prof. Dr. V. Vedel. (Bd. 292.)
Zeichnet auf Grund besonders der griechischen, germanischen, persischen und nordischen Heldendichtung ein Bild des heroischen Kriegerideals, um so Verständnis für die bleibende Bedeutung dieses Ideals für die Ausbildung der Kultur der Menschheit zu wecken.

Kulturgeschichte des deutschen Bauernhauses. Von Regierungsbaumeister a. D. Christian Rauch. Mit 70 Abbildungen. (Bd. 121.)
Gibt eine Entwicklungsgeschichte des deutschen Bauernhauses von der germanischen Urzeit über Skandinavien und Mittelalter bis zur Gegenwart.

Das deutsche Dorf. Von Robert Mielke. Mit 51 Abbild. (Bd. 192.)
Schildert die Entwicklung des deutschen Dorfes von den Anfängen dörflicher Siedelungen an bis in die Neuzeit, in der uns ein fast wunderbares Mosaik ländlicher Siedelungstypen entgegentritt.

Das deutsche Haus und sein Hausrat. Von Prof. Dr. Rudolf Meringer. Mit 106 Abbildungen. (Bd. 116.)
Will das Interesse an dem deutschen Hause, wie es geworden ist, fördern, indem es das „Herdhaus", das oberdeutsche Haus, die Einrichtung der für dieses charakteristischen Stube, den Ofen, den Tisch, das Eßgerät schildert und einen Überblick über die Herkunft von Haus und Hausrat gibt.

Deutsche Städte und Bürger im Mittelalter. Von Prof. Dr. B. Heil. 2. Auflage. Mit zahlreichen Abbildungen und 1 Doppeltafel. (Bd. 43.)
Stellt die geschichtliche Entwicklung dar, schildert die wirtschaftlichen, sozialen und staatsrechtlichen Verhältnisse und gibt ein zusammenfassendes Bild von der äußeren Erscheinung und dem inneren Leben der deutschen Städte.

Deutsche Volksfeste und Volkssitten. Von Hermann S. Rehm. Mit 11 Abbildungen. (Bd. 214.)
Will durch die Schilderung der wichtigsten deutschen Volksfeste und Bräuche Teilnahme und Verständnis für sie als Äußerungen des Seelenlebens unseres Volkes neu erwecken und beleben.

Historische Städtebilder aus Holland und Niederdeutschland. Von Regierungs-Baumeister a. D. Albert Erbe. Mit 59 Abbildungen. (Bd. 117.)
Will dem Sinn für die Reize der alten malerischen Städtebilder durch eine Schilderung der eigenartigen Herrlichkeit Alt-Hollands wie Niederdeutschlands, ferner Danzigs, Lübecks, Bremens und Hamburgs nicht nur vom rein künstlerischen, sondern auch vom kulturgeschichtlichen Standpunkt aus entgegen kommen.

Das deutsche Handwerk in seiner kulturgeschichtlichen Entwicklung. Von Direktor Dr. Eduard Otto. 3. Auflage. Mit 27 Abbildungen. (Bd. 14.)
Eine Darstellung der Entwicklung des deutschen Handwerks bis in die neueste Zeit und der Handwerkerbewegungen des 19. Jahrhunderts wie des älteren Handwerkslebens, seiner Sitten, Bräuche und Dichtung.

Deutsches Frauenleben im Wandel der Jahrhunderte. Von Dir. Dr. Eduard Otto. 2. Auflage. Mit 27 Abbildungen. (Bd. 45.)
Gibt ein Bild des deutschen Frauenlebens von der Urzeit bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts, von Denken und Fühlen, Stellung und Wirksamkeit der deutschen Frau, wie sie sich im Wandel der Jahrhunderte darstellt.

Das Buchgewerbe und die Kultur. Sechs Vorträge, gehalten im Auftrage des Deutschen Buchgewerbevereins. Mit 1 Abbildung. (Bd. 182.)
Inhalt: Buchgewerbe und Wissenschaft: Prof. Dr. Rudolf Focke. — Buchgewerbe und Literatur: Prof. Dr. Georg Witkowski. — Buchgewerbe und Kunst: Prof. Dr. Rudolf Kautzsch. — Buchgewerbe und Religion: Privatdozent Lic. Dr. Heinrich Hermelink. — Buchgewerbe und Staat: Prof. Dr. Robert Wuttke. — Buchgewerbe und Volkswirtschaft: Prof. Dr. Heinrich Waentig.
Will für das mit sämtlichen Gebieten deutscher Kultur durch tausend Fäden verknüpfte Buchgewerbe verständnisvolle Freunde, tatkräftige Berufsgenossen werben.

Die Münze als historisches Denkmal sowie ihre Bedeutung im Rechts- und Wirtschaftsleben. Von Dr. Arnold Luschin v. Ebengreuth. Mit 53 Abbildungen. (Bd. 91.)
Zeigt, wie Münzen zur Aufhellung der wirtschaftlichen Zustände und der Rechtseinrichtungen früherer Zeiten dienen; legt die verschiedenen Arten von Münzen, ihre äußeren und inneren Merkmale sowie ihre Herstellung in historischer Entwicklung dar und gibt im Anschluß daran Münzensammlern beherzigenswerte Winke.

Von Luther zu Bismarck. 12 Charakterbilder aus deutscher Geschichte. Von Prof. Dr. Ottocar Weber. 2 Bände. (Bd. 123. 124.)
Ein knappes und doch eindrucksvolles Bild der nationalen und kulturellen Entwicklung der Neuzeit, das aus den vier Jahrhunderten je drei Persönlichkeiten herausgreift, die bestimmend eingegriffen haben in den Werdegang deutscher Geschichte.

Friedrich der Große. Sechs Vorträge. Von Privatdozent Theodor Bitterauf. Mit 2 Bildnissen. (Bd. 246.)
Schildert in knapper, wohldurchdachter, durch charakteristische Selbstzeugnisse und authentische Äußerungen bedeutender Zeitgenossen belebter Darstellung des großen Königs Leben und Wirken, das den Grund gelegt hat für die ganze spätere geschichtliche und kulturelle Entwicklung Deutschlands.

Politische Hauptströmungen in Europa im 19. Jahrhundert. Von Prof. Dr. Karl Theodor v. Heigel. (Bd. 129.)
Bietet eine knappe Darstellung der wichtigsten politischen Ereignisse im 19. Jahrhundert, womit eine Schilderung der politischen Ideen Hand in Hand geht, und wobei der innere Zusammenhang der einzelnen Vorgänge dargelegt, auch Sinnesart und Taten wenigstens der einflußreichsten Persönlichkeiten gewürdigt werden.

Restauration und Revolution. Skizzen zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Einheit. Von Prof. Dr. Richard Schwemer. 2. Aufl. (Bd. 37.)

Aus Natur und Geisteswelt.

Jeder Band geheftet M. 1.—, in Leinwand gebunden M. 1.25.

Die Reaktion und die neue Ära. Skizzen zur Entwicklungsgeschichte der Gegenwart. Von Prof. Dr. Richard Schwemer. (Bd. 101.)

Vom Bund zum Reich. Neue Skizzen zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Einheit. Von Prof. Dr. Richard Schwemer. (Bd. 102.)

Die 3 Bände geben zusammen eine in Auffassung und Darstellung durchaus eigenartige Geschichte des deutschen Volkes im 19. Jahrhundert. „Restauration und Revolution" behandelt das Leben und Streben des deutschen Volkes von dem ersten Aufleuchten des Gedankens des nationalen Staates bis zu dem tragischen Fehlschlagen aller Hoffnungen in der Mitte des Jahrhunderts. „Die Reaktion und die neue Ära", beginnend mit der Zeit der Ermattung nach dem großen Aufschwung von 1848, stellt in den Mittelpunkt des Prinzen von Preußen und Otto von Bismarcks Schaffen. „Vom Bund zum Reich" zeigt uns Bismarck mit sicherer Hand die Grundlage des Reiches vorbereitend und dann immer entschiedener allem Geschehenen das Gepräge seines Geistes verleihend.

1848. Sechs Vorträge. Von Prof. Dr. Ottocar Weber. 2. Aufl. (Bd. 53.)

Sucht in kritischer, abwägender Darstellung den einzelnen Ständen und Parteien, den rechts und links auftretenden Extremen gerecht zu werden und hebt besonders den großartigen deutschnationalen Aufschwung jenes Jahres hervor.

Das Zeitalter der Entdeckungen. Von Prof. Dr. Siegmund Günther. 2. Auflage. Mit einer Weltkarte. (Bd. 26.)

Schildert die großen weltbewegenden Ereignisse der geographischen Renaissancezeit von der Begründung der portugiesischen Kolonialherrschaft und den Fahrten des Kolumbus an bis zu dem Hervortreten der französischen, britischen und holländischen Seefahrer.

Englands Weltmacht in ihrer Entwicklung vom 17. Jahrh. bis auf unsere Tage. Von Prof. Dr. Wilh. Langenbeck. Mit 19 Bildnissen. (Bd. 174.)

Eine großzügige und fesselnde Darstellung der für uns so bedeutsamen Entwicklung des britischen Weltreichs, seiner inneren und äußeren Ausgestaltung als einer der gewaltigsten Erscheinungen der Weltgeschichte.

Napoleon I. Von Privatdozent Dr. Theodor Bitterauf. Mit einem Bildnis Napoleons. (Bd. 195.)

Will zum Verständnis für das System Napoleons führen und zeigen, wie die napoleonischen Kriege nur unter dem Gesichtswinkel der imperialistischen Politik zu verstehen sind.

Österreichs innere Geschichte von 1848 bis 1907. Von Richard Charmatz. 2 Bände. (Bd. 242. 243.)

Band I: Die Vorherrschaft der Deutschen. (Bd. 242.)
Band II: Der Kampf der Nationen. (Bd. 243.)

Gibt zum ersten Male in lebendiger und klarer Sprache eine Gesamtdarstellung der Entstehung des modernen Österreichs, seiner interessanten, durch das Zusammenwirken der verschiedensten Faktoren bedingten innerpolitischen Entwicklung seit 1848.

Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. Von Prof. Dr. Ernst Daenell. (Bd. 147.)

Gibt eine übersichtliche Darstellung der geschichtlichen, kulturgeschichtlichen und wirtschaftlichen Entwicklung der Vereinigten Staaten mit besonderer Berücksichtigung der verschiedenen politischen, ethnographischen, sozialen und wirtschaftlichen Probleme der Gegenwart.

Vom Kriegswesen im 19. Jahrhundert. Zwanglose Skizzen von Major Otto von Sothen. Mit 9 Übersichtskarten. (Bd. 59.)

In einzelnen Abschnitten wird insbesondere die Napoleonische und Moltkesche Kriegführung an Beispielen (Jena-Königgrätz-Sedan) dargestellt und durch Kartenskizzen erläutert. Damit verbunden sind kurze Schilderungen der preußischen Armee von 1806 und nach den Befreiungskriegen sowie nach der Reorganisation von 1860, endlich des deutschen Heeres von 1870 bis zur Gegenwart.

Der Krieg im Zeitalter des Verkehrs und der Technik. Von Alfred Meyer, Hauptmann im Kgl. Sächs. Inf.-Reg. Nr. 133 in Zwickau. Mit 3 Abbildungen im Text und zwei Tafeln. (Bd. 271.)

Stellt die ungeheuren Umwälzungen dar, welche die Entwicklung des modernen Verkehrswesens und der modernen Technik auf das Kriegswesen ausgeübt hat, wie sie bei einem europäischen Krieg der Zukunft in die Erscheinung treten würden.

Der Seekrieg. Eine geschichtliche Entwicklung vom Zeitalter der Entdeckungen bis zur Gegenwart. Von Kurt Freiherr von Maltzahn, Vize-Admiral a. D. (Bd. 99.)

Bringt den Seekrieg als Kriegsmittel wie als Mittel der Politik zur Darstellung, indem es zunächst die Entwicklung der Kriegsflotte und der Seekriegsmittel schildert und dann die heutigen Weltwirtschaftsstaaten und den Seekrieg behandelt.

Die moderne Friedensbewegung. Von Alfred H. Fried. (Bd. 157.)

Entwickelt das Wesen und die Ziele der Friedensbewegung, gibt eine Darstellung der Schiedsgerichtsbarkeit in ihrer Entwicklung und ihrem gegenwärtigen Umfang sowie des Abrüstungsproblemes und gibt zum Schluß einen eingehenden Überblick über die Geschichte der Friedensbewegung und eine chronologische Darstellung der für sie bedeutsamen Ereignisse.

Die moderne Frauenbewegung. Ein geschichtlicher Überblick. Von Dr. Käthe Schirmacher. 2. Auflage. (Bd. 67.)

Unterrichtet eingehend und zuverlässig über die moderne Frauenbewegung aller Länder auf den Gebieten der Bildung, Arbeit, Sittlichkeit, Soziologie und Politik.

Hierzu siehe ferner:

H. v. Soden, Palästina und seine Geschichte. S. 3. Thomsen, Palästina nach den neuesten Ausgrabungen. S. 3. Neurath, Antike Wirtschaftsgeschichte. S. 15. Gefficken, Aus der Werdezeit des Christentums. S. 4. Sell, Christentum und Weltgeschichte. S. 4. Weise, Die deutschen Volksstämme und Landschaften. S. 17. Matthaei, Deutsche Baukunst im Mittelalter. S. 8. Bähnisch, Die deutschen Personennamen. S. 7. Böckel, Die deutsche Volkssage. S. 7. Bruinier, Das deutsche Volkslied. S. 7. Paulsen, Das deutsche Bildungswesen in seiner geschichtlichen Entwicklung. S. 1. Knabe, Geschichte des deutschen Schulwesens. S. 1. Bruchmüller, Der Leipziger Student von 1409—1909. S. 1. Boehmer, Luther im Lichte der neueren Forschung. S. 4. Sodeur, Johann Calvin. S. 4. Boehmer, Die Jesuiten. S. 4. Muckle, Geschichte der sozialistischen Ideen im 19. Jahrhundert. S. 14. Pohle, Die Entwicklung des deutschen Wirtschaftslebens im 19. Jahrhundert. S. 14. Laughlin, Aus dem amerikanischen Wirtschaftsleben. S. 14. Schmidt, Geschichte des Welthandels. S. 14. Fried, Internationales Leben der Gegenwart. S. 14. Wislicenus, Der Kalender. S. 24. Weise, Schrift- und Buchwesen. S. 7. Ranck, Geschichte der Gartenkunst. S. 9.

Rechts- und Staatswissenschaft. Volkswirtschaft.

Deutsches Fürstentum und deutsches Verfassungswesen. Von Prof. Dr. Eduard Hubrich. (Bd. 80.)

Zeigt den Weg, auf dem deutsches Fürstentum und deutsche Volksfreiheit zu dem in der Gegenwart geltenden wechselseitigen Ausgleich gelangt sind, unter besonderer Berücksichtigung der Entwicklungsgeschichte der preußischen Verfassung.

Grundzüge der Verfassung des Deutschen Reiches. Von Prof. Dr. Edgar Loening. 3. Auflage. (Bd. 34.)

Eine durch geschichtliche Rückblicke und Vergleiche das Verständnis des geltenden Rechtes fördernde Einführung in das Verfassungsrecht des Deutschen Reiches, soweit seine Kenntnis für jeden Deutschen erforderlich ist.

Finanzwissenschaft. Von Dr. S. P. Altmann. (Bd. 306.)

Ein Überblick über das Gesamtgebiet der Finanzwissenschaft, der jedem die Möglichkeit einer objektiv-wissenschaftlichen Beurteilung der Reichsfinanzreform bietet.

Soziale Bewegungen und Theorien bis zur modernen Arbeiterbewegung. Von Gustav Maier. 4. Auflage. (Bd. 2.)

Schildert die sozialen Bewegungen und Theorien in ihrer geschichtlichen Entwicklung von den altorientalischen und antiken Kulturvölkern an durch das Mittelalter bis zur Entstehung des modernen Sozialismus.

Geschichte der sozialistischen Ideen im 19. Jahrhundert. Von Dr. Friedrich Muckle. 2 Bände. (Bd. 269. 270.)

Band I: Die Geschichte der sozialistischen Ideen im 19. Jahrhundert. (Bd. 269.)
Band II: Proudhon und der entwicklungsgeschichtliche Sozialismus. (Bd. 270.)

Gibt eine seine philosophischen Grundlagen aufzeigende Darstellung der Entwicklung des sozialen Ideals im 19. Jahrhundert mit liebevoller Charakterisierung der Einzelpersönlichkeiten von Owen, Fourier, Weitling über Proudhon, Saint-Simon, Rodbertus bis zu Karl Marx und Lassalle.

Das internationale Leben der Gegenwart. Von Alfred H. Fried. Mit einer lithographischen Tafel. (Bd. 226.)

Ein „Baedeker für das internationale Land", der durch eine Zusammenstellung der internationalen Vereinbarungen und Einrichtungen nach ihrem Umfang und ihrer Wirksamkeit zu zeigen sucht, wie weit der internationale Zusammenschluß der Kulturwelt auf nationaler Grundlage bereits gediehen ist.

Geschichte des Welthandels. Von Oberlehrer Dr. Max Georg Schmidt. (Bd. 118.)

Behandelt die Entwicklung des Handels vom Altertum an über das Mittelalter, in dem Konstantinopel, seit den Kreuzzügen Italien und Deutschland den Weltverkehr beherrschen, zur Neuzeit, die mit der Entdeckung Amerikas beginnt, und bis zur Gegenwart, in der auch der deutsche Kaufmann den ganzen Erdball erobert.

Geschichte d. deutschen Handels. Von Prof. Dr. W. Langenbeck. (Bd. 237.)

Schildert die Entwicklung von primitivsten prähistorischen Anfängen bis zur heutigen Weltmachtstellung des deutschen Handels mit ihren Bedingungen und gibt ein übersichtliches Bild dieses weitverzweigten Organismus.

Deutschlands Stellung in der Weltwirtschaft. Von Prof. Dr. Paul Arndt. (Bd. 179.)

Stellt unsere wirtschaftlichen Beziehungen zum Auslande sowie die Ursachen der gegenwärtigen hervorragenden Stellung Deutschlands in der Weltwirtschaft dar, erörtert die Vorteile und Gefahren dieser Stellung eingehend und behandelt endlich die vielen wirtschaftlichen und politischen Aufgaben, die sich aus Deutschlands internationaler Stellung ergeben.

Deutsches Wirtschaftsleben. Auf geographischer Grundlage geschildert von weil. Prof. Dr. Christian Gruber. 2. Auflage. Neubearbeitet von Dr. Hans Reinlein. (Bd. 42.)

Will Verständnis für den sieghaften Aufschwung unseres wirtschaftlichen Lebens seit der Wiederaufrichtung des Reichs herbeiführen und darlegen, inwieweit sich Produktion und Verkehrsbewegung auf die natürlichen Gelegenheiten, die geographischen Vorzüge unseres Vaterlandes stützen können und in ihnen sicher verankert liegen.

Die Entwicklung des deutschen Wirtschaftslebens im letzten Jahrhundert. Von Prof. Dr. Ludwig Pohle. 2. Auflage. (Bd. 57.)

Eine objektive, ruhig abwägende Darstellung der gewaltigen Umwälzung, die das deutsche Wirtschaftsleben im Laufe des einen Jahrhunderts erfahren hat.

Die deutsche Landwirtschaft. Von Dr. Walter Claaßen. Mit 15 Abbildungen und 1 Karte. (Bd. 215.)

Behandelt die natürlichen Grundlagen der Bodenbereitung, die Technik und Betriebsorganisation des Bodenbaues und der Viehhaltung, die volkswirtschaftliche Bedeutung des Landbaues sowie die agrarpolitischen Fragen, ferner die Bedeutung des Menschen als Produktionsfaktor in der Landwirtschaft und andererseits die Rolle, die das Landvolk im Lebensprozesse der Nation spielt.

Innere Kolonisation. Von A. Brenning. (Bd. 261.)

Gibt in knappen Zügen ein vollständiges Bild von dem Stande der inneren Kolonisation in Deutschland als einer der volkswirtschaftlich, wie sozial und national wichtigsten Aufgaben der Gegenwart.

Aus dem amerikanischen Wirtschaftsleben. Von Prof. J. Laurence Laughlin. Mit 9 graphischen Darstellungen. (Bd. 127.)

Ein Amerikaner behandelt für deutsche Leser die wirtschaftlichen Fragen, die augenblicklich im Vordergrunde des öffentlichen Lebens in Amerika stehen.

Die Japaner und ihre wirtschaftliche Entwicklung. Von Prof. Dr. Karl Rathgen. (Bd. 72.)
Schildert auf Grund langjähriger eigener Erfahrungen Land und Leute, Staat und Wirtschaftsleben sowie die Stellung Japans im Weltverkehr und ermöglicht so ein wirkliches Verständnis für die staunenswerte innere Neugestaltung des Landes in den letzten Jahrzehnten.

Antike Wirtschaftsgeschichte. Von Dr. O. Neurath. (Bd. 258.)
Gibt auf Grund der modernen Forschungen einen gemeinverständlichen Überblick über die Wirtschaftsgeschichte der Antike unter stetem Vergleich mit modernen Verhältnissen.

Die Gartenstadtbewegung. Von Generalsekr. Hans Kampffmeyer. Mit 43 Abbildungen. (Bd. 259.)
Orientiert zum ersten Male umfassend über Ursprung und Geschichte, Wege und Ziele, Bedeutung und Erfolge der Gartenstadtbewegung.

Bevölkerungslehre. Von Prof. Dr. Max Haushofer. (Bd. 50.)
Will in gedrängter Form das Wesentliche der Bevölkerungslehre geben über Ermittlung der Volkszahl, über Gliederung und Bewegung der Bevölkerung, Verhältnis der Bevölkerung zum bewohnten Boden und die Ziele der Bevölkerungspolitik.

Arbeiterschutz und Arbeiterversicherung. Von weil. Prof. Dr. Otto v. Zwiedineck-Südenhorst. (Bd. 78.)
Bietet eine gedrängte Darstellung des gemeiniglich unter dem Titel „Arbeiterfrage" behandelten Stoffes unter besonderer Berücksichtigung der Fragen der Notwendigkeit, Zweckmäßigkeit und der ökonomischen Begrenzung der einzelnen Schutzmaßnahmen und Versicherungseinrichtungen.

Die Konsumgenossenschaft. Von Prof. Dr. Franz Staudinger. (Bd. 222.)
Stellt die Konsumgenossenschaft nach ihrer Bedeutung und ihren Grundlagen, ihrer geschichtlichen Entwicklung und heutigen Organisation und in ihren Kämpfen und Zukunftsaussichten dar.

Die Frauenarbeit. Ein Problem des Kapitalismus. Von Privatdozent Dr. Robert Wilbrandt. (Bd. 106.)
Behandelt von dem Verhältnis von Beruf und Mutterschaft aus, als dem zentralen Problem der ganzen Frage, die Ursachen der niedrigen Bezahlung der weiblichen Arbeit, die daraus entstehenden Schwierigkeiten in der Konkurrenz der Frauen mit den Männern, den Gegensatz von Arbeiterinnenschutz und Befreiung der weiblichen Arbeit.

Grundzüge des Versicherungswesens. Von Prof. Dr. Alfred Manes. (Bd. 105.)
Behandelt die Stellung der Versicherung im Wirtschaftsleben, ihre Entwicklung und Organisation, den Geschäftsgang eines Versicherungsbetriebs, die Versicherungspolitik, das Versicherungsvertragsrecht und die Versicherungswissenschaft, ebenso die einzelnen Zweige der Versicherung, wie Lebensversicherung, Unfallversicherung usw.

Verkehrsentwicklung in Deutschland. 1800—1900. Vorträge über Deutschlands Eisenbahnen und Binnenwasserstraßen, ihre Entwicklung und Verwaltung sowie ihre Bedeutung für die heutige Volkswirtschaft. Von Prof. Dr. Walter Lotz. 3. Auflage, fortgeführt bis 1909. (Bd. 15.)
Gibt nach einer kurzen Übersicht über die Hauptfortschritte in den Verkehrsmitteln eine Geschichte des Eisenbahnwesens, schildert den heutigen Stand der Eisenbahnverfassung, das Güter- und das Personentarifwesen, die Reformversuche und die Reformfrage, ferner die Bedeutung der Binnenwasserstraßen und endlich die Wirkungen der modernen Verkehrsmittel.

Das Postwesen, seine Entwicklung und Bedeutung. Von Postrat Johannes Bruns. (Bd. 165.)
Eine umfassende Darstellung des gesamten Postwesens unter Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung sowie der Bedürfnisse der Praxis.

Die Telegraphie in ihrer Entwicklung und Bedeutung. Von Postrat Johannes Bruns. Mit 4 Figuren. (Bd. 183.)
Gibt auf der Grundlage eingehender praktischer Kenntnis der einschlägigen Verhältnisse einen Einblick in das für die heutige Kultur so bedeutungsvolle Gebiet der Telegraphie und seine großartigen Fortschritte.

Die Telegraphen- und Fernsprechtechnik in ihrer Entwicklung. Von Telegrapheninspektor Helmut Brick. Mit 58 Abbildungen. (Bd. 235.)
Schildert unter klarer Veranschaulichung der zugrundeliegenden Prinzipien den Entwicklungsgang der Telegraphen- und Fernsprechtechnik von Flammenzeichen und Rufposten bis zum modernen Mehrfach- und Maschinentelegraphen und von Philipp Reis' und Graham Bells Erfindung bis zur Einrichtung unserer großen Fernsprechämter.

Deutsche Schiffahrt und Schiffahrtspolitik der Gegenwart. Von Prof. Dr. Karl Thieß. (Bd. 169.)
Gibt in übersichtlicher Darstellung der großen für ihre Entwicklung und ihr Gedeihen in Betracht kommenden volkswirtschaftlichen Gesichtspunkte eine Nationalökonomik der deutschen Schiffahrt.

Moderne Rechtsprobleme. Von Prof. Josef Kohler. (Bd. 128.)
Behandelt nach einem einleitenden Abschnitte über Rechtsphilosophie die wichtigsten und interessantesten Probleme der modernen Rechtspflege, insbesondere die des Strafrechts, des Strafprozesses, des Genossenschaftsrechts, des Zivilprozesses und des Völkerrechtes.

Verbrechen und Aberglaube. Skizzen aus der volkskundlichen Kriminalistik. Von Kammergerichtsreferendar Dr. Albert Hellwig. (Bd. 212.)
Bietet eine Reihe interessanter Bilder aus dem Gebiete des kriminellen Aberglaubens, wie z. B. von modernen Hexenprozessen, Vampyrglauben, Sympathiekuren, verborgenen Schätzen, Meineidszeremonien usw.

Das dtsch. Zivilprozeßrecht. Von Rechtsanw. Dr. M. Strauß. (Bd. 315.)
Die erste zusammenfassende Orientierung auf Grund der neuen Zivilprozeßreform.

Die Jurisprudenz im häuslichen Leben. Für Familie und Haushalt dargestellt. Von Rechtsanwalt Paul Bienengräber. 2 Bände. (Bd. 219. 220.)
Band I: Die Familie. (Bd. 219.) Band II: Der Haushalt. (Bd. 220.)
Behandelt in anregender, durch zahlreiche, dem täglichen Leben entnommene Beispiele belebter Darstellung alle in der Familie und dem Haushalt vorkommenden Rechtsfragen und Rechtsfälle.

Ehe und Eherecht. Von Prof. Dr. Ludwig Wahrmund. (Bd. 115.)
Schildert die historische Entwicklung des Ehebegriffes nach seiner natürlichen, sittlichen und rechtlichen Seite, untersucht das Verhältnis von Staat und Kirche auf dem Gebiete des Eherechtes und behandelt darüber hinaus auch alle jene Fragen über die rechtliche Stellung der Frau und besonders der Mutter, die immer lebhafter die öffentliche Meinung beschäftigen.

Der gewerbliche Rechtsschutz in Deutschland. Von Patentanwalt Bernhard Tolksdorf. (Bd. 138.)
Behandelt die geschichtliche Entwicklung des gewerblichen Rechtsschutzes und führt in Sinn und Wesen des Patent-, Muster- und Warenzeichenrechts ein.

Die Miete nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch. Ein Handbüchlein für Juristen, Mieter und Vermieter. Von Rechtsanwalt Dr. Max Strauß. (Bd. 194.)
Will durch eine objektive, gemeinverständliche Darstellung des Mietrechts die beiden Gruppen Mieter und Vermieter über ihr gegenseitiges Verhältnis aufklären und gleichzeitig durch Berücksichtigung der einschlägigen Literatur und Entscheidungen dem praktischen Juristen als Handbuch dienen.

Das Wahlrecht. Von Regierungsrat Dr. Oskar Poensgen. (Bd. 249.)
Bietet eine Würdigung der verschiedenen Wahlrechtssysteme und Bestimmungen sowie eine Übersicht über die heutzutage in den einzelnen Staaten geltenden Wahlrechte.

Hierzu siehe ferner:

Bloch, Soziale Kämpfe im alten Rom S. 10. Barth, Uns. Schutzgebiete nach ihren wirtschaftl. Verhältnissen. Im Lichte d. Erdkunde dargestellt S. 17. Politz, Psychologie des Verbrechers S. 6.

Erdkunde.

Mensch und Erde. Skizzen von den Wechselbeziehungen zwischen beiden. Von Prof. Dr. Alfred Kirchhoff. 3. Auflage. (Bd. 31.)
Zeigt, wie die Ländernatur auf den Menschen und seine Kultur einwirkt, durch Schilderungen allgemeiner und besonderer Art, der Steppen- und Wüstenvölker, der Entstehung von Nationen, wie Deutschland und China u. a. m.

Wirtschaftl. Erdkunde. Von weil. Prof. Dr. Christian Gruber. (Bd. 122.)
Will die ursprünglichen Zusammenhänge zwischen der natürlichen Ausstattung der einzelnen Länder und der wirtschaftlichen Kraftäußerung ihrer Bewohner klarmachen und Verständnis für die wahre Machtstellung der einzelnen Völker und Staaten erwecken.

Die deutschen Volksstämme und Landschaften. Von Prof. Dr. Oskar Weise. 3. Auflage. Mit 29 Abbildungen. (Bd. 16.)
Schildert, durch eine gute Auswahl von Städte-, Landschafts- und anderen Bildern unterstützt, die Eigenart der deutschen Gaue und Stämme, die charakteristischen Eigentümlichkeiten der Landschaft, den Einfluß auf das Temperament und die geistige Anlage der Menschen, die Leistungen hervorragender Männer, Sitten und Gebräuche, Sagen und Märchen u. a. m.

Die deutschen Kolonien. (Land und Leute.) Von Dr. Adolf Heilborn. 2. Auflage. Mit 26 Abbildungen und 2 Karten. (Bd. 98.)
Gibt eine durch Abbildungen und Karten unterstützte objektive und allseitige Darstellung der geographischen und ethnographischen Grundlagen, wie der wirtschaftlichen Entwicklung unserer deutschen Kolonien.

Unsere Schutzgebiete nach ihren wirtschaftlichen Verhältnissen. Im Lichte der Erdkunde dargestellt. Von Dr. Chr. G. Barth. (Bd. 290.)
Unsere kolonisatorischen Errungenschaften materieller und ideeller Art, wie auch die weitere Entwicklungsfähigkeit unserer Schutzgebiete werden geographisch und statistisch begründet.

Die Städte. Geographisch betrachtet. Von Prof. Dr. Kurt Hassert. Mit 21 Abbildungen. (Bd. 163.)
Erörtert die Ursachen des Entstehens, Wachsens und Vergehens der Städte, sowie ihre wirtschaftsgeographische Bedeutung und schildert das Städtebild als geographische Erscheinung.

Der Orient. Eine Länderkunde. Von Ewald Banse. (Bd. 277. 278. 279.)
Band I. Die Atlasländer. Marokko, Algerien, Tunesien. Mit 15 Abbildungen, 10 Kartenskizzen, 3 Diagrammen und 1 Tafel. (Bd. 277.)
Band II. Der arabische Orient. Mit 29 Abbildungen und 7 Diagrammen. (Bd. 278.)
Band III. Der artische Orient. (Bd. 279.)
Der erste Band gibt, durch zahlreiche Abbildungen unterstützt, eine lebendige Schilderung von Land, Leuten und wirtschaftlichen Verhältnissen in Marokko, Algier und Tunis, der zweite eine solche von Ägypten, Arabien, Syrien und Mesopotamien, der dritte von Kleinasien, Armenien und Iran.

Die Polarforschung. Geschichte der Entdeckungsreisen zum Nord- und Südpol von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Prof. Dr. Kurt Hassert. 2. Auflage. Mit 6 Karten. (Bd. 38.)
Faßt in gedrängtem Überblick die Fortschritte und wichtigsten Ergebnisse der Nord- und Südpolarforschung von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart zusammen.

Meeresforschung und Meeresleben. Von Dr. Otto Janson. 2. Aufl. Mit 41 Figuren. (Bd. 30.)
Schildert kurz und lebendig die Fortschritte der modernen Meeresuntersuchung auf geographischem, physikalisch-chemischem und biologischem Gebiete, die Verteilung von Wasser und Land auf der Erde, die Tiefen des Meeres, die physikalischen und chemischen Verhältnisse des Meerwassers, endlich die wichtigsten Organismen des Meeres, die Pflanzen und Tiere.

Die Alpen. Von Hermann Reishauer. Mit 26 Abb. u. 2 Karten. (Bd. 276.)
Gibt, durch zahlreiche Abbildungen unterstützt, eine umfassende Schilderung des Reiches der Alpen in landschaftlicher, erdgeschichtlicher, sowie klimatischer, biologischer, wirtschaftlicher und verkehrstechnischer Hinsicht.

Anthropologie. Heilwissenschaft u. Gesundheitslehre.

Der Mensch. Sechs Vorlesungen aus dem Gebiete der Anthropologie. Von Dr. Adolf Heilborn. Mit 44 Abbildungen. (Bd. 62.)
Bringt streng sachlich und doch durchaus volkstümlich das Wissen vom Ursprung des Menschen, die Entwicklungsgeschichte des Individuums, die Menschenrassen, die rassenanatomischen Verschiedenheiten und den Tertiärmenschen zur Darstellung.

Die Anatomie des Menschen. Von Prof. Dr. Karl v. Bardeleben. In 5 Bänden. Mit zahlreichen Abbildungen. (Bd. 201. 202. 203. 204. 263.)

I. Teil: Allgemeine Anatomie und Entwicklungsgeschichte. Mit 69 Abbildungen. (Bd. 201.)
II. Teil: Das Skelett. Mit 53 Abbildungen. (Bd. 202.)
III. Teil: Das Muskel- und Gefäßsystem. Mit 68 Abbildungen. (Bd. 203.)
IV. Teil: Die Eingeweide (Darm, Atmungs-, Harn- u. Geschlechtsorgane). Mit 38 Abb. (Bd. 204.)
V. Teil: Statik und Mechanik des menschlichen Körpers. Mit 26 Abbildungen. (Bd. 263.)

In dieser Reihe von 5 Bänden wird die menschliche Anatomie in knappem, für gebildete Laien leicht verständlichem Texte dargestellt, wobei eine große Anzahl sorgfältig ausgewählter Abbildungen die Anschaulichkeit erhöht. Der erste Band enthält u. a. einiges aus der Geschichte der Anatomie von Homer bis zur Neuzeit, ferner die Zellen- und Gewebelehre, die Entwicklungsgeschichte, sowie Formen, Maß und Gewicht des Körpers. Im zweiten Band werden dann Skelett, Knochen und die Gelenke nebst einer Mechanik der letzteren, im dritten die bewegenden Organe des Körpers, die Muskeln, das Herz und die Gefäße, im vierten die Eingeweidelehre, namentlich der Darmtraktus, sowie die Harn- und Geschlechtsorgane, und im fünften werden die verschiedenen Ruhelagen des Körpers, Liegen, Stehen, Sitzen usw., sodann die verschiedenen Arten der Ortsbewegung, Gehen, Laufen, Tanzen, Schwimmen, Reiten usw., endlich die wichtigsten Bewegungen innerhalb des Körpers, die der Wirbelsäule, des Herzens und des Brustkorbes bei der Atmung zur Darstellung gebracht.

Bau und Tätigkeit des menschlichen Körpers. Von Privatdozent Dr. Heinrich Sachs. 2. Auflage. Mit 37 Abbildungen. (Bd. 32.)

Erläutert die Einrichtung und die Tätigkeit der einzelnen Organe des Körpers und zeigt dabei vor allem, wie diese einzelnen Organe in ihrer Tätigkeit aufeinander einwirken, miteinander zusammenhängen und so den menschlichen Körper zu einem einheitlichen Ganzen machen.

Acht Vorträge aus der Gesundheitslehre. Von weil. Prof. Dr. H. Buchner. 3. Aufl., besorgt von Prof. Dr. M. v. Gruber. Mit 26 Abb. (Bd. 1.)

Unterrichtet über die äußeren Lebensbedingungen des Menschen, über das Verhältnis von Luft, Licht und Wärme zum menschlichen Körper, über Kleidung und Wohnung, Bodenverhältnisse und Wasserversorgung, die Krankheiten erzeugenden Pilze und die Infektionskrankheiten, kurz über die wichtigsten Fragen der Hygiene.

Die moderne Heilwissenschaft. Wesen und Grenzen des ärztlichen Wissens. Von Dr. Edmund Biernacki. Deutsch von Dr. S. Ebel. (Bd. 25.)

Will in den Inhalt des ärztlichen Wissens und Könnens einführen, indem die geschichtliche Entwicklung der medizinischen Grundbegriffe, die Fortschritte der modernen Heilkunst, die Beziehungen zwischen Diagnose und Therapie, sowie die Grenzen der modernen Diagnostik behandelt werden.

Der Arzt. Seine Stellung und Aufgaben im Kulturleben der Gegenwart. Ein Leitfaden der sozialen Medizin. Von Dr. med. Moritz Fürst. (Bd. 265.)

Gibt einen vollständigen Überblick über das Wesen des ärztlichen Berufes in seinen verschiedenen Betätigungen und veranschaulicht die heutige soziale Bedeutung unseres Ärztestandes.

Der Aberglaube in der Medizin und seine Gefahr für Gesundheit und Leben. Von Prof. Dr. D. von Hansemann. (Bd. 83.)

Behandelt alle menschlichen Verhältnisse, die in irgendeiner Beziehung zu Leben und Gesundheit stehen, besonders mit Rücksicht auf viele schädliche Arten des Aberglaubens, die geeignet sind, Krankheiten zu fördern, die Gesundheit herabzusetzen und auch in moralischer Beziehung zu schädigen.

Die Leibesübungen und ihre Bedeutung für die Gesundheit. Von Prof. Dr. Richard Zander. 2. Auflage. Mit 19 Abbildungen. (Bd. 13.)

Will darüber aufklären, weshalb und unter welchen Umständen die Leibesübungen segensreich wirken, indem es ihr Wesen, andererseits die in Betracht kommenden Organe bespricht; erörtert besonders die Wechselbeziehungen zwischen körperlicher und geistiger Arbeit, die Leibesübungen der Frauen, die Bedeutung des Sportes und die Gefahren der sportlichen Übertreibungen.

Ernährung und Volksnahrungsmittel. Von weil. Prof. Dr. Johannes Frentzel. 2. Auflage. Neu bearbeitet von Geh. Rat Prof. Dr. N. Zuntz. Mit 7 Abbildungen und 2 Tafeln. (Bd. 19.)

Gibt einen Überblick über die gesamte Ernährungslehre. Durch Erörterung der grundlegenden Begriffe werden die Zubereitung der Nahrung und der Verdauungsapparat besprochen und endlich die Herstellung der einzelnen Nahrungsmittel, insbesondere auch der Konserven behandelt.

Der Alkoholismus. herausgegeben vom Zentralverband zur Bekämpfung des Alkoholismus. In 3 Bänden. (Bd. 103. 104. 145.)
Die drei Bändchen sind ein kleines wissenschaftliches Kompendium der Alkoholfrage, verfaßt von den besten Kennern der mit ihr zusammenhängenden sozial-hygienischen und sozial-ethischen Probleme, und enthalten eine Fülle von Material in übersichtlicher und schöner Darstellung.

Krankenpflege. Von Chefarzt Dr. Bruno Leid. (Bd. 152.)
Erörtert nach einem Überblick über Bau und Funktion der inneren Organe und deren hauptsächlichste Erkrankungen die hierbei zu ergreifenden Maßnahmen, wobei besonders eingehend die Pflege bei Infektionskrankheiten, sowie bei plötzlichen Unglücksfällen und Erkrankungen behandelt werden.

Vom Nervensystem, seinem Bau und seiner Bedeutung für Leib und Seele. Von Prof. Dr. Richard Zander. Mit 27 Figuren. (Bd. 48.)
Erörtert die Bedeutung der nervösen Vorgänge für den Körper, die Geistestätigkeit und das Seelenleben und sucht darzulegen, unter welchen Bedingungen Störungen der nervösen Vorgänge auftreten, wie sie zu beseitigen und zu vermeiden sind.

Geisteskrankheiten. Von Anstaltsoberarzt Dr. Georg Ilberg. (Bd. 151.)
Erörtert an eingehend dargestellten Beispielen die wichtigsten Formen geistiger Erkrankung, um so die richtige Beurteilung der Zeichen geistiger Erkrankung und damit eine rechtzeitige verständnisvolle Behandlung derselben zu ermöglichen.

Die Geschlechtskrankheiten, ihr Wesen, ihre Verbreitung, Bekämpfung und Verhütung. Von Generaloberarzt Prof. Dr. Wilhelm Schumburg. Mit 4 Abbildungen und 1 Tafel. (Bd. 251.)
Gibt in sachlicher, aber rückhaltlos offener Darlegung ein Bild von dem Wesen der Geschlechtskrankheiten und von ihren Erregern, erörtert ausführlich ihre Bekämpfung und Verhütung, mit besonderer Rücksicht auf das gesetzliche Treiben der Prostitution und der Kurpfuscher, die persönlichen Schutzmaßregeln, sowie die Aussichten auf erfolgreiche Behandlung.

Die fünf Sinne des Menschen. Von Prof. Dr. Josef Klemens Kreibig. 2. Auflage. Mit 30 Abbildungen. (Bd. 27.)
Eine Darstellung der einzelnen Sinnesgebiete, der Organe und ihrer Funktionsweise, der als Reiz wirkenden äußeren Ursachen, sowie der Empfindungen nach Inhalt, Stärke und Merkmalen.

Herz, Blutgefäße und Blut und ihre Erkrankungen. Von Prof. Dr. Heinrich Rosin. (Bd. 312.)
Eine allgemeinverständliche Darstellung von Bau und Funktion des Herzens und der Blutgefäße, sowie den verschiedenen Formen ihrer Erkrankungen.

Das Auge des Menschen und seine Gesundheitspflege. Von Privatdozent Dr. med. Georg Abelsdorff. Mit 15 Abbildungen. (Bd 149.)
Schildert die Anatomie des menschlichen Auges, sowie die Leistungen des Gesichtssinnes und behandelt die Hygiene des Auges, seine Erkrankungen und Verletzungen, Kurzsichtigkeit, Verordnung usw.

Die menschliche Stimme und ihre Hygiene. Von Prof. Dr. Paul H. Gerber. Mit 20 Abbildungen. (Bd. 136.)
Nach den notwendigsten Erörterungen über das Zustandekommen und über die Natur der Töne werden der Kehlkopf des Menschen und seine Funktion als musikalisches Instrument behandelt; dann werden die Sing- und die Sprechstimme, ihre Ausbildung, ihre Fehler und Erkrankungen, sowie deren Verhütung und Behandlung erörtert.

Das menschliche Gebiß, seine Erkrankung und Pflege. Von Zahnarzt Fritz Jäger. Mit 24 Abbildungen. (Bd. 229.)
Schildert Entwicklung und Aufbau, sowie die Erkrankungen der Zähne, die Wechselbeziehungen zwischen Zahnerzeugnis und Gesamtorganismus und die zur Schaffung und Erhaltung eines gesunden Gebisses dienlichen Maßnahmen.

Die Tuberkulose, ihr Wesen, ihre Verbreitung, Ursache, Verhütung und Heilung. Von Generaloberarzt Prof. Dr. Wilhelm Schumburg. Mit 1 Tafel und 8 Figuren. (Bd. 47.)
Schildert nach einem Überblick über die Verbreitung der Tuberkulose das Wesen derselben, beschäftigt sich eingehend mit dem Tuberkelbazillus, bespricht die Maßnahmen, durch die man ihn von sich fernhalten kann, und erörtert die Fragen der Heilung der Tuberkulose.

Die krankheiterregenden Bakterien. Von Privatdozent Dr. Max Loehlein. Mit 31 Abbildungen. (Bd. 307.)
Gibt eine Darstellung der wichtigsten Errungenschaften der modernen Bakteriologie und eine Übersicht über die häufigen Infektionskrankheiten nach dem Stande der neueren Forschungen.

Der Säugling, seine Ernährung und seine Pflege. Von Dr. Walter Kaupe. Mit 17 Abbildungen. (Bd. 154.)
Will der jungen Mutter oder Pflegerin in allen in Betracht kommenden Fragen den nötigen Rat erteilen. Außer der allgemeinen geistigen und körperlichen Pflege des Kindchens werden besonders die natürliche und künstliche Ernährung behandelt und für alle diese Fälle zugleich praktische Anleitung gegeben.

Gesundheitslehre für Frauen. Von weil. Privatdozent Dr. Roland Sticher. Mit 13 Abbildungen. (Bd. 171.)
Unterrichtet über den Bau des weiblichen Organismus und seine Pflege vom Kindesalter an, vor allem aber eingehend über den Beruf der Frau als Gattin und Mutter.

Naturwissenschaften. Mathematik.

Die Grundbegriffe der modernen Naturlehre. Von Prof. Dr. Felix Auerbach. 2. Auflage. Mit 79 Figuren. (Bd. 40.)
Eine zusammenhängende, für jeden Gebildeten verständliche Entwicklung der in der modernen Naturlehre eine allgemeine und exakte Rolle spielenden Begriffe Raum und Bewegung, Kraft und Masse und der allgemeinen Eigenschaften der Materie, Arbeit, Energie und Entropie.

Die Lehre von der Energie. Von Dr. Alfred Stein. Mit 13 Figuren. (Bd. 257.)
Vermittelt für jeden verständlich eine Vorstellung von der umfassenden Einheitlichkeit, die durch die Aufstellung des Energiegesetzes in unsere gesamte Naturauffassung gekommen ist.

Moleküle — Atome — Weltäther. Von Prof. Dr. Gustav Mie. 2. Auflage. Mit 27 Figuren. (Bd. 58.)
Stellt die physikalische Atomlehre als die kurze, logische Zusammenfassung einer großen Menge physikalischer Tatsachen unter einem Begriffe dar, die ausführlich und nach Möglichkeit als einzelne Experimente geschildert werden.

Das Licht und die Farben. Von Prof. Dr. Leo Graetz. 2. Auflage. Mit 116 Abbildungen. (Bd. 17.)
Behandelt, ausgehend von der scheinbar geradlinigen Ausbreitung, Zurückwerfung und Brechung des Lichtes, das Wesen der Farben, die Beugungserscheinungen und die Photographie.

Sichtbare und unsichtbare Strahlen. Von Prof. Dr. Richard Börnstein und Prof. Dr. W. Marckwald. 2. Auflage. Mit 85 Abb. (Bd. 64.)
Schildert die verschiedenen Arten der Strahlen, darunter die Kathoden- und Röntgenstrahlen, die Hertzschen Wellen, die Strahlungen der radioaktiven Körper (Uran und Radium) nach ihrer Entstehung und Wirkungsweise, unter Darstellung der charakteristischen Vorgänge der Strahlung.

Einführung in die chemische Wissenschaft. Von Prof. Dr. Walter Löb. Mit 16 Figuren. (Bd. 264.)
Ermöglicht durch anschauliche Darstellung der den chemischen Vorgängen zugrunde liegenden allgemeinen Tatsachen, Begriffe und Gesetze ein gründliches Verständnis dieser und ihrer praktischen Anwendungen.

Die optischen Instrumente. Von Dr. Moritz von Rohr. Mit 84 Abbildungen. (Bd. 88.)
Gibt eine elementare Darstellung der optischen Instrumente nach den modernen Anschauungen, wobei das Ultramikroskop, die neuen Apparate zur Mikrophotographie mit ultraviolettem Licht, die Prismen- und die Zielfernrohre, die Projektionsapparate und stereoskopischen Entfernungsmesser erläutert werden.

Spektroskopie. Von Dr. L. Grebe. Mit 62 Abbildungen. (Bd. 284.)
Gibt eine von zahlreichen Abbildungen unterstützte Darstellung der spektroskopischen Forschung und ihrer weittragenden Ergebnisse für Wissenschaft und Technik.

Das Mikroskop, seine Optik, Geschichte und Anwendung. Von Dr. W. Scheffer. Mit 66 Abbildungen. (Bd. 35.)
Nach Erläuterung der optischen Konstruktion und Wirkung des Mikroskops und Darstellung der historischen Entwicklung wird eine Beschreibung der modernsten Mikroskoptypen, Hilfsapparate und Instrumente gegeben und gezeigt, wie die mikroskopische Untersuchung die Einsicht in Naturvorgänge vertieft.

Das Stereoskop und seine Anwendungen. Von Prof. Theodor Hartwig. Mit 40 Abbildungen und 19 Tafeln. (Bd. 135.)
Behandelt die verschiedenen Erscheinungen und Anwendungen der Stereoskopie, insbesondere die stereoskopischen Himmelsphotographien, die stereoskopische Darstellung mikroskopischer Objekte, das Stereoskop als Meßinstrument und die Bedeutung und Anwendung des Stereokomparators.

Die Lehre von der Wärme. Von Prof. Dr. Richard Börnstein. Mit 33 Abbildungen. (Bd. 172.)
Behandelt ausführlich die Tatsachen und Gesetze der Wärmelehre, Ausdehnung erwärmter Körper und Temperaturmessung, Wärmemessung, Wärme- und Kältequellen, Wärme als Energieform, Schmelzen und Erstarren, Sieden, Verdampfen und Verflüssigen, Verhalten des Wasserdampfes in der Atmosphäre, Dampf- und andere Wärmemaschinen und schließlich die Bewegung der Wärme.

Die Physik der Kälte. Von Dr. Heinrich Alt. (Bd. 311.)
Ein Überblick über die künstliche Erzeugung tiefster Temperaturen und ihre so wichtige technische Verwendung.

Luft, Wasser, Licht und Wärme. Neun Vorträge aus dem Gebiete der Experimental-Chemie. Von Prof. Dr. Reinhart Blochmann. 3. Aufl. Mit 115 Abbildungen. (Bd. 5.)
Führt unter besonderer Berücksichtigung der alltäglichen Erscheinungen des praktischen Lebens in das Verständnis der chemischen Erscheinungen ein und zeigt die außerordentliche Bedeutung derselben für unser Wohlergehen.

Das Wasser. Von Privatdoz. Dr. O. Anselmino. Mit 44 Abb. (Bd. 291.)
Gibt eine zusammenfassende Darstellung unseres gesamten Wissens über das Wasser, dies Lebenselement der Erde, unter besonderer Berücksichtigung des praktisch Wichtigen.

Natürliche und künstliche Pflanzen- und Tierstoffe. Von Dr. B. Bavink. Mit 7 Figuren. (Bd. 187.)
Will einen Einblick in die wichtigsten theoretischen Erkenntnisse der organischen Chemie geben und das Verständnis für ihre darauf begründeten praktischen Entdeckungen und Erfindungen vermitteln.

Der Luftstickstoff u. seine Verwertung. Von Prof. Dr. Karl Kaiser. (Bd. 313.)
Ein Überblick über Wesen, Bedeutung und Geschichte dieses wichtigsten und modernsten Problems der Agrikulturchemie bis auf die neuesten erfolgreichen Versuche zu seiner Lösung.

Die Erscheinungen des Lebens. Von Privatdozent Dr. H. Miehe. Mit 40 Figuren. (Bd. 130.)
Sucht eine umfassende Totalansicht des organischen Lebens zu geben, indem es nach einer Erörterung der spekulativen Vorstellungen über das Leben und einer Beschreibung des Protoplasmas und der Zelle die hauptsächlichsten Äußerungen des Lebens, wie Entwicklung, Ernährung, Atmung, das Sinnesleben, die Fortpflanzung, den Tod und die Variabilität behandelt.

Abstammungslehre und Darwinismus. Von Prof. Dr. Richard Hesse. 3. Auflage. Mit 37 Figuren. (Bd. 39.)
Gibt einen kurzen, aber klaren Einblick in den gegenwärtigen Stand der Abstammungslehre und sucht die Frage, wie die Umwandlung der organischen Wesen vor sich gegangen ist, nach dem neuesten Stande der Forschung zu beantworten.

Der Befruchtungsvorgang, sein Wesen und seine Bedeutung. Von Dr. Ernst Teichmann. Mit 7 Abbildungen und 4 Doppeltafeln. (Bd. 70.)
Eine gemeinverständliche, streng sachliche Darstellung der bedeutsamen Ergebnisse der modernen Forschung über das Befruchtungsproblem.

Das Werden und Vergehen der Pflanzen. Von Prof. Dr. Paul Gisevius. Mit 24 Abbildungen. (Bd. 173.)
Eine leichtfaßliche Darstellung alles dessen, was uns allgemein an der Pflanze interessiert, eine kleine „Botanik des praktischen Lebens".

Vermehrung und Sexualität bei den Pflanzen. Von Prof. Dr. Ernst Küster. Mit 38 Abbildungen. (Bd. 112.)
Gibt eine kurze Übersicht über die wichtigsten Formen der vegetativen Vermehrung und beschäftigt sich eingehend mit der Sexualität der Pflanzen, deren überraschend vielfache und mannigfaltige Äußerungen, ihre große Verbreitung im Pflanzenreich und ihre in allen Einzelheiten erkennbare Übereinstimmung mit der Sexualität der Tiere zur Darstellung gelangen.

Unsere wichtigsten Kulturpflanzen (die Getreidegräser). Von Prof. Dr. Karl Giesenhagen. 2. Aufl. Mit 38 Figuren. (Bd. 10.)
Behandelt die Getreidepflanzen und ihren Anbau nach botanischen wie kulturgeschichtlichen Gesichtspunkten, damit zugleich in anschaulichster Form allgemeine botanische Kenntnisse vermittelnd.

Der deutsche Wald. Von Prof. Dr. Hans Hausrath. Mit 15 Abbildungen und 2 Karten. (Bd. 153.)
Schildert unter Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung die Lebensbedingungen und den Zustand unseres deutschen Waldes, die Verwendung seiner Erzeugnisse sowie seine günstige Einwirkung auf Klima, Fruchtbarkeit, Sicherheit und Gesundheit des Landes, und erörtert zum Schlusse die Pflege des Waldes. Ein Büchlein also für jeden Waldfreund.

Der Obstbau. Von Dr. Ernst Voges. Mit 13 Abbildungen. (Bd. 107.)
Will über die wissenschaftlichen und technischen Grundlagen des Obstbaues sowie seine Naturgeschichte und große volkswirtschaftliche Bedeutung unterrichten. Die Geschichte des Obstbaues, das Leben des Obstbaumes, Obstbaumpflege und Obstbaumschutz, die wissenschaftliche Obstkunde, die Ästhetik des Obstbaues gelangen zur Behandlung.

Kolonialbotanik. Von Privatdoz. Dr. F. Tobler. Mit 21 Abb. (Bd. 184.)
Schildert die allgemeinen Grundlagen und Methoden tropischer Landwirtschaft und behandelt im besonderen die bekanntesten Kolonialprodukte, wie Kaffee, Zucker, Reis, Baumwolle usw.

Kaffee, Tee, Kakao und die übrigen narkotischen Getränke. Von Prof. Dr. Arwed Wieler. Mit 24 Abbildungen und 1 Karte. (Bd. 132.)
Behandelt Kaffee, Tee und Kakao, sowie Mate und Kola in bezug auf die Art und Verbreitung der Stammpflanzen, ihre Kultur und Ernte bis zur Gewinnung der fertigen Ware.

Die Pflanzenwelt des Mikroskops. Von Bürgerschullehrer Ernst Reukauf. Mit 100 Abbildungen. (Bd. 181.)
Eröffnet einen Einblick in den staunenswerten Formenreichtum des mikroskopischen Pflanzenlebens und lehrt den Ursachen ihrer wunderbaren Lebenserscheinungen nachforschen.

Die Tierwelt des Mikroskops (die Urtiere). Von Privatdozent Dr. Richard Goldschmidt. Mit 39 Abbildungen. (Bd. 160.)
Eröffnet dem Naturfreunde ein Bild reichen Lebens im Wassertropfen und sucht ihn zugleich zu eigener Beobachtung anzuleiten.

Die Beziehungen der Tiere zueinander und zur Pflanzenwelt. Von Prof. Dr. K. Kraepelin. (Bd. 79.)
Stellt in großen Zügen eine Fülle wechselseitiger Beziehungen der Organismen zueinander dar. Familienleben und Staatenbildung der Tiere, wie die interessanten Beziehungen der Tiere und Pflanzen zueinander werden geschildert.

Tierkunde. Eine Einführung in die Zoologie. Von Privatdoz. Dr. Kurt Hennings. Mit 34 Abb. (Bd. 142.)
Stellt die charakteristischen Eigenschaften aller Tiere — Bewegung und Empfindung, Stoffwechsel und Fortpflanzung — dar und sucht die Tätigkeit des Tierleibes aus seinem Bau verständlich zu machen.

Vergleichende Anatomie der Sinnesorgane der Wirbeltiere. Von Prof. Dr. Wilhelm Lubosch. Mit 107 Abbildungen. (Bd. 282.)
Gibt eine auf dem Entwicklungsgedanken aufgebaute allgemeinverständliche Darstellung eines der interessantesten Gebiete der modernen Naturforschung.

Die Stammesgeschichte unserer Haustiere. Von Prof. Dr. Carl Keller. Mit 28 Abbildungen. (Bd. 252.)
Schildert eingehend den Verlauf der Haustierwerdung, die allmählich eingetretene Umbildung der Rassen sowie insbesondere die Stammformen und Bildungsherde der einzelnen Haustiere.

Die Fortpflanzung der Tiere. Von Privatdozent Dr. Richard Goldschmidt. Mit 77 Abbildungen. (Bd. 253.)
Gewährt durch anschauliche Schilderung der zu den wechselvollsten und überraschendsten biologischen Tatsachen gehörenden Formen der tierischen Fortpflanzung sowie der Brutpflege Einblick in das mit der menschlichen Sittlichkeit in so engem Zusammenhang stehende Tatsachengebiet.

Deutsches Vogelleben. Von Prof. Dr. Alwin Voigt. (Bd. 221.)
Will durch Schilderung des deutschen Vogellebens in der Verschiedenartigkeit der Daseinsbedingungen in den wechselnden Landschaften die Kenntnis der charakteristischen Vogelarten und namentlich auch ihrer Stimmen fördern.

Vogelzug und Vogelschutz. Von Dr. Wilhelm R. Eckardt. (Bd. 218.)
Eine wissenschaftliche Erklärung der rätselhaften Tatsachen des Vogelzugs und der daraus entspringenden praktischen Forderungen des Vogelschutzes.

Korallen und andere gesteinsbildende Tiere. Von Prof. Dr. W. May. Mit 45 Abbildungen. (Bd. 231.)
Schildert die gesteinsbildenden Tiere, vor allem die für den Bau der Erdrinde so wichtigen Korallen nach Bau, Lebensweise und Vorkommen.

Lebensbedingungen und Verbreitung der Tiere. Von Prof. Dr. Otto Maas. Mit 11 Karten und Abbildungen. (Bd. 139.)
Zeigt die Tierwelt als Teil des organischen Erdganzen, die Abhängigkeit der Verbreitung des Tieres von dessen Lebensbedingungen wie von der Erdgeschichte, ferner von Nahrung, Temperatur, Licht, Luft und Vegetation, wie von dem Eingreifen des Menschen, und betrachtet an der Hand von Karten die geographische Einteilung der Tierwelt.

Die Bakterien. Von Prof. Dr. Ernst Gutzeit. Mit 13 Abbild. (Bd. 233.)
Setzt, gegenüber der laienhaften Identifikation von Bakterien und Krankheiten, die allgemeine Bedeutung der Kleinlebewelt für den Kreislauf des Stoffes in der Natur und dem Haushalt des Menschen auseinander.

Die Welt der Organismen. In Entwicklung und Zusammenhang dargestellt. Von Prof. Dr. Kurt Lampert. Mit 52 Abbildungen. (Bd. 236.)
Gibt einen allgemeinverständlichen Überblick über die Gesamtheit des Tier- und Pflanzenreiches, über den Aufbau der Organismen, ihre Lebensgeschichte, ihre Abhängigkeit von der äußeren Umgebung und die Wechselbeziehungen zwischen den einzelnen Gliedern der belebten Natur.

Zwiegestalt der Geschlechter in der Tierwelt (Dimorphismus). Von Dr. Friedrich Knauer. Mit 37 Abbildungen. (Bd. 148.)
Die merkwürdigen, oft erstaunlichen Verschiedenheiten in Aussehen und Bau der Tiergeschlechter werden durch zahlreiche Beispiele aus allen Gruppen auf wissenschaftlicher Grundlage dargestellt.

Geschichte der sozialistischen Ideen im 19. Jahrhundert. Von Dr. Friedrich Muckle. 2 Bände. (Bd. 269. 270.)

Band I: Die Geschichte der sozialistischen Ideen im 19. Jahrhundert. (Bd. 269.)
Band II: Proudhon und der entwicklungsgeschichtliche Sozialismus. (Bd. 270.)

Gibt eine seine philosophischen Grundlagen aufzeigende Darstellung der Entwicklung des sozialen Ideals im 19. Jahrhundert mit liebevoller Charakterisierung der Einzelpersönlichkeiten von Owen, Fourier, Weitling über Proudhon, Saint-Simon, Rodbertus bis zu Karl Marx und Lassalle.

Das internationale Leben der Gegenwart. Von Alfred H. Fried. Mit einer lithographischen Tafel. (Bd. 226.)

Ein „Baedeker für das internationale Land", der durch eine Zusammenstellung der internationalen Vereinbarungen und Einrichtungen nach ihrem Umfang und ihrer Wirksamkeit zu zeigen sucht, wie weit der internationale Zusammenschluß der Kulturwelt auf nationaler Grundlage bereits gediehen ist.

Geschichte des Welthandels. Von Oberlehrer Dr. Max Georg Schmidt. (Bd. 118.)

Behandelt die Entwicklung des Handels vom Altertum an über das Mittelalter, in dem Konstantinopel, seit den Kreuzzügen Italien und Deutschland den Weltverkehr beherrschen, zur Neuzeit, die mit der Entdeckung Amerikas beginnt, und bis zur Gegenwart, in der auch der deutsche Kaufmann den ganzen Erdball erobert.

Geschichte d. deutschen Handels. Von Prof. Dr. W. Langenbeck. (Bd. 237.)

Schildert die Entwicklung von primitivsten prähistorischen Anfängen bis zur heutigen Weltmachtstellung des deutschen Handels mit ihren Bedingungen und gibt ein übersichtliches Bild dieses weitverzweigten Organismus.

Deutschlands Stellung in der Weltwirtschaft. Von Prof. Dr. Paul Arndt. (Bd. 179.)

Stellt unsere wirtschaftlichen Beziehungen zum Auslande sowie die Ursachen der gegenwärtigen hervorragenden Stellung Deutschlands in der Weltwirtschaft dar, erörtert die Vorteile und Gefahren dieser Stellung eingehend und behandelt endlich die vielen wirtschaftlichen und politischen Aufgaben, die sich aus Deutschlands internationaler Stellung ergeben.

Deutsches Wirtschaftsleben. Auf geographischer Grundlage geschildert von weil. Prof. Dr. Christian Gruber. 2. Auflage. Neubearbeitet von Dr. Hans Reinlein. (Bd. 42.)

Will Verständnis für den sieghaften Aufschwung unseres wirtschaftlichen Lebens seit der Wiederaufrichtung des Reichs herbeiführen und darlegen, inwieweit sich Produktion und Verkehrsbewegung auf die natürlichen Gelegenheiten, die geographischen Vorzüge unseres Vaterlandes stützen können und in ihnen sicher verankert liegen.

Die Entwicklung des deutschen Wirtschaftslebens im letzten Jahrhundert. Von Prof. Dr. Ludwig Pohle. 2. Auflage. (Bd. 57.)

Eine objektive, ruhig abwägende Darstellung der gewaltigen Umwälzung, die das deutsche Wirtschaftsleben im Laufe des einen Jahrhunderts erfahren hat.

Die deutsche Landwirtschaft. Von Dr. Walter Claaßen. Mit 15 Abbildungen und 1 Karte. (Bd. 215.)

Behandelt die natürlichen Grundlagen der Bodenbereitung, die Technik und Betriebsorganisation des Bodenbaues und der Viehhaltung, die volkswirtschaftliche Bedeutung des Landbaues sowie die agrarpolitischen Fragen, ferner die Bedeutung des Menschen als Produktionsfaktor in der Landwirtschaft und andererseits die Rolle, die das Landvolk im Lebensprozesse der Nation spielt.

Innere Kolonisation. Von A. Brenning. (Bd. 261.)

Gibt in knappen Zügen ein vollständiges Bild von dem Stande der inneren Kolonisation in Deutschland als einer der volkswirtschaftlich, wie sozial und national wichtigsten Aufgaben der Gegenwart.

Aus dem amerikanischen Wirtschaftsleben. Von Prof. J. Laurence Laughlin. Mit 9 graphischen Darstellungen. (Bd. 127.)

Ein Amerikaner behandelt für deutsche Leser die wirtschaftlichen Fragen, die augenblicklich im Vordergrunde des öffentlichen Lebens in Amerika stehen.

Die Japaner und ihre wirtschaftliche Entwicklung. Von Prof. Dr. Karl Rathgen. (Bd. 72.)
Schildert auf Grund langjähriger eigener Erfahrungen Land und Leute, Staat und Wirtschaftsleben sowie die Stellung Japans im Weltverkehr und ermöglicht so ein wirkliches Verständnis für die staunenswerte innere Neugestaltung des Landes in den letzten Jahrzehnten.

Antike Wirtschaftsgeschichte. Von Dr. O. Neurath. (Bd. 258.)
Gibt auf Grund der modernen Forschungen einen gemeinverständlichen Überblick über die Wirtschaftsgeschichte der Antike unter stetem Vergleich mit modernen Verhältnissen.

Die Gartenstadtbewegung. Von Generalsekr. Hans Kampffmeyer. Mit 43 Abbildungen. (Bd. 259.)
Orientiert zum ersten Male umfassend über Ursprung und Geschichte, Wege und Ziele, Bedeutung und Erfolge der Gartenstadtbewegung.

Bevölkerungslehre. Von Prof. Dr. Max Haushofer. (Bd. 50.)
Will in gedrängter Form das Wesentliche der Bevölkerungslehre geben über Ermittlung der Volkszahl, über Gliederung und Bewegung der Bevölkerung, Verhältnis der Bevölkerung zum bewohnten Boden und die Ziele der Bevölkerungspolitik.

Arbeiterschutz und Arbeiterversicherung. Von weil. Prof. Dr. Otto v. Zwiedineck-Südenhorst. (Bd. 78.)
Bietet eine gedrängte Darstellung des gemeiniglich unter dem Titel „Arbeiterfrage" behandelten Stoffes unter besonderer Berücksichtigung der Fragen der Notwendigkeit, Zweckmäßigkeit und der ökonomischen Begrenzung der einzelnen Schutzmaßnahmen und Versicherungseinrichtungen.

Die Konsumgenossenschaft. Von Prof. Dr. Franz Staudinger. (Bd. 222.)
Stellt die Konsumgenossenschaft nach ihrer Bedeutung und ihren Grundlagen, ihrer geschichtlichen Entwicklung und heutigen Organisation und in ihren Kämpfen und Zukunftsaussichten dar.

Die Frauenarbeit. Ein Problem des Kapitalismus. Von Privatdozent Dr. Robert Wilbrandt. (Bd. 106.)
Behandelt von dem Verhältnis von Beruf und Mutterschaft aus, als dem zentralen Problem der ganzen Frage, die Ursachen der niedrigen Bezahlung der weiblichen Arbeit, die daraus entstehenden Schwierigkeiten in der Konkurrenz der Frauen mit den Männern, den Gegensatz von Arbeiterinnenschutz und Befreiung der weiblichen Arbeit.

Grundzüge des Versicherungswesens. Von Prof. Dr. Alfred Manes. (Bd. 105.)
Behandelt die Stellung der Versicherung im Wirtschaftsleben, ihre Entwicklung und Organisation, den Geschäftsgang eines Versicherungsbetriebs, die Versicherungspolitik, das Versicherungsvertragsrecht und die Versicherungswissenschaft, ebenso die einzelnen Zweige der Versicherung, wie Lebensversicherung, Unfallversicherung usw.

Verkehrsentwicklung in Deutschland. 1800—1900. Vorträge über Deutschlands Eisenbahnen und Binnenwasserstraßen, ihre Entwicklung und Verwaltung sowie ihre Bedeutung für die heutige Volkswirtschaft. Von Prof. Dr. Walter Lotz. 3. Auflage, fortgeführt bis 1909. (Bd. 15.)
Gibt nach einer kurzen Übersicht über die Hauptfortschritte in den Verkehrsmitteln eine Geschichte des Eisenbahnwesens, schildert den heutigen Stand der Eisenbahnverfassung, das Güter- und das Personentarifwesen, die Reformversuche und die Reformfrage, ferner die Bedeutung der Binnenwasserstraßen und endlich die Wirkungen der modernen Verkehrsmittel.

Das Postwesen, seine Entwicklung und Bedeutung. Von Postrat Johannes Bruns. (Bd. 165.)
Eine umfassende Darstellung des gesamten Postwesens unter Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung sowie der Bedürfnisse der Praxis.

Die Telegraphie in ihrer Entwicklung und Bedeutung. Von Postrat Johannes Bruns. Mit 4 Figuren. (Bd. 183.)
Gibt auf der Grundlage eingehender praktischer Kenntnis der einschlägigen Verhältnisse einen Einblick in das für die heutige Kultur so bedeutungsvolle Gebiet der Telegraphie und seine großartigen Fortschritte.

Die Telegraphen- und Fernsprechtechnik in ihrer Entwicklung. Von Telegrapheninspektor Helmut Brick. Mit 58 Abbildungen. (Bd. 235.)
Schildert unter klarer Veranschaulichung der zugrundeliegenden Prinzipien den Entwicklungsgang der Telegraphen- und Fernsprechtechnik von Flammenzeichen und Rufposten bis zum modernen Mehrfach- und Maschinentelegraphen und von Philipp Reis' und Graham Bells Erfindung bis zur Einrichtung unserer großen Fernsprechämter.

Deutsche Schiffahrt und Schiffahrtspolitik der Gegenwart. Von Prof. Dr. Karl Thieß. (Bd. 169.)
Gibt in übersichtlicher Darstellung der großen für ihre Entwicklung und ihr Gedeihen in Betracht kommenden volkswirtschaftlichen Gesichtspunkte eine Nationalökonomik der deutschen Schiffahrt.

Moderne Rechtsprobleme. Von Prof. Josef Kohler. (Bd. 128.)
Behandelt nach einem einleitenden Abschnitte über Rechtsphilosophie die wichtigsten und interessantesten Probleme der modernen Rechtspflege, insbesondere die des Strafrechts, des Strafprozesses, des Genossenschaftsrechts, des Zivilprozesses und des Völkerrechtes.

Verbrechen und Aberglaube. Skizzen aus der volkskundlichen Kriminalistik. Von Kammergerichtsreferendar Dr. Albert Hellwig. (Bd. 212.)
Bietet eine Reihe interessanter Bilder aus dem Gebiete des kriminellen Aberglaubens, wie z. B. von modernen Hexenprozessen, Dampyrglauben, Sympathiekuren, verborgenen Schätzen, Meineidszeremonien usw.

Das dtsch. Zivilprozeßrecht. Von Rechtsanw. Dr. M. Strauß. (Bd. 315.)
Die erste zusammenfassende Orientierung auf Grund der neuen Zivilprozeßreform.

Die Jurisprudenz im häuslichen Leben. Für Familie und Haushalt dargestellt. Von Rechtsanwalt Paul Bienengräber. 2 Bände. (Bd. 219. 220.)
Band I: Die Familie. (Bd. 219.) Band II: Der Haushalt. (Bd. 220.)
Behandelt in anregender, durch zahlreiche, dem täglichen Leben entnommene Beispiele belebter Darstellung alle in der Familie und dem Haushalt vorkommenden Rechtsfragen und Rechtsfälle.

Ehe und Eherecht. Von Prof. Dr. Ludwig Wahrmund. (Bd. 115.)
Schildert die historische Entwicklung des Ehebegriffes nach seiner natürlichen, sittlichen und rechtlichen Seite, untersucht das Verhältnis von Staat und Kirche auf dem Gebiete des Eherechtes und behandelt darüber hinaus auch alle jene Fragen über die rechtliche Stellung der Frau und besonders der Mutter, die immer lebhafter die öffentliche Meinung beschäftigen.

Der gewerbliche Rechtsschutz in Deutschland. Von Patentanwalt Bernhard Tolksdorf. (Bd. 138.)
Behandelt die geschichtliche Entwicklung des gewerblichen Rechtsschutzes und führt in Sinn und Wesen des Patent-, Muster- und Warenzeichenrechts ein.

Die Miete nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch. Ein Handbüchlein für Juristen, Mieter und Vermieter. Von Rechtsanwalt Dr. Max Strauß. (Bd. 194.)
Will durch eine objektive, gemeinverständliche Darstellung des Mietrechts die beiden Gruppen Mieter und Vermieter über ihr gegenseitiges Verhältnis aufklären und gleichzeitig durch Berücksichtigung der einschlägigen Literatur und Entscheidungen dem praktischen Juristen als Handbuch dienen.

Das Wahlrecht. Von Regierungsrat Dr. Oskar Poensgen. (Bd. 249.)
Bietet eine Würdigung der verschiedenen Wahlrechtssysteme und Bestimmungen sowie eine Übersicht über die heutzutage in den einzelnen Staaten geltenden Wahlrechte.

Hierzu siehe ferner:

Bloch, Soziale Kämpfe im alten Rom S. 10. Barth, Unsr. Schutzgebiete nach ihren wirtschaftl. Verhältnissen. Im Lichte d. Erdkunde dargestellt S. 17. Pollitz, Psychologie des Verbrechers S. 6.

Erdkunde.

Mensch und Erde. Skizzen von den Wechselbeziehungen zwischen beiden. Von Prof. Dr. Alfred Kirchhoff. 3. Auflage. (Bd. 31.)
Zeigt, wie die Ländernatur auf den Menschen und seine Kultur einwirkt, durch Schilderungen allgemeiner und besonderer Art, der Steppen- und Wüstenvölker, der Entstehung von Nationen, wie Deutschland und China u. a. m.

Wirtschaftl. Erdkunde. Von weil. Prof. Dr. Christian Gruber. (Bd. 122.)
Will die ursprünglichen Zusammenhänge zwischen der natürlichen Ausstattung der einzelnen Länder und der wirtschaftlichen Kraftäußerung ihrer Bewohner klarmachen und Verständnis für die wahre Machtstellung der einzelnen Völker und Staaten erwecken.

Die deutschen Volksstämme und Landschaften. Von Prof. Dr. Oskar Weise. 3. Auflage. Mit 29 Abbildungen. (Bd. 16.)
Schildert, durch eine gute Auswahl von Städte-, Landschafts- und anderen Bildern unterstützt, die Eigenart der deutschen Gaue und Stämme, die charakteristischen Eigentümlichkeiten der Landschaft, den Einfluß auf das Temperament und die geistige Anlage der Menschen, die Leistungen hervorragender Männer, Sitten und Gebräuche, Sagen und Märchen u. a. m.

Die deutschen Kolonien. (Land und Leute.) Von Dr. Adolf Heilborn. 2. Auflage. Mit 26 Abbildungen und 2 Karten. (Bd. 98.)
Gibt eine durch Abbildungen und Karten unterstützte objektive und allseitige Darstellung der geographischen und ethnographischen Grundlagen, wie der wirtschaftlichen Entwicklung unserer deutschen Kolonien.

Unsere Schutzgebiete nach ihren wirtschaftlichen Verhältnissen. Im Lichte der Erdkunde dargestellt. Von Dr. Chr. G. Barth. (Bd. 290.)
Unsere kolonisatorischen Errungenschaften materieller und ideeller Art, wie auch die weitere Entwicklungsfähigkeit unserer Schutzgebiete werden geographisch und statistisch begründet.

Die Städte. Geographisch betrachtet. Von Prof. Dr. Kurt Hassert. Mit 21 Abbildungen. (Bd. 163.)
Erörtert die Ursachen des Entstehens, Wachsens und Vergehens der Städte, sowie ihre wirtschaftsgeographische Bedeutung und schildert das Städtebild als geographische Erscheinung.

Der Orient. Eine Länderkunde. Von Ewald Banse. (Bd. 277. 278. 279.)
Band I. Die Atlasländer. Marokko, Algerien, Tunesien. Mit 15 Abbildungen, 10 Kartenskizzen, 3 Diagrammen und 1 Tafel. (Bd. 277.)
Band II. Der arabische Orient. Mit 29 Abbildungen und 7 Diagrammen. (Bd. 278.)
Band III. Der arische Orient. (Bd. 279.)
Der erste Band gibt, durch zahlreiche Abbildungen unterstützt, eine lebendige Schilderung von Land, Leuten und wirtschaftlichen Verhältnissen in Marokko, Algier und Tunis, der zweite eine solche von Ägypten, Arabien, Syrien und Mesopotamien, der dritte von Kleinasien, Armenien und Iran.

Die Polarforschung. Geschichte der Entdeckungsreisen zum Nord- und Südpol von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Prof. Dr. Kurt Hassert. 2. Auflage. Mit 6 Karten. (Bd. 38.)
Faßt in gedrängtem Überblick die Fortschritte und wichtigsten Ergebnisse der Nord- und Südpolarforschung von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart zusammen.

Meeresforschung und Meeresleben. Von Dr. Otto Janson. 2. Aufl. Mit 41 Figuren. (Bd. 30.)
Schildert kurz und lebendig die Fortschritte der modernen Meeresuntersuchung auf geographischem, physikalisch-chemischem und biologischem Gebiete, die Verteilung von Wasser und Land auf der Erde, die Tiefen des Meeres, die physikalischen und chemischen Verhältnisse des Meerwassers, endlich die wichtigsten Organismen des Meeres, die Pflanzen und Tiere.

Die Alpen. Von Hermann Reishauer. Mit 26 Abb. u. 2 Karten. (Bd. 276.)
Gibt, durch zahlreiche Abbildungen unterstützt, eine umfassende Schilderung des Reiches der Alpen in landschaftlicher, erdgeschichtlicher, sowie klimatischer, biologischer, wirtschaftlicher und verkehrstechnischer Hinsicht.

Anthropologie. Heilwissenschaft u. Gesundheitslehre.

Der Mensch. Sechs Vorlesungen aus dem Gebiete der Anthropologie. Von Dr. Adolf Heilborn. Mit 44 Abbildungen. (Bd. 62.)
Bringt streng sachlich und doch durchaus volkstümlich das Wissen vom Ursprung des Menschen, die Entwicklungsgeschichte des Individuums, die Menschenrassen, die rassenanatomischen Verschiedenheiten und den Tertiärmenschen zur Darstellung.

Die Anatomie des Menschen. Von Prof. Dr. Karl v. Bardeleben. In 5 Bänden. Mit zahlreichen Abbildungen. (Bd. 201. 202. 203. 204. 263.)

I. Teil: Allgemeine Anatomie und Entwicklungsgeschichte. Mit 69 Abbildungen. (Bd. 201.)
II. Teil: Das Skelett. Mit 53 Abbildungen. (Bd. 202.)
III. Teil: Das Muskel- und Gefäßsystem. Mit 68 Abbildungen. (Bd. 203.)
IV. Teil: Die Eingeweide (Darm, Atmungs-, Harn- u. Geschlechtsorgane). Mit 38 Abb. (Bd. 204.)
V. Teil: Statik und Mechanik des menschlichen Körpers. Mit 26 Abbildungen. (Bd. 263.)

In dieser Reihe von 5 Bänden wird die menschliche Anatomie in knappem, für gebildete Laien leicht verständlichem Texte dargestellt, wobei eine große Anzahl sorgfältig ausgewählter Abbildungen die Anschaulichkeit erhöht. Der erste Band enthält u. a. einiges aus der Geschichte der Anatomie von Homer bis zur Neuzeit, ferner die Zellen- und Gewebelehre, die Entwicklungsgeschichte, sowie Formen, Maß und Gewicht des Körpers. Im zweiten Band werden dann Skelett, Knochen und die Gelenke nebst einer Mechanik der letzteren, im dritten die bewegenden Organe des Körpers, die Muskeln, das Herz und die Gefäße, im vierten die Eingeweidelehre, namentlich der Darmtraktus, sowie die Harn- und Geschlechtsorgane, und im fünften werden die verschiedenen Ruhelagen des Körpers, Liegen, Stehen, Sitzen usw., sodann die verschiedenen Arten der Ortsbewegung, Gehen, Laufen, Tanzen, Schwimmen, Reiten usw., endlich die wichtigsten Bewegungen innerhalb des Körpers, die der Wirbelsäule, des Herzens und des Brustkorbes bei der Atmung zur Darstellung gebracht.

Bau und Tätigkeit des menschlichen Körpers. Von Privatdozent Dr. Heinrich Sachs. 2. Auflage. Mit 37 Abbildungen. (Bd. 32.)

Erläutert die Einrichtung und die Tätigkeit der einzelnen Organe des Körpers und zeigt dabei vor allem, wie diese einzelnen Organe in ihrer Tätigkeit aufeinander einwirken, miteinander zusammenhängen und so den menschlichen Körper zu einem einheitlichen Ganzen machen.

Acht Vorträge aus der Gesundheitslehre. Von weil. Prof. Dr. H. Buchner. 3. Aufl., besorgt von Prof. Dr. M. v. Gruber. Mit 26 Abb. (Bd. 1.)

Unterrichtet über die äußeren Lebensbedingungen des Menschen, über das Verhältnis von Luft, Licht und Wärme zum menschlichen Körper, über Kleidung und Wohnung, Bodenverhältnisse und Wasserversorgung, die Krankheiten erzeugenden Pilze und die Infektionskrankheiten, kurz über die wichtigsten Fragen der Hygiene.

Die moderne Heilwissenschaft. Wesen und Grenzen des ärztlichen Wissens. Von Dr. Edmund Biernacki. Deutsch von Dr. S. Ebel. (Bd. 25.)

Will in den Inhalt des ärztlichen Wissens und Könnens einführen, indem die geschichtliche Entwicklung der medizinischen Grundbegriffe, die Fortschritte der modernen Heilkunst, die Beziehungen zwischen Diagnose und Therapie, sowie die Grenzen der modernen Diagnostik behandelt werden.

Der Arzt. Seine Stellung und Aufgaben im Kulturleben der Gegenwart. Ein Leitfaden der sozialen Medizin. Von Dr. med. Moritz Fürst. (Bd. 265.)

Gibt einen vollständigen Überblick über das Wesen des ärztlichen Berufes in seinen verschiedenen Betätigungen und veranschaulicht die heutige soziale Bedeutung unseres Ärztestandes.

Der Aberglaube in der Medizin und seine Gefahr für Gesundheit und Leben. Von Prof. Dr. O. von Hansemann. (Bd. 83.)

Behandelt alle menschlichen Verhältnisse, die in irgendeiner Beziehung zu Leben und Gesundheit stehen, besonders mit Rücksicht auf viele schädliche Arten des Aberglaubens, die geeignet sind, Krankheiten zu fördern, die Gesundheit herabzusetzen und auch in moralischer Beziehung zu schädigen.

Die Leibesübungen und ihre Bedeutung für die Gesundheit. Von Prof. Dr. Richard Zander. 2. Auflage. Mit 19 Abbildungen. (Bd. 13.)

Will darüber aufklären, weshalb und unter welchen Umständen die Leibesübungen segensreich wirken, indem es ihr Wesen, andererseits die in Betracht kommenden Organe bespricht; erörtert besonders die Wechselbeziehungen zwischen körperlicher und geistiger Arbeit, die Leibesübungen der Frauen, die Bedeutung des Sportes und die Gefahren der sportlichen Übertreibungen.

Ernährung und Volksnahrungsmittel. Von weil. Prof. Dr. Johannes Frentzel. 2. Auflage. Neu bearbeitet von Geh. Rat Prof. Dr. N. Zuntz. Mit 7 Abbildungen und 2 Tafeln. (Bd. 19.)

Gibt einen Überblick über die gesamte Ernährungslehre. Durch Erörterung der grundlegenden Begriffe werden die Zubereitung der Nahrung und der Verdauungsapparat besprochen und endlich die Herstellung der einzelnen Nahrungsmittel, insbesondere auch der Konserven behandelt.

Der Alkoholismus. Herausgegeben vom Zentralverband zur Bekämpfung des Alkoholismus. In 3 Bänden. (Bd. 103. 104. 145.)
Die drei Bändchen sind ein kleines wissenschaftliches Kompendium der Alkoholfrage, verfaßt von den besten Kennern der mit ihr zusammenhängenden sozial-hygienischen und sozial-ethischen Probleme, und enthalten eine Fülle von Material in übersichtlicher und schöner Darstellung.

Krankenpflege. Von Chefarzt Dr. Bruno Leick. (Bd. 152.)
Erörtert nach einem Überblick über Bau und Funktion der inneren Organe und deren hauptsächlichste Erkrankungen die hierbei zu ergreifenden Maßnahmen, wobei besonders eingehend die Pflege bei Infektionskrankheiten, sowie bei plötzlichen Unglücksfällen und Erkrankungen behandelt werden.

Vom Nervensystem, seinem Bau und seiner Bedeutung für Leib und Seele. Von Prof. Dr. Richard Zander. Mit 27 Figuren. (Bd. 48.)
Erörtert die Bedeutung der nervösen Vorgänge für den Körper, die Geistestätigkeit und das Seelenleben und sucht klarzulegen, unter welchen Bedingungen Störungen der nervösen Vorgänge auftreten, wie sie zu beseitigen und zu vermeiden sind.

Geisteskrankheiten. Von Anstaltsoberarzt Dr. Georg Ilberg. (Bd. 151.)
Erörtert an eingehend dargestellten Beispielen die wichtigsten Formen geistiger Erkrankung, um so die richtige Beurteilung der Zeichen geistiger Erkrankung und damit eine rechtzeitige verständnisvolle Behandlung derselben zu ermöglichen.

Die Geschlechtskrankheiten, ihr Wesen, ihre Verbreitung, Bekämpfung und Verhütung. Von Generaloberarzt Prof. Dr. Wilhelm Schumburg. Mit 4 Abbildungen und 1 Tafel. (Bd. 251.)
Gibt in sachlicher, aber rückhaltlos offener Darlegung ein Bild von dem Wesen der Geschlechtskrankheiten und von ihren Erregern, erörtert ausführlich ihre Bekämpfung und Verhütung, mit besonderer Rücksicht auf das gefährliche Treiben der Prostitution und der Kurpfuscher, die persönlichen Schutzmaßregeln, sowie die Aussichten auf erfolgreiche Behandlung.

Die fünf Sinne des Menschen. Von Prof. Dr. Josef Klemens Kreibig. 2. Auflage. Mit 30 Abbildungen. (Bd. 27.)
Eine Darstellung der einzelnen Sinnesgebiete, der Organe und ihrer Funktionsweise, der als Reiz wirkenden äußeren Ursachen, sowie der Empfindungen nach Inhalt, Stärke und Merkmalen.

Herz, Blutgefäße und Blut und ihre Erkrankungen. Von Prof. Dr. Heinrich Rosin. (Bd. 312.)
Eine allgemeinverständliche Darstellung von Bau und Funktion des Herzens und der Blutgefäße, sowie den verschiedenen Formen ihrer Erkrankungen.

Das Auge des Menschen und seine Gesundheitspflege. Von Privatdozent Dr. med. Georg Abelsdorff. Mit 15 Abbildungen. (Bd 149.)
Schildert die Anatomie des menschlichen Auges, sowie die Leistungen des Gesichtssinnes und behandelt die Hygiene des Auges, seine Erkrankungen und Verletzungen, Kurzsichtigkeit, Vererbung usw.

Die menschliche Stimme und ihre Hygiene. Von Prof. Dr. Paul H. Gerber. Mit 20 Abbildungen. (Bd. 136.)
Nach den notwendigsten Erörterungen über das Zustandekommen und über die Natur der Töne werden der Kehlkopf des Menschen und seine Funktion als musikalisches Instrument behandelt; dann werden die Gesang- und die Sprechstimme, ihre Ausbildung, ihre Fehler und Erkrankungen, sowie deren Verhütung und Behandlung erörtert.

Das menschliche Gebiß, seine Erkrankung und Pflege. Von Zahnarzt Fritz Jäger. Mit 24 Abbildungen. (Bd. 229.)
Schildert Entwicklung und Aufbau, sowie die Erkrankungen der Zähne, die Wechselbeziehungen zwischen Zahnzerstörnis und Gesamtorganismus und die zur Schaffung und Erhaltung eines gesunden Gebisses dienlichen Maßnahmen.

Die Tuberkulose, ihr Wesen, ihre Verbreitung, Ursache, Verhütung und Heilung. Von Generaloberarzt Prof. Dr. Wilhelm Schumburg. Mit 1 Tafel und 8 Figuren. (Bd. 47.)

Schildert nach einem Überblick über die Verbreitung der Tuberkulose das Wesen derselben, beschäftigt sich eingehend mit dem Tuberkelbazillus, bespricht die Maßnahmen, durch die man ihn von sich fernhalten kann, und erörtert die Fragen der Heilung der Tuberkulose.

Die krankheiterregenden Bakterien. Von Privatdozent Dr. Max Loehlein. Mit 31 Abbildungen. (Bd. 307.)

Gibt eine Darstellung der wichtigsten Errungenschaften der modernen Bakteriologie und eine Übersicht über die häufigen Infektionskrankheiten nach dem Stande der neueren Forschungen.

Der Säugling, seine Ernährung und seine Pflege. Von Dr. Walter Kaupe. Mit 17 Abbildungen. (Bd. 154.)

Will der jungen Mutter oder Pflegerin in allen in Betracht kommenden Fragen den nötigen Rat erteilen. Außer der allgemeinen geistigen und körperlichen Pflege des Kindchens werden besonders die natürliche und künstliche Ernährung behandelt und für alle diese Fälle zugleich praktische Anleitung gegeben.

Gesundheitslehre für Frauen. Von weil. Privatdozent Dr. Roland Stieher. Mit 13 Abbildungen. (Bd. 171.)

Unterrichtet über den Bau des weiblichen Organismus und seine Pflege vom Kindesalter an, vor allem aber eingehend über den Beruf der Frau als Gattin und Mutter.

Naturwissenschaften. Mathematik.

Die Grundbegriffe der modernen Naturlehre. Von Prof. Dr. Felix Auerbach. 2. Auflage. Mit 79 Figuren. (Bd. 40.)

Eine zusammenhängende, für jeden Gebildeten verständliche Entwicklung der in der modernen Naturlehre eine allgemeine und exakte Rolle spielenden Begriffe Raum und Bewegung, Kraft und Masse und der allgemeinen Eigenschaften der Materie, Arbeit, Energie und Entropie.

Die Lehre von der Energie. Von Dr. Alfred Stein. Mit 13 Figuren. (Bd. 257.)

Vermittelt für jeden verständlich eine Vorstellung von der umfassenden Einheitlichkeit, die durch die Aufstellung des Energiegesetzes in unsere gesamte Naturauffassung gekommen ist.

Moleküle — Atome — Weltäther. Von Prof. Dr. Gustav Mie. 2. Auflage. Mit 27 Figuren. (Bd. 58.)

Stellt die physikalische Atomlehre als die kurze, logische Zusammenfassung einer großen Menge physikalischer Tatsachen unter einem Begriffe dar, die ausführlich und nach Möglichkeit als einzelne Experimente geschildert werden.

Das Licht und die Farben. Von Prof. Dr. Leo Graetz. 2. Auflage. Mit 116 Abbildungen. (Bd. 17.)

Behandelt, ausgehend von der scheinbar geradlinigen Ausbreitung, Zurückwerfung und Brechung des Lichtes, das Wesen der Farben, die Beugungserscheinungen und die Photographie.

Sichtbare und unsichtbare Strahlen. Von Prof. Dr. Richard Börnstein und Prof. Dr. W. Marckwald. 2. Auflage. Mit 85 Abb. (Bd. 64.)

Schildert die verschiedenen Arten der Strahlen, darunter die Kathoden- und Röntgenstrahlen, die Hertzschen Wellen, die Strahlungen der radioaktiven Körper (Uran und Radium) nach ihrer Entstehung und Wirkungsweise, unter Darstellung der charakteristischen Vorgänge der Strahlung.

Einführung in die chemische Wissenschaft. Von Prof. Dr. Walter Löb. Mit 16 Figuren. (Bd. 264.)

Ermöglicht durch anschauliche Darstellung der den chemischen Vorgängen zugrunde liegenden allgemeinen Tatsachen, Begriffe und Gesetze ein gründliches Verständnis dieser und ihrer praktischen Anwendungen.

Die optischen Instrumente. Von Dr. Moritz von Rohr. Mit 84 Abbildungen. (Bd. 88.)
Gibt eine elementare Darstellung der optischen Instrumente nach den modernen Anschauungen, wobei das Ultramikroskop, die neuen Apparate zur Mikrophotographie mit ultraviolettem Licht, die Prismen- und die Zielfernrohre, die Projektionsapparate und stereoskopischen Entfernungsmesser erläutert werden.

Spektroskopie. Von Dr. L. Grebe. Mit 62 Abbildungen. (Bd. 284.)
Gibt eine von zahlreichen Abbildungen unterstützte Darstellung der spektroskopischen Forschung und ihrer weittragenden Ergebnisse für Wissenschaft und Technik.

Das Mikroskop, seine Optik, Geschichte und Anwendung. Von Dr. W. Scheffer. Mit 66 Abbildungen. (Bd. 35.)
Nach Erläuterung der optischen Konstruktion und Wirkung des Mikroskops und Darstellung der historischen Entwicklung wird eine Beschreibung der modernsten Mikroskoptypen, Hilfsapparate und Instrumente gegeben und gezeigt, wie die mikroskopische Untersuchung die Einsicht in Naturvorgänge vertieft.

Das Stereoskop und seine Anwendungen. Von Prof. Theodor Hartwig. Mit 40 Abbildungen und 19 Tafeln. (Bd. 135.)
Behandelt die verschiedenen Erscheinungen und Anwendungen der Stereoskopie, insbesondere die stereoskopischen Himmelsphotographien, die stereoskopische Darstellung mikroskopischer Objekte, das Stereoskop als Meßinstrument und die Bedeutung und Anwendung des Stereokomparators.

Die Lehre von der Wärme. Von Prof. Dr. Richard Börnstein. Mit 33 Abbildungen. (Bd. 172.)
Behandelt ausführlich die Tatsachen und Gesetze der Wärmelehre, Ausdehnung erwärmter Körper und Temperaturmessung, Wärmemessung, Wärme- und Kältequellen, Wärme als Energieform, Schmelzen und Erstarren, Sieden, Verdampfen und Verflüssigen, Verhalten des Wasserdampfes in der Atmosphäre, Dampf- und andere Wärmemaschinen und schließlich die Bewegung der Wärme.

Die Physik der Kälte. Von Dr. Heinrich Alt. (Bd. 311.)
Ein Überblick über die künstliche Erzeugung tiefster Temperaturen und ihre so wichtige technische Verwendung.

Luft, Wasser, Licht und Wärme. Neun Vorträge aus dem Gebiete der Experimental-Chemie. Von Prof. Dr. Reinhart Blochmann. 3. Aufl. Mit 115 Abbildungen. (Bd. 5.)
Führt unter besonderer Berücksichtigung der alltäglichen Erscheinungen des praktischen Lebens in das Verständnis der chemischen Erscheinungen ein und zeigt die außerordentliche Bedeutung derselben für unser Wohlergehen.

Das Wasser. Von Privatdoz. Dr. O. Anselmino. Mit 44 Abb. (Bd. 291.)
Gibt eine zusammenfassende Darstellung unseres gesamten Wissens über das Wasser, dies Lebenselement der Erde, unter besonderer Berücksichtigung des praktisch Wichtigen.

Natürliche und künstliche Pflanzen- und Tierstoffe. Von Dr. B. Bavink. Mit 7 Figuren. (Bd. 187.)
Will einen Einblick in die wichtigsten theoretischen Erkenntnisse der organischen Chemie geben und das Verständnis für ihre darauf begründeten praktischen Entdeckungen und Erfindungen vermitteln.

Der Luftstickstoff u. seine Verwertung. Von Prof. Dr. Karl Kaiser. (Bd. 313.)
Ein Überblick über Wesen, Bedeutung und Geschichte dieses wichtigsten und modernsten Problems der Agrikulturchemie bis auf die neuesten erfolgreichen Versuche zu seiner Lösung.

Die Erscheinungen des Lebens. Von Privatdozent Dr. H. Miehe. Mit 40 Figuren. (Bd. 130.)
Sucht eine umfassende Totalansicht des organischen Lebens zu geben, indem es nach einer Erörterung der spekulativen Vorstellungen über das Leben und einer Beschreibung des Protoplasmas und der Zelle die hauptsächlichsten Äußerungen des Lebens, wie Entwicklung, Ernährung, Atmung, das Sinnesleben, die Fortpflanzung, den Tod und die Variabilität behandelt.

Abstammungslehre und Darwinismus. Von Prof. Dr. Richard Hesse. 3. Auflage. Mit 37 Figuren. (Bd. 39.)
Gibt einen kurzen, aber klaren Einblick in den gegenwärtigen Stand der Abstammungslehre und sucht die Frage, wie die Umwandlung der organischen Wesen vor sich gegangen ist, nach dem neuesten Stande der Forschung zu beantworten.

Der Befruchtungsvorgang, sein Wesen und seine Bedeutung. Von Dr. Ernst Teichmann. Mit 7 Abbildungen und 4 Doppeltafeln. (Bd. 70.)
Eine gemeinverständliche, streng sachliche Darstellung der bedeutsamen Ergebnisse der modernen Forschung über das Befruchtungsproblem.

Das Werden und Vergehen der Pflanzen. Von Prof. Dr. Paul Gisevius. Mit 24 Abbildungen. (Bd. 173.)
Eine leichtfaßliche Darstellung alles dessen, was uns allgemein an der Pflanze interessiert, eine kleine „Botanik des praktischen Lebens".

Vermehrung und Sexualität bei den Pflanzen. Von Prof. Dr. Ernst Küster. Mit 38 Abbildungen. (Bd. 112.)
Gibt eine kurze Übersicht über die wichtigsten Formen der vegetativen Vermehrung und beschäftigt sich eingehend mit der Sexualität der Pflanzen, deren überraschend vielfache und mannigfaltige Äußerungen, ihre große Verbreitung im Pflanzenreich und ihre in allen Einzelheiten erkennbare Übereinstimmung mit der Sexualität der Tiere zur Darstellung gelangen.

Unsere wichtigsten Kulturpflanzen (die Getreidegräser). Von Prof. Dr. Karl Giesenhagen. 2. Aufl. Mit 38 Figuren. (Bd. 10.)
Behandelt die Getreidepflanzen und ihren Anbau nach botanischen wie kulturgeschichtlichen Gesichtspunkten, damit zugleich in anschaulichster Form allgemeine botanische Kenntnisse vermittelnd.

Der deutsche Wald. Von Prof. Dr. Hans Hausrath. Mit 15 Abbildungen und 2 Karten. (Bd. 153.)
Schildert unter Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung die Lebensbedingungen und den Zustand unseres deutschen Waldes, die Verwendung seiner Erzeugnisse sowie seine günstige Einwirkung auf Klima, Fruchtbarkeit, Sicherheit und Gesundheit des Landes, und erörtert zum Schlusse die Pflege des Waldes. Ein Büchlein also für jeden Waldfreund.

Der Obstbau. Von Dr. Ernst Voges. Mit 13 Abbildungen. (Bd. 107.)
Will über die wissenschaftlichen und technischen Grundlagen des Obstbaues sowie seine Naturgeschichte und große volkswirtschaftliche Bedeutung unterrichten. Die Geschichte des Obstbaues, das Leben des Obstbaumes, Obstbaumpflege und Obstbaumschutz, die wissenschaftliche Obstkunde, die Ästhetik des Obstbaues gelangen zur Behandlung.

Kolonialbotanik. Von Privatdoz. Dr. F. Tobler. Mit 21 Abb. (Bd. 184.)
Schildert die allgemeinen Grundlagen und Methoden tropischer Landwirtschaft und behandelt im besonderen die bekanntesten Kolonialprodukte, wie Kaffee, Zucker, Reis, Baumwolle usw.

Kaffee, Tee, Kakao und die übrigen narkotischen Getränke. Von Prof. Dr. Arwed Wieler. Mit 24 Abbildungen und 1 Karte. (Bd. 132.)
Behandelt Kaffee, Tee und Kakao, sowie Mate und Kola in bezug auf die Art und Verbreitung der Stammpflanzen, ihre Kultur und Ernte bis zur Gewinnung der fertigen Ware.

Die Pflanzenwelt des Mikroskops. Von Bürgerschullehrer Ernst Reukauf. Mit 100 Abbildungen. (Bd. 181.)
Eröffnet einen Einblick in den staunenswerten Formenreichtum des mikroskopischen Pflanzenlebens und lehrt den Ursachen ihrer wunderbaren Lebenserscheinungen nachforschen.

Die Tierwelt des Mikroskops (die Urtiere). Von Privatdozent Dr. Richard Goldschmidt. Mit 39 Abbildungen. (Bd. 160.)
Eröffnet dem Naturfreunde ein Bild reichen Lebens im Wassertropfen und sucht ihn zugleich zu eigener Beobachtung anzuleiten.

Die Beziehungen der Tiere zueinander und zur Pflanzenwelt. Von Prof. Dr. K. Kraepelin. (Bd. 79.)
Stellt in großen Zügen eine Fülle wechselseitiger Beziehungen der Organismen zueinander dar. Familienleben und Staatenbildung der Tiere, wie die interessanten Beziehungen der Tiere und Pflanzen zueinander werden geschildert.

Tierkunde. Eine Einführung in die Zoologie. Von Privatdoz. Dr. Kurt Hennings. Mit 34 Abb. (Bd. 142.)
Stellt die charakteristischen Eigenschaften aller Tiere — Bewegung und Empfindung, Stoffwechsel und Fortpflanzung — dar und sucht die Tätigkeit des Tierleibes aus seinem Bau verständlich zu machen.

Vergleichende Anatomie der Sinnesorgane der Wirbeltiere. Von Prof. Dr. Wilhelm Lubosch. Mit 107 Abbildungen. (Bd. 282.)
Gibt eine auf dem Entwicklungsgedanken aufgebaute allgemeinverständliche Darstellung eines der interessantesten Gebiete der modernen Naturforschung.

Die Stammesgeschichte unserer Haustiere. Von Prof. Dr. Carl Keller. Mit 28 Abbildungen. (Bd. 252.)
Schildert eingehend den Verlauf der Haustierwerdung, die allmählich eingetretene Umbildung der Rassen sowie insbesondere die Stammformen und Bildungsherde der einzelnen Haustiere.

Die Fortpflanzung der Tiere. Von Privatdozent Dr. Richard Goldschmidt. Mit 77 Abbildungen. (Bd. 253.)
Gewährt durch anschauliche Schilderung der zu den wechselvollsten und überraschendsten biologischen Tatsachen gehörenden Formen der tierischen Fortpflanzung sowie der Brutpflege Einblick in das mit der menschlichen Sittlichkeit in so engem Zusammenhang stehende Tatsachengebiet.

Deutsches Vogelleben. Von Prof. Dr. Alwin Voigt. (Bd. 221.)
Will durch Schilderung des deutschen Vogellebens in der Verschiedenartigkeit der Daseinsbedingungen in den wechselnden Landschaften die Kenntnis der charakteristischen Vogelarten und namentlich auch ihrer Stimmen fördern.

Vogelzug und Vogelschutz. Von Dr. Wilhelm R. Eckardt. (Bd. 218.)
Eine wissenschaftliche Erklärung der rätselhaften Tatsachen des Vogelzugs und der daraus entspringenden praktischen Forderungen des Vogelschutzes.

Korallen und andere gesteinsbildende Tiere. Von Prof. Dr. W. May. Mit 45 Abbildungen. (Bd. 231.)
Schildert die gesteinsbildenden Tiere, vor allem die für den Bau der Erdrinde so wichtigen Korallen nach Bau, Lebensweise und Vorkommen.

Lebensbedingungen und Verbreitung der Tiere. Von Prof. Dr. Otto Maas. Mit 11 Karten und Abbildungen. (Bd. 139.)
Zeigt die Tierwelt als Teil des organischen Erdganzen, die Abhängigkeit der Verbreitung des Tieres von dessen Lebensbedingungen wie von der Erdgeschichte, ferner von Nahrung, Temperatur, Licht, Luft und Vegetation, wie von dem Eingreifen des Menschen, und betrachtet an der Hand von Karten die geographische Einteilung der Tierwelt.

Die Bakterien. Von Prof. Dr. Ernst Gutzeit. Mit 13 Abbild. (Bd. 233.)
Setzt, gegenüber der laienhaften Identifikation von Bakterien und Krankheiten, die allgemeine Bedeutung der Kleinlebewelt für den Kreislauf des Stoffes in der Natur und dem Haushalt des Menschen auseinander.

Die Welt der Organismen. In Entwicklung und Zusammenhang dargestellt. Von Prof. Dr. Kurt Lampert. Mit 52 Abbildungen. (Bd. 236.)
Gibt einen allgemeinverständlichen Überblick über die Gesamtheit des Tier- und Pflanzenreiches, über den Aufbau der Organismen, ihre Lebensgeschichte, ihre Abhängigkeit von der äußeren Umgebung und die Wechselbeziehungen zwischen den einzelnen Gliedern der belebten Natur.

Zwiegestalt der Geschlechter in der Tierwelt (Dimorphismus). Von Dr. Friedrich Knauer. Mit 37 Abbildungen. (Bd. 148.)
Die merkwürdigen, oft erstaunlichen Verschiedenheiten in Aussehen und Bau der Tiergeschlechter werden durch zahlreiche Beispiele aus allen Gruppen auf wissenschaftlicher Grundlage dargestellt.

Die Ameisen. Von Dr. Friedrich Knauer. Mit 61 Figuren. (Bd. 94.)
Faßt die Ergebnisse der Forschungen über das Tun und Treiben einheimischer und exotischer Ameisen, über die Vielgestaltigkeit der Formen im Ameisenstaate, über die Bautätigkeit, Brutpflege und die ganze Ökonomie der Ameisen, über ihr Zusammenleben mit anderen Tieren und mit Pflanzen, und über die Sinnestätigkeit der Ameisen zusammen.

Das Süßwasser-Plankton. Von Dr. Otto Zacharias. Mit 49 Abbildungen. (Bd. 156.)
Gibt eine Anleitung zur Kenntnis jener mikroskopisch kleinen und für die Existenz der höheren Lebewesen und für die Naturgeschichte der Gewässer so wichtigen Tiere und Pflanzen. Die wichtigsten Formen werden vorgeführt und die merkwürdigen Lebensverhältnisse und -bedingungen dieser unsichtbaren Welt einfach und doch vielseitig erörtert.

Der Kampf zwischen Mensch und Tier. Von Prof. Dr. Karl Eckstein. 2. Auflage. Mit 51 Figuren. (Bd. 18.)
Der hohe wirtschaftliche Bedeutung beanspruchende Kampf zwischen Mensch und Tier erfährt eine eingehende Darstellung, wobei besonders die Kampfmittel beider Gegner, hier Schußwaffen, Fallen, Gifte oder auch besondere Wirtschaftsmethoden, dort spitzige Kralle, scharfer Zahn, furchtbares Gift, List und Gewandtheit geschildert werden.

Wind und Wetter. Von Prof. Dr. Leonhard Weber. 2. Auflage. Mit 28 Figuren und 3 Tafeln. (Bd. 55.)
Schildert die historischen Wurzeln der Meteorologie, ihre physikalischen Grundlagen und ihre Bedeutung im gesamten Gebiete des Wissens, erörtert die hauptsächlichsten Aufgaben, die dem ausübenden Meteorologen obliegen, wie die praktische Anwendung in der Wettervorhersage.

Der Bau des Weltalls. Von Prof. Dr. J. Scheiner. 3. Auflage. Mit 26 Figuren. (Bd. 24.)
Gibt eine anschauliche Darstellung vom Bau des Weltalls wie der einzelnen Weltkörper und der Mittel zu ihrer Erforschung.

Entstehung der Welt und der Erde, nach Sage und Wissenschaft. Von Geh. Regierungsrat Prof. D. M. B. Weinstein. (Bd. 223.)
Zeigt, wie die Frage der Entstehung der Welt und der Erde in den Sagen aller Völker und Zeiten und in den Theorien der Wissenschaft beantwortet worden ist.

Das astronomische Weltbild im Wandel der Zeit. Von Prof. Dr. Samuel Oppenheim. Mit 24 Abbildungen. (Bd. 110.)
Schildert den Kampf des geozentrischen und heliozentrischen Weltbildes, wie er schon im Altertum bei den Griechen entstanden ist, anderthalb Jahrtausende später zu Beginn der Neuzeit durch Kopernikus von neuem aufgenommen wurde und da erst mit einem Siege des heliozentrischen Systems schloß.

Der Mond. Von Prof. Dr. Julius Franz. Mit 31 Abbild. (Bd. 90.)
Gibt die Ergebnisse der neueren Mondforschung wieder, erörtert die Mondbewegung und Mondbahn, bespricht den Einfluß des Mondes auf die Erde und behandelt die Fragen der Oberflächenbedingungen des Mondes und die charakteristischen Mondgebilde, anschaulich zusammengefaßt in „Beobachtungen eines Mondbewohners", endlich die Bewohnbarkeit des Mondes.

Die Planeten. Von Prof. Dr. Bruno Peter. Mit 18 Figuren. (Bd. 240.)
Bietet unter steter Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung unserer Erkenntnis eine eingehende Darstellung der einzelnen Körper unseres Planetensystems und ihres Wesens.

Der Kalender. Von Prof. Dr. W. F. Wislicenus. (Bd. 69.)
Erklärt die für unsere Zeitrechnung bedeutsamen astronomischen Erscheinungen und schildert die historische Entwicklung des Kalenderwesens vom römischen Kalender ausgehend, den Werdegang der christlichen Kalender bis auf die neueste Zeit verfolgend, setzt ihre Einrichtungen auseinander und lehrt die Berechnung kalendarischer Angaben.

Aus der Vorzeit der Erde. Von Prof. Dr. Fritz Frech. In 5 Bänden. 2. Auflage. Mit zahlreichen Abbildungen. (Bd. 207—211.)
In 5 Bänden wird eine vollständige Darstellung der Fragen der allgemeinen Geologie und physischen Erdkunde gegeben, wobei Übersichtstabellen die Fachausdrücke und die Reihenfolge der geologischen Perioden erläutern und auf neue, vorwiegend nach Original-Photographien angefertigte Abbildungen und auf anschauliche, lebendige Schilderung besonders Wert gelegt ist.

Aus Natur und Geisteswelt.

Jeder Band geheftet M. 1.—, in Leinwand gebunden M. 1.25.

Band I: Gebirgsbau, Erdbebenlehre und Vulkanismus. (Bd. 207.)
Band II: Kohlenbildung und Klima der Vorzeit. (Bd. 208.)
Band III: Die Arbeit des fließenden Wassers. Eine Einleitung in die physikalische Geologie. Mit 51 Abbildungen im Text und auf 3 Tafeln. (Bd. 209.)
Behandelt als eines der interessantesten Gebiete der Geologie die Arbeit fließenden Wassers, Talbildung u. Karstphänomen, Höhlenbildung u. Schlammvulkane, Wildbäche, Quellen u. Grundwasser.
Band IV: Die Arbeit des Ozeans und die chemische Tätigkeit des Wassers im allgemeinen. Mit 1 Titelbild und 51 Textabbildungen. (Bd. 210.)
Behandelt die grundlegenden erdgeschichtlichen Vorgänge der Bodenbildung und Abtragung, der Küstenbrandung und maritimen Gesteinsbildung und schließlich die Geographie der großen Ozeane in Vergangenheit und Zukunft.
Band V: Gletscher und Eiszeit. (Bd. 211.)

Arithmetik und Algebra zum Selbstunterricht. Von Prof. Dr. Paul Crantz. In 2 Bänden. Mit Figuren. (Bd. 120. 205.)
I. Teil: Die Rechnungsarten. Gleichungen ersten Grades mit einer und mehreren Unbekannten. Gleichungen zweiten Grades. 2. Auflage. Mit 9 Figuren. (Bd. 120.)
II. Teil: Gleichungen. Arithmetische und geometrische Reihen. Zinseszins- und Rentenrechnung. Komplexe Zahlen. Binomischer Lehrsatz. Mit 21 Figuren. (Bd. 205.)
Band I unterrichtet in leicht faßlicher, für das Selbststudium geeigneter eingehender Darstellung unter Beifügung ausführlich berechneter Beispiele über die sieben Rechnungsarten, die Gleichungen ersten Grades mit einer und mehreren Unbekannten und die Gleichungen zweiten Grades mit einer Unbekannten, Band II ebenso über Gleichungen höheren Grades, arithmetische und geometrische Reihen, Zinseszins- und Rentenrechnung, komplexe Zahlen und über den binomischen Lehrsatz.

Einführung in die Infinitesimalrechnung mit einer historischen Übersicht. Von Prof. Dr. Gerhard Kowalewski. Mit 18 Fig. (Bd. 197.)
Will, ohne große Kenntnis vorauszusetzen, in die moderne Behandlungsweise der Infinitesimalrechnung einführen, die die Grundlage der gesamten mathematischen Naturwissenschaft bildet.

Mathematische Spiele. Von Dr. Wilhelm Ahrens. Mit 70 Fig. (Bd. 170.)
Ein kurzweiliger und doch zuverlässiger Führer für jeden, dem das tiefere Verständnis der täglich von ihm geübten Unterhaltungsspiele Freude macht.

Das Schachspiel und seine strategischen Prinzipien. Von Dr. Max Lange. Mit den Bildnissen E. Laskers und P. Morphys, 1 Schachbrettafel und 43 Darstellungen von Übungsspielen. (Bd. 281.)
Sucht durch eingehende, leichtverständliche Einführung in die Spielgesetze sowie durch eine größere, mit Erläuterungen versehene Auswahl interessanter Schachgänge berühmter Meister diesem anregendsten und geistreichsten aller Spiele neue Freunde und Anhänger zu werben.

Hierzu siehe ferner:
Janson, Meeresforschung und Meeresleben S. 17.

Angewandte Naturwissenschaft. Technik.

Am sausenden Webstuhl der Zeit. Übersicht über die Wirkungen der Entwicklung der Naturwissenschaften und der Technik auf das gesamte Kulturleben. Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Ing. Wilhelm Launhardt. 2. Aufl. Mit 16 Abbildungen. (Bd. 23.)
Ein geistreicher Rückblick auf die Entwicklung der Naturwissenschaften und der Technik, der die Weltwunder unserer Zeit verdankt werden.

Die Uhr. Von Reg.-Bauführer a. D. H. Bock. Mit 47 Abbild. (Bd. 216.)
Behandelt Grundlagen und Technik der Zeitmessung, sowie eingehend, durch zahlreiche technische Zeichnungen unterstützt, den Mechanismus der Zeitmesser und der feinen Präzisionsuhren nach seiner theoretischen Grundlage wie in seinen wichtigsten Teilen.

Bilder aus der Ingenieurtechnik. Von Baurat Kurt Merckel. Mit 43 Abbildungen. (Bd. 60.)
Zeigt in einer Schilderung der Ingenieurbauten der Babylonier und Assyrer, der Ingenieurtechnik der alten Aegypter unter vergleichsweiser Behandlung der modernen Irrigationsanlagen daselbst, der Schöpfungen der antiken griechischen Ingenieure, des Städtebaues im Altertum und der römischen Wasserleitungsbauten die hohen Leistungen der Völker des Altertums.

Aus Natur und Geisteswelt.

Jeder Band geheftet M. 1.—, in Leinwand gebunden M. 1.25.

Schöpfungen der Ingenieurtechnik der Neuzeit. Von Baurat Kurt Merckel. 2. Auflage. Mit 55 Abbildungen. (Bd. 28.)
Führt eine Reihe interessanter Ingenieurbauten, die Gebirgsbahnen und die Gebirgsstraßen der Schweiz und Tirols, die großen Eisenbahnverbindungen in Asien, endlich die modernen Kanal- und Hafenbauten nach ihrer technischen und wirtschaftlichen Bedeutung vor.

Der Eisenbetonbau. Von Dipl.-Ing. E. Haimovici. Mit 81 Abb. (Bd. 275.)
Gibt eine fachmännische und dabei doch allgemein verständliche Darstellung dieses neuesten, in seiner Bedeutung für Hoch- und Tiefbau, Brücken- und Wasserbau stetig wachsenden Zweiges der Technik.

Das Eisenhüttenwesen. Von Geh. Bergrat Prof. Dr. Hermann Wedding. 3. Auflage. Mit 15 Figuren. (Bd. 20.)
Schildert, wie Eisen erzeugt und in seine Gebrauchsformen gebracht wird, wobei besonders der Hochofenprozeß nach seinen chemischen, physikalischen und geologischen Grundlagen dargestellt und die Erzeugung der verschiedenen Eisenarten und die dabei in Betracht kommenden Prozesse erörtert werden.

Die Metalle. Von Prof. Dr. Karl Scheid. 2. Auflage. Mit 16 Abb. (Bd. 29.)
Behandelt die für Kulturleben und Industrie wichtigen Metalle, die mutmaßliche Bildung der Erze, die Gewinnung der Metalle aus den Erzen, das Hüttenwesen mit seinen verschiedenen Systemen, die Fundorte der Metalle, ihre Eigenschaften, Verwendung und Verbreitung.

Mechanik. Bd. I. Die Mechanik der festen Körper. Von Geh. Regierungsrat Albrecht von Ihering. Mit 61 Abbildungen. (Bd. 303.)
Durch Anwendung der graphischen Methode und Einfügung instruktiver Beispiele eine ausgezeichnete Darstellung der Grundlehren der Mechanik der festen Körper.
Band II: Die Mechanik der flüssigen Körper. (In Vorbereitung.)
Band III: Die Mechanik der gasförmigen Körper. (In Vorbereitung.)

Maschinenelemente. Von Prof. Richard Vater. Mit 184 Abb. (Bd. 301.)
Eine Übersicht über die Fülle der einzelnen ineinandergreifenden Teile, aus denen die Maschinen zusammengesetzt sind, und ihre Wirkungsweise.

Hebezeuge. Das Heben fester, flüssiger und luftförmiger Körper. Von Prof. Richard Vater. Mit 67 Abbildungen. (Bd. 196.)
Eine für weitere Kreise bestimmte, durch zahlreiche einfache Skizzen unterstützte Abhandlung über die Hebezeuge, wobei das Heben fester, flüssiger und luftförmiger Körper nach dem neuesten Stande der Forschungen eingehend behandelt wird.

Dampf und Dampfmaschine. Von Prof. Richard Vater. 2. Auflage. Mit 45 Abbildungen. (Bd. 63.)
Schildert die inneren Vorgänge im Dampfkessel und namentlich im Zylinder der Dampfmaschine, um so ein richtiges Verständnis des Wesens der Dampfmaschine und der in der Dampfmaschine sich abspielenden Vorgänge zu ermöglichen.

Einführung in die Theorie und den Bau der neueren Wärmekraftmaschinen (Gasmaschinen). Von Prof. Richard Vater. 3. Auflage. Mit 33 Abbildungen. (Bd. 21.)
Gibt eine die neuesten Fortschritte berücksichtigende Darstellung des Wesens, Betriebes und der Bauart der immer wichtiger werdenden Benzin-, Petroleum- und Spiritusmaschinen.

Neuere Fortschritte auf dem Gebiete der Wärmekraftmaschinen. Von Prof. Richard Vater. 2. Auflage. Mit 48 Abbildungen. (Bd. 86.)
Will ein Urteil über die Konkurrenz der modernen Wärmekraftmaschinen nach ihren Vor- und Nachteilen ermöglichen und weiter in Bau und Wirkungsweise der Dampfturbine einführen.

Die Wasserkraftmaschinen und die Ausnützung der Wasserkräfte. Von Geh. Regierungsrat Albrecht v. Ihering. Mit 73 Figuren. (Bd. 228.)
Führt von dem primitiven Mühlrad bis zu den großartigen Anlagen, mit denen die moderne Technik die Kraft des Wassers zu den gewaltigsten Leistungen auszunutzen versteht.

Landwirtsch. Maschinenkunde. Von Prof. Dr. Gust. Fischer. (Bd. 316.)
Ein Überblick über die verschiedenen Arten der landwirtschaftlichen Maschinen und ihre modernsten Vervollkommnungen.

Die Eisenbahnen, ihre Entstehung und gegenwärtige Verbreitung. Von Prof. Dr. Friedrich Hahn. Mit zahlreichen Abbildungen. (Bd. 71.)
Nach einem Rückblick auf die frühesten Zeiten des Eisenbahnbaues führt der Verfasser die moderne Eisenbahn im allgemeinen nach ihren Hauptmerkmalen vor. Der Bau des Bahnkörpers, der Tunnel, die großen Brückenbauten sowie der Betrieb selbst werden besprochen, schließlich ein Überblick über die geographische Verbreitung der Eisenbahnen gegeben.

Heizung und Lüftung. Von Ingenieur Johann Eugen Mayer. Mit 40 Abbildungen. (Bd. 241.)
Will über die verschiedenen Lüftungs- und Heizungsarten menschlicher Wohn- und Aufenthaltsräume orientieren und zugleich ein Bild von der modernen Lüftungs- und Heizungstechnik geben, um dadurch Interesse und Verständnis für die dabei in Betracht kommenden, in gesundheitlicher Beziehung so überaus wichtigen Gesichtspunkte zu erwecken.

Die technische Entwicklung der Eisenbahnen der Gegenwart. Von Eisenbahnbau- u. Betriebsinsp. Ernst Biedermann. Mit 50 Abb. (Bd. 144.)
Behandelt die wichtigsten Gebiete der modernen Eisenbahntechnik, Oberbau, Entwicklung und Umfang der Spurbahnnetze in den verschiedenen Ländern, die Geschichte des Lokomotivenwesens bis zur Ausbildung der Heißdampflokomotiven einerseits und des elektrischen Betriebes andererseits sowie der Sicherung des Betriebes durch Stellwerks- und Blockanlagen.

Das Automobil. Eine Einführung in Bau und Betrieb des modernen Kraftwagens. Von Ing. Karl Blau. Mit 83 Abbild. (Bd. 166.)
Gibt einen anschaulichen Überblick über das Gesamtgebiet des modernen Automobilismus, wobei besonders das Benzinautomobil, das Elektromobil und das Dampfautomobil nach ihren Kraftquellen und sonstigen technischen Einrichtungen wie Zündung, Kühlung, Bremsen, Steuerung, Bereifung usw. besprochen werden.

Grundlagen der Elektrotechnik. Von Dr. Rudolf Blochmann. Mit 128 Abbildungen. (Bd. 168.)
Eine durch lehrreiche Abbildungen unterstützte Darstellung der elektrischen Erscheinungen, ihrer Grundgesetze und ihrer Beziehungen zum Magnetismus sowie eine Einführung in das Verständnis der zahlreichen praktischen Anwendungen der Elektrizität.

Die Telegraphen- und Fernsprechtechnik in ihrer Entwicklung. Von Telegrapheninspektor Helmut Brick. Mit 58 Abbildungen. (Bd. 235.)
Eine erschöpfende Darstellung der geschichtlichen Entwicklung, der rechtlichen und technischen Grundlagen sowie der Organisation und der verschiedenen Betriebsformen des Telegraphie- und Fernsprechwesens der Erde.

Drähte und Kabel, ihre Anfertigung und Anwendung in der Elektrotechnik. Von Telegrapheninspektor Helmuth Brick. Mit 47 Abb. (Bd. 285.)
Gibt, ohne auf technische Einzelheiten einzugehen, durch Illustrationen unterstützt, nach einer elementaren Darstellung der Theorie der Leitung, einen allgemein verständlichen Überblick über die Herstellung, Beschaffenheit und Wirkungsweise aller zur Übermittlung von elektrischem Strom dienenden Leitungen.

Die Funkentelegraphie. Von Oberpostpraktikant H. Thurn. Mit 53 Illustrationen. (Bd. 167.)
Nach eingehender Darstellung des Systems Telefunken werden die für die verschiedenen Anwendungsgebiete erforderlichen Konstruktionstypen vorgeführt, wobei nach dem neuesten Stand von Wissenschaft und Technik in jüngster Zeit ausgeführte Anlagen beschrieben werden. Danach wird der Einfluß der Funkentelegraphie auf Wirtschaftsverkehr und Wirtschaftsleben sowie die Regelung der Funkentelegraphie im deutschen und internationalen Verkehr erörtert.

Nautik. Von Oberlehrer Dr. Johannes Möller. Mit 58 Fig. (Bd. 255.)
Gibt eine allgemeinverständliche Übersicht über das gesamte Gebiet der Steuermannskunst, die Mittel und Methoden, mit deren Hilfe der Seemann sein Schiff sicher über See bringt.

Die Luftschiffahrt, ihre wissenschaftlichen Grundlagen und ihre technische Entwicklung. Von Dr. Raimund Nimführ. 2. Aufl. Mit 42 Abb. (Bd. 300.)
Bietet eine umfassende Darstellung der wissenschaftlichen Grundlagen und technischen Entwicklung der Luftschiffahrt, indem es vor allem das Problem des Vogelfluges und das aerostatische und aerodynamische Prinzip des künstlichen Fluges behandelt und eine ausführliche, durch zahlreiche Abbildungen unterstützte Beschreibung der verschiedenen Konstruktionen von Luftschiffen, von der Montgolfiere bis zum Motorballon und zum modernen Aeroplan gibt.

Die Beleuchtungsarten der Gegenwart. Von Dr. phil. Wilhelm Brüsch. Mit 155 Abbildungen. (Bd. 108.)
Behandelt die technischen und wissenschaftlichen Bedingungen für die Herstellung einer wirtschaftlichen Lichtquelle und die Methoden für die Beurteilung ihres wirklichen Wertes für den Verbraucher, die einzelnen Beleuchtungsarten sowohl hinsichtlich ihrer physikalischen und chemischen Grundlagen als auch ihrer Technik und Herstellung.

Bilder aus der chemischen Technik. Von Dr. Artur Müller. Mit 24 Abbildungen. (Bd. 191.)
Eine durch lehrreiche Abbildungen unterstützte Darstellung der Ziele und Hilfsmittel der chemischen Technik im allgemeinen, wie der wichtigsten Gebiete (z. B.: Schwefelsäure, Soda, Chlor, Salpetersäure, Teerdestillation, Farbstoffe) im besonderen.

Agrikulturchemie. Von Dr. P. Krische. Mit 21 Abbild. (Bd. 314.)
Eine allgemeinverständliche Übersicht über Geschichte, Aufgaben, Methoden, Resultate und Erfolge dieses volkswirtschaftlich so wichtigen Zweiges der angewandten Chemie.

Chemie und Technologie der Sprengstoffe. Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Rud. Biedermann. Mit 15 Fig. (Bd. 286.)
Gibt eine allgemeinverständliche, umfassende Schilderung des Gebietes der Sprengstoffe, ihrer Geschichte und ihrer Herstellung bis zur modernen Sprengstoffgroßindustrie, ihrer Fabrikation, Zusammensetzung und Wirkungsweise sowie ihrer Anwendung auf den verschiedenen Gebieten.

Photochemie. Von Prof. Dr. Gottfried Kümmell. Mit 23 Abb. (Bd. 227.)
Erklärt in einer für jeden verständlichen Darstellung die chemischen Vorgänge und Gesetze der Einwirkung des Lichtes auf die verschiedenen Substanzen und ihre praktische Anwendung, besonders in der Photographie, bis zu dem jüngsten Verfahren der Farbenphotographie.

Elektrochemie. Von Prof. Dr. Kurt Arndt. Mit 38 Abb. (Bd. 234.)
Eröffnet einen klaren Einblick in die wissenschaftlichen Grundlagen dieses modernsten Zweiges der Chemie, um dann seine glänzenden technischen Erfolge vor Augen zu führen.

Die Naturwissenschaften im Haushalt. Von Dr. Johannes Bongardt. In 2 Bänden. Mit zahlreichen Abbildungen. (Bd. 125. 126.)
I. Teil: Wie sorgt die Hausfrau für die Gesundheit der Familie? Mit 31 Abb. (Bd. 125.)
II. Teil: Wie sorgt die Hausfrau für gute Nahrung? Mit 17 Abb. (Bd. 126.)
Selbst gebildete Hausfrauen können sich Fragen nicht beantworten wie die, weshalb sie z. B. kondensierte Milch auch in der heißen Zeit in offenen Gefäßen aufbewahren können, weshalb sie hartem Wasser Soda zusetzen, weshalb Obst im kupfernen Kessel nicht erkalten soll. Da soll hier an der Hand einfacher Beispiele, unterstützt durch Experimente und Abbildungen, das naturwissenschaftliche Denken der Leserinnen so geschult werden, daß sie befähigt werden, auch solche Fragen selbst zu beantworten, die das Buch unberücksichtigt läßt.

Chemie in Küche und Haus. Von weil. Prof. Dr. Gustav Abel. 2. Aufl. von Dr. Joseph Klein. Mit einer mehrfarbigen Doppeltafel. (Bd. 76.)
Gibt eine vollständige Übersicht und Belehrung über die Natur der in Küche und Haus sich vollziehenden mannigfachen chemischen Prozesse.

Hierzu siehe ferner:

Unger, Wie ein Buch entsteht. S. 7. **Bruns**, Die Telegraphie. S. 15. **Graetz**, Das Licht und die Farben. S. 20. **Alt**, Die Physik der Kälte. S. 21. **Bavink**, Natürliche und künstliche Pflanzen- und Tierstoffe. S. 21. **Kaiser**, Der Luftstickstoff. S. 21.

VERLAG VON B. G. TEUBNER IN LEIPZIG UND BERLIN

DIE KULTUR DER GEGENWART

IHRE ENTWICKLUNG UND IHRE ZIELE

HERAUSGEGEBEN VON PROFESSOR PAUL HINNEBERG

In 4 Teilen. Lex.-8. Jeder Teil zerfällt in einzelne inhaltlich vollständig in sich abgeschlossene und einzeln käufliche Bände (Abteilungen).

Teil I: **Die geisteswissenschaftlichen Kulturgebiete.** I. Hälfte. Religion und Philosophie, Literatur, Musik und Kunst (mit vorangehender Einleitung zu dem Gesamtwerk).

Teil II: **Die geisteswissenschaftlichen Kulturgebiete.** 2. Hälfte. Staat und Gesellschaft, Recht und Wirtschaft.

Teil III: **Die naturwissenschaftlichen Kulturgebiete.** Mathematik, Anorganische und organische Naturwissenschaften, Medizin.

Teil IV: **Die technischen Kulturgebiete.** Bautechnik, Maschinentechnik, industrielle Technik, Landwirtschaftliche Technik, Handels- und Verkehrstechnik.

Die „Kultur der Gegenwart" soll **eine systematisch aufgebaute, geschichtlich begründete Gesamtdarstellung** unserer heutigen Kultur darbieten, indem sie die Fundamentalergebnisse der einzelnen Kulturgebiete nach ihrer Bedeutung für die gesamte Kultur der Gegenwart und für deren Weiterentwicklung in großen Zügen zur Darstellung bringt. Das Werk vereinigt eine **Zahl erster Namen aus allen Gebieten der Wissenschaft und Praxis** und bietet Darstellungen der einzelnen Gebiete jeweils aus der Feder des dazu Berufensten **in gemeinverständlicher, künstlerisch gewählter Sprache auf knappstem Raume.**

„... Wenden wir aber unseren Blick zu den einzelnen Leistungen, die hier in reichlichster Fülle geboten sind, dann wissen wir in der Tat nicht, was wir herausgreifen und nennen sollen. Aus jedem der angedeuteten Gebiete hat ja ein Meister seines Faches das Wichtigste kurz und übersichtlich gegeben, bald aus seiner Geschichte das Wesen des behandelten Gegenstandes erläuternd, bald ihn in mehr prinzipieller und schematischer Form vor dem Leser ausbreitend. Abgesehen von dem Wert der hervorragenden Einzelleistungen erhält das ganze Unternehmen, zu dem es gehört, seinen besonderen Wert dadurch, daß es versucht, unser Wissen und Können zu einer möglichst systematischen Einheit zu verarbeiten. Damit wird es einem gebieterischen Bedürfnis unserer aus der seelischen Zerklüftung zur Einheit strebenden Zeit gerecht und steht so da als ein bedeutsames Zeichen der Zeit." **(Deutsche Zeitung.)**

Probeheft und Sonder-Prospekte über die einzelnen Abteilungen (mit Auszug aus dem Vorwort des Herausgebers, der Inhaltsübersicht des Gesamtwerkes, dem Autoren-Verzeichnis und mit Probestücken aus dem Werke) werden auf Wunsch umsonst und postfrei vom Verlag versandt.

Bisher sind erschienen:

Die allgemeinen Grundlagen der Kultur der Gegenwart.

(I. 1.) [XV u. 671 S.] Lex.-8. 1906. Geh. ℳ 16.—, in Leinwand geb. ℳ 18.—.

Inhalt: Das Wesen der Kultur: W. Lexis. — Das moderne Bildungswesen: Fr. Paulsen. — Die wichtigsten Bildungsmittel. A. Schulen und Hochschulen. Das Volksschulwesen: G. Schöppa. Das höhere Knabenschulwesen: A. Matthias. Das höhere Mädchenschulwesen: H. Gaudig. Das Fach- und Fortbildungsschulwesen: G. Kerschensteiner. Die geisteswissenschaftliche Hochschulausbildung: Fr. Paulsen. Die naturwissenschaftliche Hochschulausbildung: W. v. Dyck. B. Museen. Kunst- und Kunstgewerbe-Museen: L. Pallat. Naturwissenschaftlich-technische Museen: K. Kraepelin. C. Ausstellungen. Kunst- und Kunstgewerbe-Ausstellungen: J. Lessing. Naturwissenschaftlich-technische Ausstellungen: O. N. Witt. D. Die Musik: G. Göhler. E. Das Theater: P. Schlenther. F. Das Zeitungswesen: K. Bücher. G. Das Buch: R. Pietschmann. H. Die Bibliotheken: F. Milkau. — Die Organisation der Wissenschaft: H. Diels.

Die orientalischen Religionen mit Einleitung „Die Anfänge der Religion und die Religion der primitiven Völker“.

(I. III. 1.) [VII u. 267 S.] Lex.-8. 1906. Geh. ℳ 7.—, in Leinwand geb. ℳ 9.—.

Inhalt: Die Anfänge der Religion und die Religion der primitiven Völker: Edv. Lehmann. — I. Die ägyptische Religion: Adolf Erman. — II. Die asiatischen Religionen. Die babylonisch-assyrische Religion: C. Bezold. Die indische Religion: H. Oldenberg. Die iranische Religion: H. Oldenberg. Die Religion des Islams: J. Goldziher. Der Lamaismus: A. Grünwedel. Die Religionen der Chinesen: J. J. M. de Groot. Die Religionen der Japaner: a) Der Shintoismus: K. Florenz. b) Der Buddhismus: H. Haas.

Die christliche Religion mit Einschluß der israelitisch-jüdischen Religion.

(I. 4.) [X u. 752 S.] Lex.-8. 1906. Geh. ℳ 16.—, in Leinwand geb. ℳ 18.—. Auch in zwei Hälften:

I. Geschichte der christlichen Religion. Geh. ℳ 9.60, geb. ℳ 11.—.

Inhalt: Die israelitisch-jüdische Religion: J. Wellhausen. Die Religion Jesu und die Anfänge des Christentums bis zum Nicaenum (325): A. Jülicher. Kirche und Staat bis zur Gründung der Staatskirche: A. Harnack. Griechisch-orthodoxes Christentum und Kirche in Mittelalter und Neuzeit: N. Bonwetsch. Christentum und Kirche Westeuropas im Mittelalter: K. Müller. Katholisches Christentum und Kirche in der Neuzeit: F. X. Funk. Protestantisches Christentum und Kirche in der Neuzeit: E. Troeltsch.

II. Systematische christliche Theologie. Geh. ℳ 6.60, geb. ℳ 8.—

Inhalt: Wesen der Religion und der Religionswissenschaft: E. Troeltsch. Christlich-katholische Dogmatik: J. Pohle. Christlich-katholische Ethik: J. Mausbach. Christlich-katholische praktische Theologie: C. Krieg. Christlich-protestantische Dogmatik: W. Herrmann. Christlich-protestantische Ethik: R. Seeberg. Christlich-protestantische praktische Theologie: W. Faber. Die Zukunftsaufgaben der Religion und der Religionswissenschaft: H. J. Holtzmann.

Allgemeine Geschichte der Philosophie.

(I. 5.) [VIII u. 572 S.] Lex.-8. 1909. Geh. ℳ 12.—, in Leinwand geb. ℳ 14.—.

Inhalt: Einleitung. Die Anfänge der Philosophie und die Philosophie der primitiven Völker: Wilhelm Wundt. I. Die indische Philosophie: Hermann Oldenberg. II. Die islamische und die jüdische Philosophie: Ignaz Goldziher. III. Die chinesische Philosophie: Wilhelm Grube. IV. Die japanische Philosophie: Tetsujiro Inouye. V. Die europäische Philosophie des Altertums: Hans von Arnim. VI. Die europäische Philosophie des Mittelalters: Clemens Bäumker. VII. Die neuere Philosophie: Wilh. Windelband.

Systematische Philosophie.

(I. 6.) 2., durchgesehene Aufl. [X u. 435 S.] Lex.-8. 1908. Geh. ℳ 10.—, in Leinwand geb. ℳ 12.—.

Inhalt: Allgemeines. Das Wesen der Philosophie: Wilhelm Dilthey. Die einzelnen Teilgebiete. I. Logik und Erkenntnistheorie: Alois Riehl. II. Metaphysik: Wilhelm Wundt. III. Naturphilosophie: Wilhelm Ostwald. IV. Psychologie: Hermann Ebbinghaus. V. Philosophie der Geschichte: Rudolf Eucken. VI. Ethik: Friedrich Paulsen. VII. Pädagogik: Wilhelm Münch. VIII. Ästhetik: Theodor Lipps. — Die Zukunftsaufgaben der Philosophie: Friedrich Paulsen.

Die orientalischen Literaturen mit Einleitung „Die Anfänge der Literatur und die Literatur der primitiven Völker". (I. 7.) [IX u. 419 S.] Lex.-8. 1906. Geh. ℳ 10.–, in Leinwand geb. ℳ 12.–.

Inhalt: Die Anfänge der Literatur und die Lit. der primitiven Völker: E. Schmidt. — Die ägyptische Lit.: A. Erman. Die babylonisch-assyrische Lit.: C. Bezold. Die israelitische Lit.: H. Gunkel. Die aramäische Lit.: Th. Nöldeke. Die äthiopische Lit.: Th. Nöldeke. Die arabische Lit.: M. J. de Goeje. Die indische Lit.: R. Pischel. Die altpersische Lit.: K. Geldner. Die mittelpersische Lit.: P. Horn. Die neupersische Lit.: P. Horn. Die türkische Lit.: P. Horn. Die armenische Lit.: F. N. Finck. Die georgische Lit.: F. N. Finck. Die chinesische Lit.: W. Grube. Die japanische Lit.: K. Florenz.

Die griechische und lateinische Literatur und Sprache.

(I. 8.) 2. Auflage. [VIII u. 494 S.] Lex.-8. 1907. Geh. ℳ 10.—, in Leinwand geb. ℳ 12.—.

Inhalt: I. Die griechische Literatur und Sprache. Die griechische Literatur des Altertums: U. v. Wilamowitz-Moellendorff. Die griechische Literatur des Mittelalters: K. Krumbacher. Die griechische Sprache: J. Wackernagel. II. Die lateinische Literatur und Sprache. Die römische Literatur des Altertums: Fr. Leo. Die lateinische Literatur im Übergang vom Altertum zum Mittelalter: E. Norden. Die lateinische Sprache: F. Skutsch.

Die osteuropäischen Literaturen und die slawischen Sprachen.

(I. 9.) [VIII u. 396 S.] 1908. Geh. ℳ 10.—, in Leinwand geb. ℳ 12.—.

Inhalt: Die slawischen Sprachen: V. v. Jagić. — Die russische Literatur: A. Wesselovsky. Die polnische Literatur: A. Brückner. Die böhmische Literatur: J. Máchal. Die südslawischen Literaturen: M. Murko. Die neugriechische Literatur: O. Thumb. Die ungarische Literatur: Fr. Riedl. Die finnische Literatur: E. N. Setälä. Die estnische Literatur: G. Suits. Die litauische Literatur: A. Bezzenberger. Die lettische Literatur: E. Wolter.

Die romanischen Literaturen und Sprachen mit Einschluß des Keltischen. (I. XI. 1.) [VII u. 499 S.] Lex.-8. 1909. Geh. ℳ 12.–, in Leinwand geb. ℳ 14.–.

Inhalt: I. Die keltischen Literaturen. 1. Sprache und Literatur der Kelten im allgemeinen: Heinrich Zimmer. 2. Die einzelnen keltischen Literaturen. a) Die irisch-gälische Literatur: Kuno Meyer. b) Die schottisch-gälische und die Manx-Literatur. c) Die kymrische (walisische) Literatur. d) Die kornische und die bretonische Literatur: Ludwig Christian Stern. — II. Die romanischen Literaturen. 1. Frankreich bis zum Ende des 15. Jahrhunderts. 2. Italien bis zum Ende des 17. Jahrhunderts. 3. Die kastilische und portugiesische Literatur bis zum Ende des 17. Jahrhunderts. 4. Frankreich bis zur Romantik. 5. Die übrige Romania bis zur Romantik. 6. Das 19. Jahrhundert: Heinrich Morf. — III. Die romanischen Sprachen: Wilhelm Meyer-Lübke.

Staat und Gesellschaft der neueren Zeit (bis zur französ. Revolution). (II. V. 1.) Bearb. v. F. v. Bezold, E. Gothein und R. Koser. [VI u. 349 S.] Lex.-8. 1908. Geh. ℳ 9.–, in Lwd. geb. ℳ 11.–.

Inhalt: I. Staat und Gesellschaft des Reformationszeitalters. a) Staatensystem und Machtverschiebungen. b) Der moderne Staat und die Revolution. c) Die gesellschaftlichen Wandlungen und die neue Geisteskultur: Friedrich von Bezold. II. Staat und Gesellschaft des Zeitalters der Gegenreformation: Eberh. Gothein. III. Staat und Gesellschaft zur Höhezeit des Absolutismus. a) Tendenzen, Erfolge und Niederlagen des Absolutismus. b) Zustände der Gesellschaft. c) Abwandlungen des europäischen Staatensystems: Reinh. Koser.

Allgemeine Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte des Staates und der Gesellschaft. (II. 2.)

Inhalt: I. Anfänge der Verfassung und der Verwaltung; Verfassung und Verwaltung der primitiven Völker: A. Vierkandt. II. Orientalische Verfassung und Verwaltung des Altertums, Mittelalters und der Neuzeit. 1. Altertum: L. Wenger. 2. Mittelalter und Neuzeit. a) Nordafrikanische und westafrikanische (islamische) Verfassung und Verwaltung: M. Hartmann. b) Ostasiatische Verfassung und Verwaltung: O. Franke. III. Europäische Verfassung und Verwaltung. 1. Altertum: L. Wenger. 2. Mittelalter: A. Luschin v. Ebengreuth. 3. Neuzeit: O. Hintze.

Staat und Gesellschaft des Orients. (II. 3.)

Inhalt: I. Anfänge des Staates und der Gesellschaft. Staat und Gesellschaft der primitiven Völker: A. Vierkandt. — II. Staat und Gesellschaft des Orients im Altertum, Mittelalter und der Neuzeit. A. Altertum. G. Maspero. B. Mittelalter und Neuzeit. 1. Staat und Gesellschaft Nordafrikas und Westasiens. (Die islamischen Völker): M. Hartmann. 2. Staat und Gesellschaft Ostasiens. a) Staat und Gesellschaft Chinas: O. Franke. b) Staat und Gesellschaft Japans: K. Rathgen.

Systematische Rechtswissenschaft. (II. 8.) [X, LX u. 526 S.] Lex.-8. 1906. Geh. *M* 14.—, in Leinwand geb. *M* 16.—.

Inhalt: Allgemeines Wesen des Rechtes und der Rechtswissenschaft: R. Stammler. Die einzelnen Teilgebiete: Privatrecht. Bürgerliches Recht: R. Sohm. Handels- und Wechselrecht: G. Gareis. Versicherungsrecht: V. Ehrenberg. Internationales Privatrecht: L. v. Bar. Zivilprozeßrecht: L. v. Seuffert. Strafrecht und Strafprozeßrecht: F. v. Liszt. Kirchenrecht: W. Kahl. Staatsrecht: P. Laband. Verwaltungsrecht. Justiz und Verwaltung: G. Anschütz. Polizei und Kulturpflege: E. Bernatzik. Völkerrecht: F. v. Martitz. Die Zukunftsaufgaben des Rechtes und der Rechtswissenschaft: R. Stammler.

Allgemeine Volkswirtschaftslehre. (II. X. 1.) Von W. Lexis. Geh. M. 7.—, in Leinwand geb. M. 9.—.

Inhalt. Einleitung. — Der Kreislauf der Volkswirtschaft. I. Der Wert. II. Die Nachfrage. III. Die Produktion. IV. Kapitalvermögen und Unternehmung. V. Das Angebot. VI. Die Preisbildung. VII. Handel und Preise. VIII. Das Geld. IX. Kredit- und Bankwesen. X. Der Wert der Geldeinheit. XI. Das Einkommen. XII. Näheres über Arbeitseinkommen und Kapitalgewinn. XIII. Die Grundrente. XIV. Produktion und Einkommen. XV. Krisen. XVI. Die Konsumtion. XVII. Produktion und Verteilung. XVIII. Zukunftsaussichten.

In Vorbereitung befinden sich:

Aufgaben und Methoden der Geisteswissenschaften. (I. 2.) — Europäische Religion des Altertums. (I. III. 2.) — Deutsche Literatur und Sprache. (I. 10.) — Englische Literatur und Sprache, skandinavische Literatur und allgemeine Literaturwissenschaft. (I. XI. 2.) — Die Musik. (I. 12.) — Orientalische Kunst. Europäische Kunst des Altertums. (I. 13.) — Europäische Kunst des Mittelalters und der Neuzeit. Allgemeine Kunstwissenschaft. (I. 14.) — Völker-, Länder- und Staatenkunde. (II. 1.) — Staat und Gesellschaft Europas im Altertum und Mittelalter. (II. 4.) — Staat und Gesellschaft der neuesten Zeit. (II. V. 2.) — System der Staats- und Gesellschafts-Wissenschaft. (II. 6.) — Allgemeine Rechtsgeschichte mit Geschichte der Rechtswissenschaft. (II. 7.) — Allgemeine Wirtschaftsgeschichte mit Geschichte der Volkswirtschaftslehre. (II. 9.)

Schaffen und Schauen

Ein Führer ins Leben

Von deutscher Art und Arbeit
Geb. 5 M.

Des Menschen Sein und Werden
Geb. 5 M.

Unter Mitwirkung von R. Bürkner, H. Dade, R. Deutsch, A. Dominicus, K. Dove, E. Fuchs, P. Klopfer, E. Koerber, O. Lyon, E. Maier, G. Maier, C. v. Maltzahn, †A. v. Reinhardt, F. A. Schmidt, O. Schnabel, G. Steinhausen, E. Teichmann, A. Thimm, K. Vorländer, A. Witting, G. Wolff, Th. Zielinski. — Mit 8 allegorischen Zeichnungen von Alois Kolb.

Das Buch will der deutschen Jugend ein Führer ins Leben sein. Es möchte ihr Augen und Herzen öffnen, um sie tüchtig zu machen, schaffend und schauend am Bau unseres nationalen Lebens tatkräftigen Anteil zu nehmen, möchte sie in diesem Sinne zu tüchtigen Staatsbürgern erziehen helfen und sie deshalb besonders bei der Berufswahl vor kurzsichtig befangenem, oder einseitig vorschnellem Urteil bewahren. Dazu sucht es einen lebensvollen, aber objektiven Überblick zu geben über all die Kräfte, die das Leben unseres Volkes bewegen, und in deren inneres Wesen hineinzuführen, ihr geschichtliches Werden und Bedingtsein aufzuweisen. In dieser Absicht werden im ersten Band das deutsche Land als Boden deutscher Kultur, das deutsche Volk in seiner Eigenart, das deutsche Reich in seinem Werden, die deutsche Volkswirtschaft nach ihren Grundlagen und in ihren wichtigsten Zweigen, der Staat und seine Aufgaben, für Wehr und Recht, für Bildung wie für Förderung und Ordnung des sozialen Lebens zu sorgen, die bedeutsamsten wirtschaftspolitischen Fragen und die wesentlichsten staatsbürgerlichen Bestrebungen, endlich die wichtigsten Berufsarten behandelt. Im zweiten Band werden erörtert die Stellung des Menschen in der Natur, die Grundbedingungen und Äußerungen seines leiblichen und seines geistigen Daseins, das Werden unserer geistigen Kultur in Antike, Christentum und Volkstum, Wesen und Aufgaben der wissenschaftlichen Forschung im allgemeinen wie der Geistes- und Naturwissenschaften im besonderen, die Bedeutung der Philosophie, Religion und Kunst als Erfüllung tiefwurzelnder menschlicher Lebensbedürfnisse und endlich zusammenfassend die Gestaltung der Lebensführung auf den in dem Werke dargestellten Grundlagen.

Inhaltsübersicht.

I. Band. Das deutsche Land. Das deutsche Volk. Wie das Deutsche Reich geworden. Das Deutsche Reich im Zeitalter der Weltmächte. — Die Grundlagen der Volkswirtschaft. Die deutsche Volkswirtschaft der Gegenwart. Land- und Forstwirtschaft. Der Bergbau. Die Industrie. Die Technik. Das Kunstgewerbe und die Architektur. Der Handel. Das Verkehrswesen. — Der Staat. Die Wehrmacht des Staates. Die äußere Vertretung. Das Recht. Das Bildungswesen. Sonstige Verwaltungsaufgaben des modernen Staates. Organisation der Staats- und Gemeindeverwaltung. Wirtschaftspolitische Fragen (Steuerpolitik. Handelspolitik. Kolonialpolitik. Die Boden- und Wohnungsfrage. Das Bevölkerungsproblem. Die Frauenarbeit. Sozialpolitik). Staatsbürgerliche Bestrebungen (Politische Parteien. Wirtschaftliche Vereine. Soziale Bestrebungen. Bildungsbestrebungen. Frauenbewegung. Die Presse). — Die Vorbildung. Der Beruf. Die wichtigsten Berufe. — **II. Band.** Des Menschen Herkunft und Stellung in der Natur. Des menschlichen Körpers Bau und Leben. Des Menschen Seele. Die Entwicklung der geistigen Kultur. — Die Wissenschaft und ihre Pflege. Die mathematischen Wissenschaften. Die Naturwissenschaften. Die Geisteswissenschaften. — Die Philosophie. Die Kunst. Die Religion. — Das Leben. Der Beruf. Volk und Staat. Persönliches Leben. Lebensgemeinschaften. Der Wert des Lebens.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

AlluG allg.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST-DATE
STAMPED BELOW

OCT 2 1915

13Nov'48JS
JAN 5 1964

30m-1,'15

...beschreibendem Text gegen Einsendung von 30 Pfennigen (Ausland 40 Pfennigen) vom Verlag B. G. Teubner in Leipzig, Poststraße 3.

Weise, O
Schrift und
buchwesen
283804
Z112
W4
AUG 31 1914
OCT 2 1915
DEC 27
AUG 7 1919
SEP 8
AUG 1926
MAY 1926
C110966
283804
Z.112
W4
UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

farb

...
handenen
Indessen es
müssen vo
bäude und
werden sie
man sich v
zu Weihna
merken.
ist ein Ge
kleinen Bl
erschwingl

„
Bewegung entsprungen sind, begrüßen wir eins mit ganz ungetrübter Freude: den 'künstlerischen Wandschmuck für Schule und Haus', den die Firma B. G. Teubner in Leipzig herausgibt. ... Wir haben hier wirklich einmal ein aus warmer Liebe zur guten Sache mit rechtem Verständnis in ehrlichem Bemühen geschaffenes Unternehmen vor uns — fördern wir es, ihm und uns zu Nutz, nach Kräften!" (Kunstwart.)

„Alt und jung war begeistert, geradezu glücklich über die Kraft malerischer Wirkungen, die hier für verhältnismäßig billigen Preis dargeboten wird. Endlich einmal etwas, was dem öden Öldruckbilde gewöhnlicher Art mit Erfolg gegenübertreten kann." (Die Hilfe.)

„Es läßt sich kaum noch etwas zum Ruhme dieser wirklich künstlerischen Steinzeichnungen sagen, die nun schon in den weitesten Kreisen des Volkes allen Beifall gefunden und — was ausschlaggebend ist — von den anspruchvollsten Kunstfreunden ebenso begehrt werden, wie von jenen, denen es längst ein vergeblicher Wunsch war, das Heim wenigstens mit einem farbigen Original zu schmücken. Was sehr selten vorkommt: hier begegnet sich wirklich einmal des Volkes Lust am Beschauen und des Kenners Freude [redacted] ußenwelt." (Kunst für Alle.)

... Es ist [redacted] riginalen Kunst sehen zu lernen, als an vielen h [redacted] as Auge zu verbilden und totes Wissen zu lerne [redacted] (Illustrierte Zeitung.)